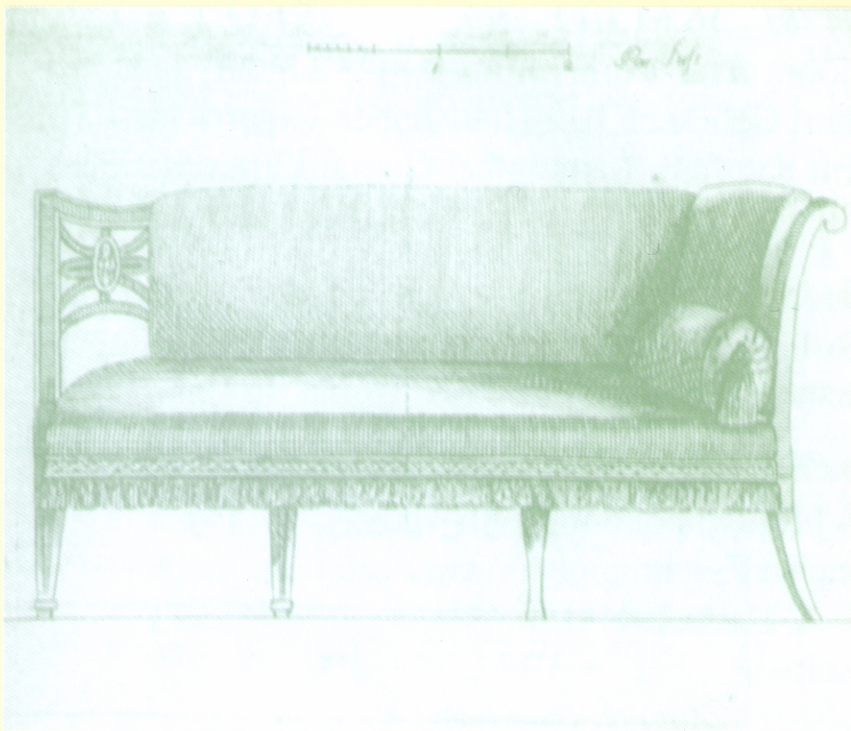


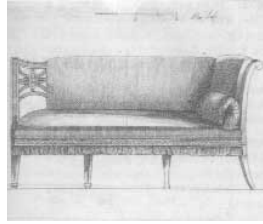
Quellen zur Geschichte Thüringens

Herausgegeben von
Heidi-Melanie Maier

„Gestern Abend schlief er auf dem Sofa ein“

Alltägliches Leben um 1800

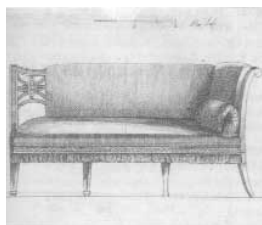




Quellen zur Geschichte Thüringens
Alltägliches Leben

„Gestern Abend schlief er auf dem Sofa ein ...“

Quellen zur Geschichte Thüringens



**„Gestern Abend schlief er auf
dem Sofa ein ...“**

Alltägliches Leben

Herausgegeben
von
Heidi-Melanie Maier

Titelabbildung: Journal des Luxus und der Moden.

Titelzitat aus: Dorothea Michaelis-Veit-Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 28. Oktober 1800 (Text 39).

Text Rückseite: Friedrich Christian Laukhard: Bordelle in Halle, in: Friedrich Christian Laukhard: Leben und Schicksale; von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Halle 1792, 2. Theil, S. 119-120.

Landeszentrale für politische Bildung Thüringen
Regierungsstraße 73, 99084 Erfurt
www.thueringen.de/de/lzt
2004
ISBN 3-931426-80-7

Inhalt

Einführung

Die „Künste der Geselligkeit zu lehren“ –	
Zwischen Alltag und Poesie	13
Geselligkeit und Romantik	15
Der Alltag romantischer Geselligkeit	19
Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe	24

Alltag

1. Johann Christoph Adelung: Alltag	27
2. Joachim Heinrich Campe: Der Alltag	29

Thüringen

3. Fürstenthum Weimar, nebst der jenaischen Landesportion	31
4. Fürstenthum Eisenach	33
5. Herzogthum Gotha	34
6. Fürstenthum Altenburg	35
7. Grafschaft Schwarzburg	36
8. Grafschaft Hohnstein	37
9. Die Grafschaften Wernigerode und Stolberg	38
10. Thüringen in Zahlen	39

Häusliches Leben

11. Wie bey einer ungeschickten, säuischen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend ist	43
12. Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung	47
13. Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29. Juli 1792 ..	52
14. Lebenshaltung in Jena 1798	58
15. A. W. Schlegels Kreis	60
16. Ein Monat im Leben der Sophie Mereau-Brentano ...	61
17. Zimmer-Heitzung mit erwärmter Luft	62

18. Gotthilf Heinrich Schubert an Emil von Herder, 15. Juni 1800	65
19. Ein englischer Gurcken-Schneider	68
20. Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an August Wilhelm Schlegel, 8. Mai 1801	71
21. Tarif der neuen Fleischsteuer	76
22. Von Tischen, Stühlen, Betten und Geschirr	77

Arbeit

23. Johann Wolfgang Goethe: Über die verschie- denen Zweige der hiesigen Thätigkeit	83
24. Streit des Gerbers Eckardt mit der Maurerinnung in Jena	96
25. Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 28. Oktober 1799	97
26. Novalis an Julius Wilhem von Oppel, Anfang Dezember 1799	102
27. Der Erzbergbau zu Ilmenau	108
28. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 12. März 1801	108
29. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 22. März 1801	110
30. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 14. April 1801	112
31. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 4. Mai 1801	115

Informationswesen

32. Ueber politische und gelehrte Zeitungen und Intelligenzblätter	119
33. Über die Nationalzeitung der Deutschen	126
34. Dreizehnter Brief: Gotha	128

Akademische Bildung

35. Aufwendungen eines Studenten an der Universität Jena 1798	137
36. Berufung von Friedrich Schiller nach Jena	138
37. Jenenser Studenten. Gries	140
38. Berufung Friedrich Wilhelm Schellings als a.o. Professor der Philosophie nach Jena	142
39. Dorothea Michaelis-Veit-Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 28. Oktober 1800	142

Liebe und Ehe

40. Heiratsgenehmigung für den Jäger Blumenstein	146
41. Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Karl Gustav von Brinkman, 2. Februar 1799	146
42. Clemens Brentano an Sophie Mereau, 5. Februar 1799	151
43. Clemens Brentano an Sophie Mereau, 21. Mai 1799	152
44. Über den Umgang der beiden Geschlechter	154
45. Verheiratungen	158

Kindererziehung

46. Lebensregeln, geschrieben für Sophie Brentano von ihrer Mutter, Maximiliane von La Roche	168
47. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 28. April 1797	170
48. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 15. Juli 1797	172
49. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 25. Juli 1797	173
50. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 26. August 1797	175
51. Hauswirtschaft. Schreiben eines Landpredigers an seine Tochter	177

Vergnügen

52. Bordelle in Halle	189
53. Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Luise Gotter, 25. Dezember 1796	191
54. Konzession zur Aufstellung eines Billards	196

55. Antrag einer Genehmigung einer Theateraufführung in Jena	197
56. Die Kirchweihfeier zu Effelder	198
57. Aufführung von Mozart's Requiem in der Hauptkirche zu Weimar	201

Lesekultur

58. Etwas über Romanenleserei und Leihbibliotheken ..	205
59. Glücklichsste Begeisterung	210
60. Eine Damen-Bibliothek	218
61. Langer Stuhl zum Lesen eingerichtet	219
62. Was wird gelesen?	221
63. Zirkel-Romane	225

Mode

64. Ode an die Mode, zum neuen Jahre gesungen	229
65. Erfurt 1798	231
66. Aber die Frauen haben ja jetzt keine Taille mehr! ...	232
67. Aufruf an die Modewelt zur Errichtung eines Mode-Telegraphen	238

Religion

68. Dorothea Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Caroline Paulus, 23. Februar 1806	246
69. Religiöses Empfinden	251
70. Kirchstühle und Kirchstuhlordnung	253

Tod

71. Wie der Herr Hauptmann von Mildheim gestorben und begraben worden, und was sich dabey für ein großes Unglück veroffenbaret	261
72. Novalis an Friedrich Schlegel, 28. Juli 1800	265
73. August Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck, 14. September 1800	266

74. Clemens Brentano an Carl von Savigny, November 1806	268
75. Gebräuche beim Sterben und Leichenbegäng- nissen	271
76. Gotthilf Heinrich Schubert an Emil von Herder, 9. März 1810	278
 Anmerkungen	 283
Literaturverzeichnis	293
Verzeichnis der Abbildungen	299
Drucknachweise	300
Texte	
Abbildungen	

So rock and roll, so corporate suit
So damn ugly, so damn cute,
So well trained, so animal

Robbie Williams, Come Undone (2003)

Einführung

Die „Künste der Geselligkeit zu lehren“¹ – Zwischen Alltag und Poesie

„Lieber Freund ich muß mich rasend sputen, daher kömt die Confusion in meinen Schreiben, ich unterhielte mich gern länger mit Ihnen, nur habe ich nicht viel Zeit. Die schöne Geselligkeit kostet gar viele Zeit.“² schrieb Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel (nachfolgend Schlegel) an ihren Freund, den Theologen und Philosophen Friedrich Schleiermacher am 16. Januar 1800. Die beiden hatten sich einige Zeit nicht gesehen und Schlegel griff Erinnerungen an gemeinsam verbrachte Tage auf. Ihr Brief tritt an die Stelle einer direkten Unterhaltung mit dem Adressaten. Er ist dahingeworfen und wirkt, als müsse er schnell erzählt und gesprochen werden. Dorothea verwirrt sich in ihren Formulierungen an manchen Stellen, sammelt ihre Gedanken neu und schließt den Brief schnell ab, um ihn noch in die Post zu geben.

In dieser kleinen Situation ist alles enthalten, was in den hier vorliegenden Bänden im Mittelpunkt der Darstellung steht: Die Verbindung, die gegenseitige Abhängigkeit und Durchdringung von Alltag und Dichtung innerhalb einer Gruppe von Personen, deren Lebenswelten durch geselliges Beisammensein und intellektuellen Austausch bestimmt sind. Die auf drei Bände angelegte Ausgabe* widmet sich drei Themenbereichen. Band 1 enthält *Quellen zum alltäglichen Leben* um 1800. Band 2 gibt einen Blick auf das Tagesgeschehen in transzendierter Form:

* Die Bände 21, 22 und 23 der Reihe Quellen zur Geschichte Thüringens sind thematisch aufeinander abgestimmt.

Die beteiligten Personen schildern den erlebten Alltag in ihren *Briefen*. Durch die literarische und wissenschaftliche Bildung der Briefschreiber und durch die künstlerische Bearbeitung der Gedanken und Erlebnisse wird Alltäglichkeit neu gestaltet. Band 3 bietet eine Auswahl der in den dokumentierten alltäglichen Lebenswelten entstandenen *literarischen Texte*. Damit sind die Bände Beleg für ein Kommunikationsmodell um 1800. Dieses ist geprägt durch die außergewöhnliche örtliche und zeitliche Konstellation der Protagonisten. Diese sind das Bindeglied in der vorliegenden Dokumentation.

Die Akteure gehören zu dem als Freundschaftsbund zu bezeichnenden Romantikerkreis in Jena. Deren Zusammenkunft kristallisiert sich in der dortigen ‚Wohngemeinschaft‘ der Schlegels und ist in ihrer erweiterten Form bei den regelmäßigen Treffen zu beobachten. Die Brüder Schlegel, Friedrich und August Wilhelm, Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel und Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, Novalis und Friedrich Schleiermacher, Friedrich Immanuel Niethammer und Johann Gottlieb Fichte u.a. sind an diesen geselligen Runden beteiligt. Man logiert bei den Schlegels, lädt Freunde und Bekannte aus dem universitären Umfeld zu größeren Runden ein und pflegt einen regen Gedankenaustausch.

Warum steht der Personenkreis um die Brüder Schlegel in Jena im Mittelpunkt der Darstellung? Warum ist es die unter dem zusammenfassenden Begriff ‚Romantikerkreis‘ bekannte Personengruppe, die hier das Interesse des Lesers wecken soll? Die Antwort ist relativ einfach: Der Romantikerkreis ist zeitlich und geographisch gut einzugrenzen: Die komplexen Verbindungen der Personen untereinander sind anschaulich und in angemessenem Umfang darstellbar. Außerdem sind ihre Beziehungen so intensiv, dass nahezu alle Lebensbereiche in den Korrespondenzen thematisiert werden. Die beteiligten Personen waren während ihrer Jenaer Zeit gesellschaftlich noch nicht etabliert. Sie standen in keinen festen Anstellungsverhältnissen und konnten auf keine materielle Sicherheit bauen, alltägliche Sor-

gen und Nöte – wie z.B. drückende Schulden, Wohnungsnot und Beschäftigungsprobleme – nahmen neben intellektuellen Problemen einen breiten Raum in den Gesprächen und Korrespondenzen ein. Gerade dies macht die Verbindung und Verquickung der künstlerisch-philosophischen Themen zum Alltagsleben erst deutlich. Denn nur sie erlaubt es, die alltägliche Lebenswelt gemeinsam mit der literarischen zu sehen und eine gegenseitige Durchdringung anzunehmen.

Geselligkeit und Romantik

„Die romantische Poesie ist eine progressive Universalpoesie. Ihre Bestimmung ist nicht bloß, alle getrennte Gattungen der Poesie wieder zu vereinigen, und die Poesie mit der Philosophie, und Rhetorik in Berührung zu setzen. Sie will, und soll auch Poesie und Prosa, Genialität und Kritik, Kunstpoesie, und Naturpoesie bald mischen, bald verschmelzen, die Poesie lebendig und gesellig, und das Leben und die Gesellschaft poetisch machen, den Witz poetisieren, und die Formen der Kunst mit gediegnem Bildungsstoff jeder Art anfüllen und sättigen, und durch die Schwingungen des Humors beseelen. Sie umfaßt alles, was nur poetisch ist, vom größten wieder mehrere Systeme in sich enthaltenden Systeme der Kunst, bis zu dem Seufzer, dem Kuß, den das dichtende Kind aushaucht in kunstlosen Gesang.“³

Friedrich Schlegels Charakterisierung formuliert pointiert den Kern der unter dem Namen Romantik bekannten literarischen Epoche. Darunter ist eine literarische, natur- und geisteswissenschaftliche Bewegung um das Jahr 1800 zusammengefasst. Zentral ist ihr – und ihren Protagonisten – ein Streben nach Einheit und Ganzheit. Damit einher geht der Wunsch nach einem umfassenden Gesamtkunstwerk, der Aufhebung der Widersprüche und Gegensätze zwischen Leben und Kunst. Die Beto-

nung der Inhalte verschiebt sich dabei zu emotionalen Werten und Maßstäben, sodass nicht nur Vernunft, Rationalität und klassische Schlichtheit im Zentrum der Literatur, der Kunst und des Lebens stehen, wie beispielsweise in der Weimarer Klassik, sondern Phantasie und Intellekt zusammengehen.

Die mystische Frömmigkeit des Pietismus und der schrankenlose Individualismus des Sturm und Drangs waren Anknüpfungspunkte, die die Romantik aufgriff. Auch sie setzten auf die subjektive Emotionalität und suchten einen auf Empfindsamkeit und Selbstbespiegelung basierten Weg nach Innen. Doch bei den Romantikern war es nicht nur die Suche nach dem eigenen Ich. Es ging nicht um den puren Subjektivismus, sondern man ging weiter, um einen Weg zur Welt zu finden und um eine neue Weltsicht zu gewinnen.

Daher sind es auch qualitativ andere Gruppierungen und Freundschaftsbünde unter den Romantikern als es die Zusammenschlüsse in der Empfindsamkeit oder der Klassik waren. Keine harmonische Verbindung stand mehr im Mittelpunkt, sondern ein Geistesbund zum Austausch von Ideen. Kontroverse Standpunkte und Meinungen waren dem eher förderlich. Dies kann man unschwer am Schlegelkreis und seinen Mitgliedern sehen.

Zu dem engeren Kreis sind zu zählen: Friedrich Schlegel (1772-1829), August Wilhelm Schlegel (1767-1845), Dorothea Schlegel (1763-1839), Caroline Schelling (1763-1809) und ihre Tochter Auguste Böhmer (1785-1800), Friedrich Freiherr von Hardenberg, genannt Novalis (1772-1801), der Philosoph Friedrich Schleiermacher (1768-1834) – der aber nie in Jena war –, Ludwig Tieck (1773-1853), der Physiker Johann Wilhelm Ritter (1776-1810) und der Theologe, Philosoph und Jenaer Professor Friedrich Immanuel Niethammer (1766-1848), der dem Jenaer Kreis eng verbunden war. Nicht zu vergessen ist der Biograph der Romantiker Henrik Steffens (1773-1845), der in seinen Lebenserinnerungen einen interessanten Blick auf den Jenaer Romantikerkreis wirft. An der Ausbildung des Kreises und an

der Formulierung der philosophischen, literarischen und lebensweltlichen Ideen waren vor allem auch die Philosophen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775-1854), Johann Gottlieb Fichte (1762-1814) und der Pädagoge August Ludwig Hülsen (1765-1810) beteiligt.

Im Sinne Friedrich Schlegels stand im Mittelpunkt der Gruppe das gemeinsame Denken und Philosophieren – auch bei widersprüchlichen Positionen. Für dieses gemeinsame Denken hatte Friedrich Schlegel den Begriff der Symphilosophie geschaffen – und dehnte diesen auch auf andere Lebensbereiche aus. Synexistieren und Synfaulenzen gehörten selbstverständlich zu den gemeinsamen Erlebnissen der Romantiker.

Der Zusammenschluss der Gruppe war kein Zufall. Mit Jena war ein ideeller und intellektueller Ort für eine Gruppe von Intellektuellen geschaffen, die an keinem festen Standort situiert und nicht institutionell gebunden waren. Sie verband das gemeinsame Wissen, dass eine geistige Veränderung der Gesellschaft nur gemeinschaftlich herbeigeführt werden könne.

Der zeitliche Rahmen, in dem sich die geselligen Kreise der Romantiker in Jena zusammenfanden, war dabei maßgeblich von Friedrich Schlegel und seinem Bruder August Wilhelm abhängig. Daher wird der Zusammenschluss auch als Schlegelkreis bezeichnet.

1793 hatte Friedrich Schlegel sein Studium der Rechtswissenschaft aufgegeben und versuchte, sich als freier Schriftsteller zu etablieren. Nach zwei Jahren Aufenthalt in Dresden, wo sich schon ein kleiner Kreis von Freunden um ihn sammelte, folgte ab August 1796 der erste längere Aufenthalt in Jena. Nach dem Scheitern der Mitarbeit an Friedrich Schillers *Horen* ging er im Juli 1797 frustriert nach Berlin. Dort begegnete er seiner späteren Ehefrau Dorothea Veit und lebte einige Zeit zusammen mit Friedrich Schleiermacher in einer Art geistigen Wohngemeinschaft. Ebenso machte er dort die Bekanntschaft mit Ludwig Tieck. Gemeinsam mit seinem Bruder August Wilhelm gründete er die wichtigste Zeitschrift der Romantik, das *Athenaeum*.

Damit hatten sich die Mitglieder des Schlegelkreises eine gemeinsame Diskussionsplattform und ein Publikationsorgan geschaffen. Nach seinem Berlinaufenthalt kehrte Friedrich im Herbst 1799 nach Jena zurück. Caroline, Dorothea, Novalis und Tieck stießen zu dem Jenaer Kreis und man versuchte das zu verwirklichen, was man als Lebensmodell und intellektuelle Herausforderung in Briefen, Romanen und Gedichten theoretisch formuliert hatte. Nur knapp zwei Jahre sollten diese geselligen Runden überdauern.

Im Jahr 1800 musste das *Athenaeum* im dritten Jahr sein Erscheinen einstellen. Im Frühjahr 1801 starb Novalis, August Wilhelm Schlegel ging nach Berlin und Friedrich Schlegel verließ im April 1801 Jena, nachdem er vergeblich versucht hatte, sich als Dozent an der Universität zu etablieren. Von Jena ging er nach Dresden und dann weiter nach Paris, immer von Dorothea begleitet. 1804 heirateten sie. In Paris machten seine Sanskritstudien den Schwerpunkt seiner Beschäftigung aus. 1808 konvertierten er und Dorothea zum Katholizismus. Weitere Versuche sich beruflich zu etablieren sollten erst 1809 durch die Vermittlung einer Stelle als Hofsekretär in Wien durch seinen Bruder enden.

Die geselligen Kreise der Romantiker hatten sich aus Jena verabschiedet und die einzelnen Mitglieder des Freundeskreises gingen getrennte Wege. Neue Lebens-, Diskussions- und Lesekreise bildeten sich in Dresden, in Berlin und an anderen Orten. Aber die Besonderheiten der Jenaer Treffen und geselligen Runden lagen in der einmaligen Konstellation eines relativ geschlossenen Personenkreises, ihrer freundschaftlichen und intellektuellen Bindungen untereinander und ihrer größtenteils unsicheren Lebenssituationen.

Friedrich Schlegel formulierte den Anspruch und seine Einlösung des geselligen Bundes in Jena in einem kurzen Text im *Athenaeum*: „Vielleicht würde eine ganz neue Epoche der Wissenschaften und Künste beginnen, wenn die Symphilosophie und Symposie so allgemein und so innig würde, daß es nichts

seltner mehr wäre, wenn mehr sich gegenseitig ergänzende Naturen gemeinschaftliche Werke bildeten.“⁴

Schlegel begründete damit ein Programm, das nicht nur die Literatur, sondern das ganze Leben umschließen sollte. Die Forderung nach einem Gesamtkunstwerk lag im Raum und deshalb kann man für die vorliegenden Bände formulieren: es geht um die Durchdringung – und letztendlich um die Poetisierung – des ganzen Lebens. Dass diese Forderung nur eine theoretische war scheint einleuchtend. Und natürlich gelang es nicht immer, vor allem nicht im Alltag und innerhalb der Zweierbeziehungen der Gruppe, Poesie und Wirklichkeit miteinander zu vereinigen. Aber die Bestrebungen aller Beteiligten zielten in eine gemeinsame Richtung.

Und vielleicht gelang es nur Caroline, den Anspruch an Freiheit, den Friedrich Schlegel in seinem Roman *Lucinde* formuliert hatte in der Realität umzusetzen. Sie löste sich über alle Konventionen hinweg aus ihrer bürgerlichen Existenz. Sie bekam ein uneheliches Kind, tat sich mit August Wilhelm Schlegel zusammen, um schließlich einen neuen Lebensweg mit Friedrich Wilhelm Joseph Schelling einzuschlagen. Dabei hatte sie stets die Selbstbestimmung als Individuum im Auge. Die männlichen Mitglieder des Romantikerkreises sollten nicht so bestimmt nach den freiheitlichen Grundsätzen der Jenaer Jahre leben.

Dass Lebensführung, Liebe und Beziehungen zwischen den Freunden ein wichtiges Thema auch des Alltags waren, bestätigt ein Ausruf von Novalis in einem Brief an Caroline: „Ohne *Liebe* hielt ichs gar nicht aus. Mündlich recht viel Neues und Schönes.“⁵

Der Alltag romantischer Geselligkeit

Der Band gibt einen repräsentativen Einblick in die den Alltag prägenden Bereiche. Es werden Quellen vorgestellt, die einen

breiten Blick auf das Phänomen eröffnen. Alltag stellt sich als buntes Nebeneinander von Armut und Reichtum, von Anpassung an gesellschaftliche Konventionen und gelebter Freiheit, von Freude und Tod, von Arbeit und Vergnügen dar. Die unterschiedlichsten Menschen kommen zusammen, sie treffen sich zufällig bei der Arbeit oder in der Kirche. Dem wurde durch einen erweiterten Fokus Rechnung getragen, und so werden Quellen aus dem bäuerlichen und dörflichen Leben neben die aus dem städtisch-intellektuellen Umfeld kontrastierend und ergänzend nebeneinander gestellt. Die unmittelbaren Zeugnisse aus dem Schlegelkreis, briefliche Äußerungen und Tagebucheinträge dokumentieren Außergewöhnliches und Alltägliches. Sie beschreiben wesentliche Charakteristika der Geselligkeit des Kreises, dessen Zusammenseins und sie geben Ideen vom Schaffen literarischer Texte und philosophischer Ideen. Darüber hinaus dokumentieren sie die Entstehungsbedingungen von Kunst. „Daß es den Adel vaterländischer Festgesänge nicht entweihen kann, wenn sie tüchtig bezahlt werden, beweisen die Griechen und Pindar. Daß aber das Bezahlen nicht allein selig macht, beweisen die Engländer, die wenigstens darin die Alten haben nachahmen wollen.“⁶ Friedrich Schlegel breitet in seinem Athenäums-Fragment 115 das Spannungsfeld von Kunst und Leben aus – ein Spannungsfeld in dem sich der Schlegelkreis in der hier dokumentierten Zeitspanne permanent befand. Den Alltag prägten Gespräche über das *Athenaeum*, über die gemeinsamen Shakespeare-Übersetzungen, das Lesen und Dichten, aber auch über die Wohnungseinrichtung, die drückenden Schulden, das Lehren an der Universität oder die Weinvorräte, wie ein Brief von Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an August Wilhelm Schlegel vom 8. Mai 1801 beweist: „Noch etwas von der Oekonomie. Es ist kein Tropfen Wein im Hause, Keller, Boden. Soll ich Ungarischen rothen von Salzburg verschreiben?“⁷

Der vorliegende Band gibt Einblicke in alltägliches Leben um 1800 – nicht nur in das der Mitglieder des Schlegelkreises, son-

dern auch in das einer breiten Bevölkerung. Die Gliederung versucht sich dem Phänomen Alltag *typisch* zu nähern, so, wie er sich dem einzelnen damals (und auch heute noch) darstellt. Der Band wird mit einführenden Kapiteln (Definition des Begriffs und Rahmenbedingungen in Thüringen) eröffnet, es folgen die Bereiche ‚Häusliches Leben‘ und ‚Arbeit‘. Sie führen ein in die Lebens- und Arbeitsbedingungen. Haus und Arbeit waren – vor allem bei der ländlichen Bevölkerung – eng miteinander verquickt. Arbeit bestimmte die Organisation in Haus und Hof (Text 12). Aber auch in Intellektuellenkreisen lagen Haus und Arbeit nahe beisammen. Für den Kreis um die Brüder Schlegel bedeutete das Schlegelsche Haus am Löbdergraben in Jena Anlaufstelle und Zufluchtsort angesichts des Verlusts von gesellschaftlicher Sicherheit und festem geographischen Standort. Es bot Heimat – emotional und intellektuell (Texte 14 und 15), war Ort der Diskussion, des Ideenaustausches und des kreativen Schaffens; folgerichtig zerbrach der Kreis mit dem Wegfall dieses Zentrums.

Die Abschnitte ‚Informationswesen‘ und ‚akademische Bildung‘ geben eine Vorstellung des abrufbaren Wissensvorrats und der Möglichkeit, konkreten intellektuellen Wirkens an der Universität in Jena. Beide Faktoren sind Besonderheiten Jenas um 1800. Keine Stadt verfügte damals über so viele bedeutende Zeitungen, Journale und Periodika – und damit über Wirkungsmöglichkeiten einer intellektuellen Elite. Einen Ort für diese bot auch die Universität. Im letzten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts lebte und lehrte in Jena die erste Garde der fortschrittlich denkenden Natur- und Geisteswissenschaftler Deutschlands.

Die Abschnitte ‚Liebe und Ehe‘ und ‚Kindererziehung‘ führen ein in die herrschenden und angestrebten Modelle von (familiären) Beziehungen. Die Liebe war eines der Hauptthemen dieser Zeit – und wurde von Literaten und Gelehrten offensiv thematisiert. Deutlich wird in den Zeugnissen ein neuer Anspruch an die Liebesbeziehung – die heutigen Vorstellungen von Zweisamkeit durchaus nahe kommt: der Partner war Liebhaber,

intellektueller Gesprächspartner, Freund und Gefährte in Zeiten der Not. Und an diesem hohen Anspruch scheiterten Beziehungen teilweise auch. Etwas praktischer ist die Herangehensweise im dörflichen Umfeld. Hier zählte, bei aller Anziehungskraft, das Anpassen an gesellschaftliche Normen und die finanzielle Absicherung (Texte 44 und 45). Ein ähnliches Konstrukt eröffnet sich im Feld der Erziehung: die *modernen* Ansprüche an den Umgang mit Kindern waren von einem Umdenken, vom Umbruch in der Sichtweise der Entwicklungsstufen des Menschen geprägt, in der alltäglichen Erziehungspraxis sah man diese Konzepte nur selten verwirklicht.

In den Kapiteln ‚Vergnügen‘, ‚Lesekultur‘ und ‚Mode‘ wird eines deutlich: das Interesse am Unbeschwerten, an der leichten Unterhaltung, am Vergnügen hatte zugenommen. Diese Lebensbereiche waren nicht mehr in dem Maße von der Institution Kirche beeinflusst. Deutlich wird daran aber auch das Festigen des bürgerlichen Individuums. Die abnehmende Vormachtstellung von Adel und Klerus gewährte eine größere Selbstständigkeit. Sie bot Freiheit hinsichtlich des Empfindens und Fühlens, vor allem aber hinsichtlich des Selbstverständnisses einer bürgerlichen Gesellschaft – damit entstanden Freiheit und Freude an der Selbstinszenierung – in dem, womit man seine Zeit vertrieb, in dem was man las, in dem was man trug.

‚Religion‘ und ‚Tod‘ schließen die Textauswahl. Religion bildete bis weit ins 18. Jahrhundert *das* Sinndeutungsmuster. Sie bestimmte Alltag, herrschende Werte und war Welterklärungssystem, das intensiv Einfluss auf Wissenschaft, Bildung und Gesellschaft nahm. Die Auseinandersetzung mit dem Christentum war eine wesentliche Größe im Denken der Romantiker. Diese rang mit den Möglichkeiten individueller Ausprägungen und suchte nach geistiger und emotionaler Heimat.

Weitgehend herrschte ein schicksalsergebener Glauben an die Richtigkeit des Lebensweges und damit des Todes (Text 71). Beklagt und betrauert wurde natürlich trotzdem – besonders zeigt sich das an den Reaktionen auf den plötzlichen Tod der

15-jährigen Auguste Böhmer, die an der Ruhr starb (Texte 72 und 73) oder auch an der Verzweiflung Brentanos nach dem Tod seiner Frau Sophie (Text 74).

Die Quellen und Beschreibungen abseits des Schlegelkreises vervollständigen das Bild des Alltags um 1800. Die Erhöhung einer Fleischsteuer traf jeden, und mit den Vorstellungen, wie Kindererziehung auszusehen habe, musste sich auch der Schlegelkreis auseinander setzen. Insbesondere auch deshalb, weil er sich, wie am Beispiel Auguste Böhmers deutlich wurde, den landläufigen Vorstellungen konsequent widersetzt hat. Die Gegenentwürfe sind in diesem Band mitgeliefert und bilden den Hintergrund, vor dem die freiheitlichen und geselligen Lebensentwürfe des Schlegelkreises in letzter Konsequenz scheitern mussten. Sie waren - im besten Sinne des Wortes - Utopien jenseits der gesellschaftlich gängigen und herrschenden Vorstellungen von Lebensgestaltung.

„Es geht um das wirkliche Leben, in der Breite, so wie es sich selber dargestellt hat. [...] Es ist die Fülle bunten Lebens, welche im allgemeinen die Historie für uns schön macht.“⁸ Die Betrachtung von Alltäglichem erzählt Geschichten, sie dokumentiert die kleinen Ereignisse im Leben einzelner Menschen. Doch diese einzelnen haben repräsentativen Charakter, sie stehen typisch als Vertreter ihrer Zeit, und so ermöglicht Alltagsbetrachtung einen Einblick in Stimmung und Atmosphäre des Lebens um 1800.

Es ist sinnvoll, sich alle Bedeutungskomponenten des Begriffes zu vergegenwärtigen: Alltag kann als Gegenbegriff zu Festtag verwendet werden, als symptomatische Abwesenheit des Besonderen und Außergewöhnlichen. Dann beschränkt sich Alltagsbetrachtung auf die Tage, an denen gearbeitet wird – und somit auf die Betrachtung der Arbeits- und Lebensbedingungen der arbeitenden Menschen. Der Alltagsbegriff der diesem Band zugrunde liegt, ist weiter gefasst. Er sieht Alltag unter dem Aspekt des Wiederkehrenden im Leben einzelner – dazu gehören Festtage, Vergnügungen und auch der Tod von Men-

schen. Sie sind Bestandteil des Alltags, sie geben ihm Form und sind letztlich immer schon mitgedacht – man denke nur an die kalendarische Einteilung der Woche, die einen Ruhetag selbstverständlich mit einschließt.

Alltagsbetrachtung ist erst seit einigen Jahren fester Bestandteil der Historiographie. Alltagsgeschichte wurde Teil des kulturwissenschaftlichen Diskurses in den Geisteswissenschaften. Sie betrachtet den Menschen als handelndes Subjekt und wendet sich dem Konkreten, Nahen und Vertrauten zu – weniger einer ideologisch geprägten Betrachtung von Systemen. Im Mittelpunkt des Interesses steht die Art und Weise der Konstruktion von Lebenswelt und Alltag und damit das Zusammenspiel zwischen individuellen Vorstellungen und dem Einfluss gesellschaftlicher Strukturen bei der Gestaltung der Lebenswelt. Und dies schlägt den Bogen zu dem dem Band mitgegebenen Motto: „So rock and roll, so corporate suit / So damn ugly, so damn cute, / So well trained, so animal.“

Prinzipien der Textauswahl und Textwiedergabe

Wo nicht anders aufgeführt, wird als Textgrundlage immer die jeweilige historisch-kritische Ausgabe herangezogen. Gegebenenfalls werden Erstdrucke oder, wo es sich um ungedruckte Dokumente handelt, die Handschriften als Druckvorlage genutzt. Die Texte werden nach den Werkausgaben wiedergegeben, typographische Besonderheiten der historisch-kritischen Ausgaben werden vernachlässigt, gegebenenfalls wurde in den Anmerkungen auf Besonderheiten hingewiesen. Textergänzungen wurden im einzelnen kenntlich gemacht durch [eckige Klammern], unterschiedliche Darstellungsformen der Ausgaben wurden vereinheitlicht. Textauslassungen wurden ebenfalls mit eckigen Klammern [...] gekennzeichnet. Verzichtet wurde auf

die Fußnoten innerhalb der Texte, Texteingriffe werden aber immer kenntlich gemacht.

Hervorhebungen in den Textvorlagen wurden vereinheitlicht und sind kursiviert dargestellt, Abweichungen gegebenenfalls in den Anmerkungen erklärt. Streichungen in den Manuskripten und deren Kenntlichmachung in den Werkausgaben wurden nicht übernommen.

Unterschiedliche Schreibungen der Namen werden in den Texten nicht angeglichen. Ansonsten werden die Namen in den erklärenden Texten jeweils in der zeitlich richtigen Ansetzungsform oder in einer Kurzform, in den Überschriften in der zusammengesetzten Form (Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel) verwendet. Gegebenenfalls findet der Leser separate Hinweise in den Anmerkungen.

Zeilenwechsel in den Briefköpfen, Grußformeln oder in Versform wiedergegebener Textteilen werden gegebenenfalls mit einem Schrägstrich [/] kenntlich gemacht. Weitere Besonderheiten und Abweichungen werden in den Anmerkungen erläutert.

Anmerkungen

- 1 Friedrich Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 13. April 1792, in: KGA V.3, Nr. 773, S. 345-348, KFSa 23, Nr. 18, S. 48-50, S. 49.
- 2 Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 16. Januar 1800, in: dort S. 347.
- 3 Friedrich Schlegel: Athenaeums-Fragment 116, in: Atheneum 1798, Ersten Bandes Zweytes Stück, S. 204-206, dort S. 204 f.
- 4 Friedrich Schlegel: Athenaeums-Fragment 125, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes Zweytes Stück, S. 209-210, dort S. 209.
- 5 Novalis an Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling, 20. Januar 1799, in: NS 4, Nr. 131, S. 274-276, dort S. 276.
- 6 Friedrich Schlegel: Athenaeums-Fragment 115, in: Athenaeum 1798, Ersten Bandes zweytes Stück, S. 204.
- 7 Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an August Wilhelm Schlegel, 8. Mai 1801, in: CBF II, Nr. 314, S. 133.
- 8 Golo Mann: Vorwort, in: Peter Lahnstein (Hg.): Report einer guten alten Zeit. Rolf Schörken (Hg.): Geschichte im Alltag – Alltag in der Geschichte. Düsseldorf 1982, S. 12.

Alltag

Die Zunahme des Wissens im 18. Jahrhundert weckte den Bedarf nach Ordnung, Verzeichnung, Systematisierung und Zugänglichkeit der gesammelten Fakten. Die schier unbezwingbare Flut von Daten wollte gebändigt werden. Ein Ort für die Sammlung, Auflistung und Bereitstellung des ‚Wissens der Welt‘ waren Enzyklopädien und Wörterbücher, bemüht um eine objektive lexikalische Bestandaufnahme. Seit Beginn des 18. Jahrhunderts war das Französische als Hofsprache abgelöst worden und das Lateinische als Sprache der Gelehrsamkeit. Seit Ende des 17. Jahrhunderts hatte man z.B. vereinzelt begonnen, Vorlesungen an den Universitäten in deutscher Sprache zu halten. Den Bedarf nach verbindlichen Definitionen und erklärenden Bedeutungen für die im Ansehen wachsende Sprache erfüllten Wörterbücher mit unterschiedlichen Ansätzen: Bedeutungswörterbücher, Fremdwörterbücher oder Herkunftswörterbücher. Sie dienten als Quelle von Bedeutungswissen, waren Instrumente der Wissensvermittlung und sollten erheblichen Einfluss auf kulturelle Prozesse nehmen. Daher ist es auch nicht verwunderlich, dass sie Informationen über das ganze Spektrum der Welt um 1800 zur Verfügung stellen und damit auch über den ‚Alltag‘. Dass die Auffassung darüber differieren kann, verweist auf die Komplexität des Alltags um 1800.

1. Johann Christoph Adelung: Alltag

Alltägig, oder alltäglich, adj. et adv. 1) Eigentlich, was alle Tage kommt, oder geschiehet, für täglich, doch fast nur in der

Benennung des alltägigen oder alltäglichen Fiebers. In Oberdeutschland hingegen wird dieses Wort fast in allen Fällen für täglich gebraucht. 2) In eingeschränkter Bedeutung, was den Wochentagen zukommt, oder gehört, im Gegensatze des festtäglich. Ein alltägliches Kleid. 3) Figürlich, gewöhnlich, gemein, niedrig, im Gegensatze dessen, was selten, ausgesucht, vortrefflich ist. Ein alltäglicher Scherz. S. das folgende.

Anm. Beyde Formen dieses Wortes sind richtig. Alltägig, ist nach der Analogie von eintägig, zweytägig, u.s.f. und alltäglich nach täglich, festtäglich u.s.f. gebildet. Doch ist dieses in den beyden letzten Bedeutungen gebräuchlicher als jenes.

Die **Alltäglichkeit**, plur. inusit. von der letzten Bedeutung des vorigen, die gemeine, gewöhnliche Beschaffenheit. Sich mit seinen Gedanken über die niedrige Alltäglichkeit erheben.

Alltags—, ein aus alle Tage zusammen gezogenes Bestimmungswort, welches mit verschiedenen Substantiven zusammen gesetzt werden kann. Es bedeutet alsdann, 1) eigentlich, ihre Bestimmung für die gemeinen Wochentage, im Gegensatze der Festtage, wie Alltagskleid, Alltagshut, Alltagsspeise, u.s.f. 2) Aber auch figürlich, eine Person oder Sache von gewöhnlicher, und folglich gemeiner, geringer Beschaffenheit. In dieser Bedeutung sagt man, ein Alltagsgesicht, von der gemeinen Bildung einer Person, Günth.¹ Ein langweiliges Alltagsgewäsch, Less.² Ein Alltagsheiliger, ein Heiliger von geringerem Range. Ein Alltagspoet. Der Alltagsston der gewöhnlichen Predigten. Ein Alltagswitz u.s.f.

Johann Christoph Adelung: Alltag, in: Johann Christoph Adelung: Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart: mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der Oberdeutschen. Wien 1808, Th. 1. Sp. 218-219.

2. Joachim Heinrich Campe: Der Alltag

Der Alltag, des –es, Mz. die –e, ein gemeiner Tag, ein Wochentag; in Gegensatz der Sonn- und Feiertage. Es war an einem Alltage. Ein Kleid für die Alltage. Es werden mit diesem Worte mehrere Zusammensetzungen gebildet, in welchen entweder der Begriff des Alltägigen, d.h. dessen was alle Tage geschieht, vorkommt etc., oder des Alltäglichen, des Gemeinen hervorsticht.

Alltägig, Alltöglich, adj. u. adv. 1) Was ohne Ausnahme alle Tage geschieht, kömmt. Seine alltägigen Mahlzeiten sind einfach aber gut. Das alltägige Fieber. 2) Was den Alltagen, den gemeinen Wochentagen zukömmt, an denselben geschieht. Ein alltöglicher Rock. Daher die uneigentliche Bedeutung für, gewöhnlich, gemein, niedrig, weil der große Haufe an Alltagen schlechter ißt und trinkt, sich schlechter kleidet etc. und ihm einer dieser Tage so gleichförmig verstreicht wie der andre. Ein alltögliches Gespräch. Ein alltöglicher Einfall. Daher das Alltögliche. Sich über das Alltögliche erheben. Man könnte und sollte vielleicht, nach C. Vorschlage, alltögig und alltöglich dahin unterscheiden, daß man das erste nur für die erste angegebene Bedeutung, das zweite aber nur für die zweite gebrauchte. Der Sprachgebrauch scheint auch schon sich dahin zu neigen. Ein alltögiges Fieber. Ein alltöglicher Witz.

Die Alltöglichkeit, o. Mz. 1) Die gewöhnliche gemeine Beschaffenheit, die sich durch nichts auszeichnet. Du kennst die Alltöglichkeit seiner Gedanken und Einfälle. 2) Ein Zustand, der immer derselbe, der gewöhnliche ist, durch keine Abwechslung Reiz erhält. „In dieser Alltöglichkeit.“ Jenisch³.

Joachim Heinrich Campe: Der Alltag, in Joachim Heinrich Campe: Wörterbuch der Deutschen Sprache. Braunschweig 1807, Erster Theil, S. 105.

Thüringen

Die enzyklopädische Verzeichnung der Wirklichkeit hatte in der französischen Aufklärung begonnen. Lexika, Enzyklopädien und Handbücher versuchten die Fülle an Informationen und Wissen zugänglich zu machen, zu ordnen und zu hinterfragen. Wichtigste Werke waren das vierteilige ‚Dictionnaire historique et critique‘ (1697) von Pierre Bayle (1647-1706) und die ‚Encyclopédie‘ (1752-1772) von Denis Diderot (1713-84) und Jean le Rond d'Alembert (1717-83). In Deutschland wurden einerseits die französischen Werke rezipiert, andererseits entstanden eigenständige Unternehmungen, wie zum Beispiel Johann Heinrich Zedlers (1706–1751) ‚Großes vollständiges Universal-Lexikon‘, erschienen von 1732 bis 1754 in Halle in 64 Bänden und 4 Supplementbänden. Die Verzeichnung der Welt lenkte den Blick natürlich auch auf ‚fremde Welten‘. Forschungsreisen wurden zur kartographischen Erfassung der Welt, zum Erforschen fremder Länder, Völker und Sitten unternommen. Reisebeschreibungen, Erlebnisberichte, eine eigenständige Gattung Reiseliteratur entstand, zu der Ratgeber und Anleitungen zum Reisen (sogenannte „Apodemiken“), Reiseführer für bestimmte Regionen und literarisch geformte Reiseberichte gehörten. Das Interesse am Faktischen ließ auch um das Jahr 1800 nicht nach, denn noch immer empfand man das Wissen um die Welt als sehr gering: detaillierte Beschreibungen von Landstrichen, Ortschaften und interessanten Gegenden erleichterten die Aneignung der Welt und lieferten die Informationen, die man für die Orientierung in einer sich schnell verändernden Wirklichkeit benötigte.

3. Fürstenthum Weimar, nebst der jenaischen Landesportion

(19 1/2 Q.M. 62000 E.)

Gränzen: Dieses thüringische Fürstenth. gränzt gegen W. an das Fürstth. Eisenach und das Erfurter Gebiet, g. S. an das Erfurter Gebiet und an das Fürstth. Altenburg, g. O. auch an das letztere, g. N. an das Stift Naumburg-Zeiz.

Flüsse: Ilm, Saale.

Boden und Producte: der Boden ist bergicht, aber doch fruchtbar an Getreide, Obst, Wein, hat starken Meerrettigbau, gute Waldung, einträgliche Schaafzucht, Seidenhaasen, Sandsteinbrüche, Kalksteine, Gyps etc.

Landesregierung: Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach, jetzt Carl August. Religion: evangelisch-lutherisch.

Städte u. a. O.: Weimar (Vinaria) B. 50°, 58', 59'') Haupt- und Residenzstadt an der Ilm, 8 100 E. (H. 650) der Sitz der fürstlichen Landescollegien, mit einem herzogl. Park, einem der vorzüglichsten Gärten Deutschlands, hat seit 1778 eine öffentliche Zeichenschule, seit kurzem eine Kunstbacksteinfabrik, Strumpfwirker.

Tieffurt, Schloß und Garten. Ettersburg, fürstl. Jagdschloß. Die Städte: Buttstädt, Buttelstädt, Sulza an der Ilm, mit einem herz. S. Gothaischen Salzwerk. Bürgel, wo 40 Töpfermeister.

Jena (St.) an der Saale und Leithra, (L. 29°, 15'; B. 51°, 2'; 7000 E.), mit einer fürstl. sächsischen Gesamtuniversität, welche unter 4 Erhaltern, den Herzogen von Sachsen-Weimar, von S. Gotha, von S. Coburg, von S. Meinungen steht, auch der Sitz eines fürstl. sächs. gemeinschaftlichen Hofgerichts, und eines Consistoriums, neue Bleiweiß., fleißige Baumwollenspinnerei. Apolda, (St.), wegen der Strumpffabriken bekannt.

Johann Ernst Fabri: Fürstenthum Weimar, nebst der jenaischen Landesportion, in: Fabri, S. 100-101.



Abb. 1: Karte von Thüringen

4. Fürstenthum Eisenach

(11 Q.M., mit Einbegriff 2 im Hennebergischen befindlicher Aemter, 1791. 46,823 E.)

Gränzen: Es liegt, wie das vorige in Thüringen. 1) Ein Theil liegt in der Nachbarschaft von Hessen an der Werra, und dieser ist der größte, 2) an der Gera. 3) 4) 2 andre Abschnitte liegen nicht weit von der Unstrut, an der Saale, und an dem Einflusse der Helm in die Unstrut.

Flüsse: Werra, Unstrut, Nesse.

Boden, bergicht und waldig, hat gute Viehzucht, einträgliche Fischereien, Wildpret, Eisenwerke, Salzquellen, Kalk, Mühl- und Sandsteine, Gyps, Alabaster, Glimmerschiefer, Kobalt, Getreide, Flachs, Hopfen, viel Mohn, Obst, wichtige Waldungen.

Landesregierung: Herzog von Sachsen-Weimar.

Religion: evangelisch-lutherisch.

Städte: Eisenach, (Isenacum) die Hauptstadt an der Nesse, (L. 27°, 59'; B. 51°; 1791. 8 214 E.) hat gute Rasch-, Schalons- und Plüschmanuf., erhebliche Gerbereien. Man macht auch viele Wollkämme, desgleichen etwas Bleyweiß. Das Bergschloß Wartburg. Kreutzbürg (H. 640), St., wo ein Salzwerk ist. Ruhla, ein Flecken oder D., mit 2 048 E., ist halb S. Gothaisch, und bekannt wegen seiner Eisearbeiten und anderer hier verfertigten Fabrikartikel. Hier ist eine mineralische Quelle. Farnroda, Gut oder Herrschaft.

Außer diesen beiden Fürstenthümern besitzt der Herzog von S. Weimar auch einen Theil von Henneberg, desgleichen s. Grafschaft Schwarzburg.

Johann Ernst Fabri: Fürstenthum Eisenach, in: Fabri, S. 101-102.

5. Herzogthum Gotha

(20 Q.M. 17 690 H. 80426 E.)

Gränzen: g. W. das Fürstenthum Eisenach und Coburg; g. S. und O. die gefürstete Grafschaft Henneberg, die Grafschaft Schwarzburg, das Erfurter Gebiet; g. N. Chursachsen.

Flüsse: Nesse, thüringische Leine, Werra.

Boden: im südlichen Theile ein Stück vom Thüringerwalde; westwärts der hohe Inselsberg, welcher aber niedriger als der Schneekopf ist.

Producte: Viehzucht, Getreide, Flachs, etwas Hopfen, Waid und Saflor, Koriander, Anis, Obst, Gemüse, darunter viele Mohrrüben, Wildpret, Eisen, Kobalt, Kalk, Mühlsteine, Steinkohlen, Salz etc., Nutzung des Thüringer Waldes.

Landesregierung: Herzog von Sachsen-Gotha, jetzt Ernst. Religion: evangelisch-lutherisch.

Städte u. a. O: Gotha, Haupt- und Residenzstadt an der Leine, (L. 28°, 23'; B. 50°, 52', 4"; H. 878; 1 330 H., 1797. 12400 E.), wo das Residenzschloß Friedenstein, nebst dem Lusthause Friedensthal, hat ein sehenswürdiges Münzkabinet, eines der ansehnlichsten in Europa, nebst andern herzogl. Sammlungen, und verschiedene Fabriken, welche Porcellan, Papiertapeten, leinene und baumwollene Waaren etc. liefern.

Die Sternwarte auf dem Seeberge. Waltershausen (St.) wo eine Gesellsch. der Forst und Jagdkunde. Das Fabrikd. Ruhla davon die Hälfte zu Eisenach gehört, hat an 6000 E., s. S. 86. Blastizell (St.), Mehlis (D.), Neudietendorf, wo eine Colonie der vereinigten Brüder. Molsdorf. Schnepfenthal, wo das Salzmannsche Erziehungs-Institut.

Schönau vor dem Walde (D.) 560 E. mit vielen Siebmachern.

Unter Sachsen-Gothaischer Landeshoheit besitzt die Neuensteinische Linie des fürstl. Hohenlohischen Hauses die obere Grafschaft Gleichen, wo die Stadt Ohrdruf am Fuße des Thüringerwaldes, am Flusse Obra, mit 4000 E.; an der untern Grafschaft hat zum Theil der Fürst von Schwarzburg-Sondershausen Antheil.

Die Herrschaft Nieder-Cranichfeld und Blanenhayn, über welche Chursachsen die landeshoheitlichen Rechte sequestrirt, und deshalb an S. Weimar und S. Gotha, welche darauf Ansprüche machen, Recognitions gelder entrichtet. Seit dem J. 1794 sind diese churmainzisch.

Ueberdies besitzt der Herzog von S. Gotha einen Theil vom Fürstenth. Altenburg, auch einige Güter im Coburgischen und im Hennebergischen.

Johann Ernst Fabri: Herzogthum Gotha, in: Fabri, S. 102-103.

6. Fürstenthum Altenburg

(35 Q.M. 78000 E.)

Gränzen: Es wird durch die gräfl. Reußische Herrschaft Gera von S. g. N. in 2 Theile getrennt; g. W. ist die Grafschaft Schwarzburg, die Herrschaft Cranichfeld und das Fürstenth. Weimar; g. N. das Stift Naumburg, der thüring. und leipz. Kreis; g. O. der leipz. und der erzgebirg. Kreis; g. S. der erzgebirg. und neustädtische Kreis.

Flüsse: Pleiße, Saale, Sprotta.

Boden und Producte: bergicht, waldicht; doch auch sehr fruchtbar an Getreide, hat starken Gurkenbau, gute Viehzucht, Wildpret, Fischereien, Holz, Wein, Kupfer, Eisen, Schiefer, Kobalt, Alaun, Vitriol und Salz.

Einwohner: Im Amte Altenburg die ehrengerechten und wohlbenannten Altenburgischen Bauern, (10000 Mann, Guthsbesitzer und Hüttenbewohner), ein Rest der ehemaligen Wenden.

Landesregierung: Ein Theil gehört dem Herzoge von S. Gotha, der andere dem Herzoge von S. Coburg-Saalfeld; aber beide Theile stehn unter gothaischer Landeshoheit.

S. Gotha besitzt: Altenburg, (L 29°, 55', 24''; B. 51°, 9', 11'') Hauptstadt mit Schloß, (1270 H., 8770 E.) und einem adlichen

freyweltlichen Stifte, mit Porcellanf., Stärkef., Woll- und Baumwollef. hat Getreidehandel. Die Städte: Eisenberg, 3 500 E., Porcellanf., Zeugweberey. Ronneburg, mit einem Gesundbrunnen. Orlamünde. Kahla. Leuchtenburg, Bergschl. und Zuchth.

S. Cob. Saalfeldisch ist: Saalfeld (St.) an der Saale, 564 H.: Wallendorf (St.), mit einer Porcellanfabrik; Lehesten (St.), Pösneck (St.), wo einträgliche Tuchweberei und Lohgerbereien.

Johann Ernst Fabri: Fürstenthum Altenburg, in: Fabri, S. 103-104.

7. Grafschaft Schwarzburg

(40 Q.M. 90000 E.)

in 2 von einander getrennten Theilen, davon der eine, der sogenannte untere, g. N. liegt, und von den Grafschaften Hohnstein und Stolberg, vom thüringischen Kreise des Churfürstenth. Sachsen, vom reichsst. mühlhausischen Gebiete, vom Eichsfelde etc. umgeben wird. Die Obergrafschaft ist gegen S., und gränzt ans Erfurter Gebiet, aus gothaische, hennebergische, altenburgische, und die Herrschaft Cranichfeld.

Flüsse: Saale mit der Schwarze, Ilm und Gera, in der Obergrafschaft; Wipper, Unstrut, nebst der Helbe, in der untern Grafschaft.

Boden: bergicht, aber doch fruchtbar; goldne Aue.

Producte: Holz, Getreide, Wein, Obst, Wildpret, Flachs, Eisen, Marmor, Alabaster, Schiefer, Salz, Porcellaneide.

Landesregierung: zwey Landesherren, (Viergrafen des H. R. R.)

1) Fürst von Schwarzburg-Sondershausen, jetzt Günther Friedrich Carl, 2) Fürst von Schwarzb. Rudolstadt, jetzt Ludwig Friedrich.

Städte u. a. O.: a) Im fürstl schwarzburg-sondershausischen Antheile: Sondershausen am Einfluß der Beber in die Wipper,

in der Obergrafschaft (H. 775), Haupt- und Residenzstadt, wo in dem fürstl. Naturalienkabinette der Püstrich ist, hat 480 H.

Arnstadt, am Fließchen Gera (St.), in der Untergrafschaft (H. 849.). Das fürstl. Lustschloß Augustenburg, nebst dem Dorotheenthal (D.) mit Porcellanf. Plauen (St.). (s. Grafschaft Hohenstein.)

b) Im fürstl. schwarzburg-rudolstädtischen Antheile, in der obern Grafschaft: Rudolstadt (Rudolphopolis) an der Saale, Haupt- und Residenzst. des Fürsten, (H. 650.), hat eine Porcellanfabrik und Wollenmanuf.

Ilm (St.) mit Zeugfabriken⁴. Schwarzburg, Schloß an der Schwarze. Frankenhausen (St.) in der Untergrafschaft, (H. 438.), 630 H. 2900 E. Volkstädt mit Porcellanf. Schaale mit Steingutf. Der Kifhäuserberg (H. 1444. oder 1458.). Die Flämisches Güter in der Stadt Heeringen, und den Dörf. Görsbach und Bergen. In einigen fürstl. Schwarzburgischen Besitzungen hat Chursachsen, in andern S. Weimar verschiedne landeshoheitliche Gerechtsame. Die Aemter Heeringen und Kelbra besitzt der F. v. Schwarzburg-Rudolstadt mit den Grafen von Stolberg-Rosla gemeinschaftlich.

Johann Ernst Fabri: Grafschaft Schwarzburg, in: Fabri, S. 104-105.

8. Grafschaft Hohnstein,

nebst den Herrschaften Lohra und Klettenberg, liegt in Thüringen, im Norden der Untergrafschaft Schwarzburg.

Die vornehmsten Flüsse sind: die Zorge, Salze, Helm, Bode und Wipper. Man hat Getreide, Flachs, Rübesaat, gute Viehzucht, Holz, auch einige Mineralien, besonders vielerlei Alabasterarten. Zu dieser ganzen Grafschaft wird gerechnet:

1) Die Herrschaft Lohra, welche seit dem J. 1699 mit den bran-

denburgischen Landen verbunden worden; darinnen Bleichero-
de; so auch

2) die Graf- oder Herrschaft Klettenberg, worinnen die Haupt-
stadt von beiden Herrschaften, Ellrich an der Zorge. In diesen
beiden waren 1789 25540 E.

3) Die eigentliche Grafschaft Hohnstein. Von dieser gehört:

a) dem Churhause Braunschweig-Lüneburg: 1) das Kloster Ile-
feld, seit 1550 eine Schule oder Pädagogium, nebst einem
Flecken mit 70 H. (H. 822) Neustadt unterm Hohenstein, wo die
bürgerlichen Herren von Thiergarten sind. Das Amt Elbingerode.

b) Dem Herzogl. H Braunschweig-Wolfenbüttel: das Kloster
Walkenried (mit Gebiete $1\frac{3}{8}$ Q.M.) mit 49 H. und 360 E.; Hohe-
geiß (D.) 108 H.; Wieda, Zorge, Dörfer.

c) Dem Grafen von Stolberg zu Wernigerode das Forstamt
Sophienhof, wozu, außer 3 Vorwerken, überhaupt nur 21 Feuer-
stätten gerechnet werden; doch vornämlich auch Einkünfte aus
ansehnlichen Waldungen.

Das Amt Bodungen, welches ehemahls zur Herrschaft Lohra
gehörte, besitzen die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen,
als ein churfürstlich-sächsisches Lehn. Darinnen liegt der
Marktflecken Groß-Bodungen, mit Wollenzeugf.

*Johann Ernst Fabri: Grafschaft Hohnstein, in: Fabri, S. 106-
107.*

9. Die Grafschaften Wernigerode und Stolberg

in Thüringen, an und auf dem Harze. Haben guten Ackerbau,
Viehzeit, Holz, Torf, einträgliche Bergwerke. Landesherren und
Unterthanen bekennen sich zur evangelisch-lutherischen Religion.

A) Die Grafsch. Wernigerode gehört dem Grafen von Stolberg-
Wernigerode unter der Landeshoheit des K. von Preußen, wel-
cher hier viele Regalien hat. [...]

In der Grafschaft Wernigerode ist Schloß und Stadt Wernigerode, die Haupt- und Residenzstadt des Grafen von Stolberg-Wernigerode, 4500 E. In der Stadt ist ein königl. preußisches Commissariat, nebst einem preußischen Hof- und Acciseamte, einer gräflichen Regierung, 5 Kirchen, 3 Hospitäler, ein Waisenhaus, 680 H. und 30 zur gräflichen Residenz gehörige. Hauptnahrungszweige sind Brauerei und Brantweinbrennerei. Ilsenburg, mit Drathwerk, Hasserode, mit Blaufarbenwerke.

B) Die Grafschaft Stolberg, in Thüringen am Harze, gehört, unter chursächsischer Landeshoheit, der gräflich stolbergischen Linie, die sich in Stolberg-Stolberg und Stolberg-Rosla theilt; darinnen ist Stolberg, mit dem Zusatze: am Harze, die Residenz des Grafen zu Stolberg-Stolberg.

Rosla (D.) die Residenz des Gr. v. Stolberg-Rosla.

Johann Ernst Fabri: Die Grafschaften Wernigerode und Stolberg, in: Fabri, S. 107-108.

10. THÜRINGEN IN ZAHLEN

Einwohnerzahlen der Stadt Weimar

1779	6 041	1804	7 106
1785	6 130	1805	7 441
1786	6 265	1806	7 112
1787	6 088	1807	7 267
1788	6 171	1808	7 327
1789	6 549	1809	7 323
1790	6 473	1810	7 553
1791	6 561	1811	7 199
1801	7 499	1812	7 228
1802	7 527	1813	7 240
1803	7 216	1814	7 486

1815	7 562	1824	9 457
1816	7 954	1825	9 563
1817	8 211	1826	9 669
1818	8 232	1827	9 964
1819	8 353	1828	9 917
1820	8 673	1829	10 027
1821	8 771	1830	10 112
1822	8 999	1831	10 132
1823	9 139		

Generaltabelle
über alle lebende Personen im Fürstentum Eisenach am
Ende des Jahres 1789

In der Ehe lebende Personen	17 962
Witwer	1 039
Witwen	2 451
Unverehelichte Mannspersonen über 20 Jahre	3 032
Unverehelichte Weibspersonen über 20 Jahre	3 300
Desgl. Mannspersonen von 12-20 Jahren	3 146
Desgl. Weibspersonen von 12-20 Jahren	3 025
Knaben von 12 Jahren und darunter	6 168
Mädchen von 12 Jahren und darunter	6 138
Arme, bloß von Almosen Lebende	252
Summa	46 513

Die Bevölkerung des Landes Thüringen 1816 aufgegliedert nach Einzelstaaten

	Geamt- bevölkerung	Einwohner auf 1 qkm	Land- bevölkerung absolut	%	Stadt- bevölkerung absolut	%
Sachsen-Weimar- Eisenach	195 254	54,8	136 727	70	58 537	30
Sächsische Herzogtümer (Sachsen-Alten- burg, Sachsen- Gotha, Sachsen- Meiningen, Sachsen- Hild- burghausen)	292 941	56,2	208 342	71	84 599	29
Schwarzburg- Sondershausen	45 125	52,3	31 758	70	13 367	30
Schwarzburg- Rudolstadt	54 100	57,5	39 735	73	14 365	27
Reuß ält. Linie	23 023	72,7	15 223	66	7 800	34
Reuß jüng. Linie	59 654	72,2	43 426	72	16 228	28
Regierungsbezirk Erfurt	234 477	63,5	160 791	69	73 686	31
Herrschaft Schmalkalden	20 259	ca. 68,2	16 759	82	3 500	18
Grafschaft Honstein	6 688	40 ?	6 063	91	625	9
	931 521	59,7	658 814	70,5	272 707	29,5

Hans Eberhardt: Thüringen in Zahlen, in: Hans Eberhardt: Goethes Umwelt. Forschungen zur gesellschaftlichen Struktur Thüringens, Weimar 1951, S. 24, 11, 18.

Häusliches Leben

Das Zentrum im Leben der Menschen ist ihre Behausung. Ob es eine vorübergehende Unterkunft oder ein festes Haus ist, macht nur in der Ausgestaltung des Tagesablaufs einige Unterschiede. Das häusliche Leben bildete somit stets einen Mittelpunkt im Leben des Einzelnen. Verschiedene Lebensmodelle sind dabei möglich, wie die ausgewählten Quellen zeigen. Ein Haus kann eine Lebensgemeinschaft von Familie und Gesinde beherbergen. Das Haus kann Arbeitsstätte, der Hausvater zugleich Arbeitgeber sein (Texte 11 und 12). Aber auch eine ‚freie‘ Wohngemeinschaft à la Schlegel (Text 20), basierend auf intellektueller Verbundenheit und geistiger Arbeit, ist um 1800 denkbar. Dass damit unterschiedliche Gestaltungen des Wohnraumes und Anforderungen an Hygiene, Praktikabilität, Komfort und Luxus einhergehen, versteht sich von selbst. Hinzu kommen ökonomische, ständische und arbeitsorganisatorische Kriterien. Bestimmte im bäuerlichen Alltag die tägliche Arbeit den Lebensrhythmus und Tagesablauf, galten im bürgerlich-intellektuellen Haushalt Maßstäbe wie Freiheit der Gedanken, Schönheit der Umgebung und Demonstration von Status, aber eben auch Ordnung und Disziplin.

11. Wie bey einer ungeschickten, säuischen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend ist

*Mädchen, soll ich dich noch freyn?
Mußt nicht dumm, nicht säuisch seyn!*

*Will dich ja zu meiner Frau,
Nicht zur Kuh und nicht zur Sau.*

Wenn Andres Zaunemann des Morgens an den Acker zog, lag seine Frau mit den Kindern oft noch in den Federn. Nun wurde Caffé gekocht und dem Manne ein Topf voll aufs Feld nachgeschickt. Dieses warme Geschlampe machte ihm den Magen so schlapp, daß hernach das harte Mittagsbrod, oder die halb gahren Erbsen, die er auf den Abend bekam, wie Steine darin liegen blieben. Ueber dem langen Schlafen und dem Caffé-Gesöff vertrödelte die Frau auch oft so viele Zeit, daß die Leute, wenn sie vom Felde kamen und hungrig waren, noch lange auf das Bischen Essen warten mußten. Da schluckten sie es hernach so gierig wie die Wölfe hinunter, ohne es ordentlich zu kauen; welches keine guten Säfte in den Leib geben konnte. Denn je langsamer einer kaut, desto besser verdaut er. Dagegen kochte sie ein ander mahl Fleisch und Gemüse alles zu einem Brey, daß es weder Saft noch Kraft behielt, Raupen, Schnecken, Fliegen und anderes Ungeziefer brachte sie im Gemüse oft mit auf den Tisch: desgleichen auch Haare, alte Lumpen und dergleichen, daß man vor Ekel nicht essen konnte. Auch war es ihr einerley, in der Schüssel, worin sie Windeln ausgewaschen hatte, bald wieder Milchbrey anzurichten. An den Löffeln und Messern konnte man oft noch sehen und schmecken, was den Tag zuvor war gegessen worden. Die kleinen Kinder nahm sie mit an den Tisch, und blieb daran sitzen, wenn sie sich auch verunreinigten, daß der Gestank allen die Lust zum essen benahm. Sie wollte gern den Ruhm einer guten Wirthin haben und ließ daher nicht gern etwas umkommen. Nun hatten sie einmahl zur Kirchmeß⁵ ein Merzschaf geschlachtet, davon waren die Kaldaunen den dritten Tag schon ziemlich faul und stinkend geworden. Sie kochte sie aber doch, und weil ihre Leute nichts anders hatten, schluckten sie den Unrath hinunter und hoben die Zähne dabey, so hoch sie konnten. Was geschah? Ein böses Faulfieber überfiel sie alle nach einander, und zwey Kinder star-

ben daran. Nur dem Knechte thats nichts: der hatte einen Magen, wie ausgepicht.

Die Käse mochten noch so sehr verfault, scharf, stinkend oder voller Würmer seyn, so schmierte die Andresen doch die garstige Schmiere davon ihren Kindern aufs Brod. Da sie das Backen auch oft bis auf die letzte Stund verschob, so fielen die Kinder hernach hungrig über das frische Brod her, und schlangen es ganz heiß hinunter; wovon drey auf einmahl krank wurden, daß sie den Doctor brauchen mußten. Sie war auch wohl im Stande Buttermilch und Sauerkohl zusammen auf den Tisch zu bringen, und einer Magd, die eben vom kalten Fieber aufgestanden war, Erbsen, Klöse, oder andre harte Kost vorzusetzen; oder sauern Salat, wenn die Leute den Durchlauf hatten. Der Brandtwein sollte dann das schlechte Essen gut machen, und die Flasche gieng alle Tage am Tische herum, wenn sie auch fettes Fleisch, Milch, Käse, Sauerkraut, Hering und dergleichen gegessen hatten, womit sich der Brandtwein im Magen nicht verträgt. Einen guten Tropfen Covent oder Nachbier⁶ konnte man bey ihr deswegen nicht bekommen, weil sie die Gefäße nicht rein hielt, und die alte Säure im Fasse immer das neue Getränk wieder verdarb. Ans Waschen wurde kaum Sonn- und Festtags gedacht, und die Hemden behielten die Kinder am Leibe, bis sie halb verfault waren, so daß sie vom Ungeziefer starren. Der Fußboden in der Stube war meistens so naß und schmutzig, als der Kuhstall: weil die kleinen Kinder sich nicht ehrbar darinne hielten, auch oft die Hühner, Schweine und der Ziegenbock, den die Kinder hatten, darin herum liefen, und niemand aufwischte, wenn etwas beschüttet wurde. Da patschten sie nun mit bloßen Füßen in der Brühe herum und steckten doch die Köpfe in dicke Pelzmützen, daß sie darunter dampften. Im Winter stand auch immer ein Sauerkraut-Faß und ein paar Covent-Fäßgen in der Stube, und die Leute schluckten den Dunst davon ein. Die Fenster und Thüren wurden auch sorgfältig zugehalten und dabey sehr stark eingefeuert. Da saßen sie denn meistens ohne Oberkleider und giengen aus der Hitze so hinaus in die Kälte, daß sich eins ums andere erkältete.

Diese ungesunde und unordentliche Lebensart war nun Ursache, daß Krätze, Grind, Schnupfen, Flüsse und Zahnschmerzen da wie zu Hause waren, und daß alt und jung aussahen, daß einem davor graute. Andres starb auch in seinen besten Jahren und die Kinder, deren sie doch sieben gehabt hatten, erreichten alle nicht das 15te Jahr. Es gieng ihnen nämlich so damit. Die Mutter der Andresen hatte ihr ein Stück Land zum Voraus vor den andern Geschwistern vermacht, um bey ihr an der Kost zu seyn. Die alte Frau hatte aber die Schwindsucht und Auszehrung, man konnte sie durchs ganze Dorf husten hören: und die Andresen war so unklug, daß sie ihr ältestes Mädchen immer bey der kranken Frau schlafen ließ; da es für junge Leute schon gefährlich ist, bey gesunden alten Leuten zu liegen. Das arme Mädchen wurde also von der Schwindsucht angesteckt, und starb daran im zehnten Jahre. Zwey Kinder starben, wie schon gesagt, am Faulfieber von stinkenden Kaldaunen. Eins starb an der Ruhr, und eins an den Kinderblattern, weil sie entsetzlich einheizte in der Stube, wo sie lagen, und ihnen Bier mit Schaf-dreck abgekocht zu trinken gab. Eins erstickte im ersten halben Jahre an einem sogenannten Zuller, (Nuller, Schlozer, Lappen-ditz) den es hinunter schluckte. Sie hatte nämlich die üble Gewohnheit, die kleinen Kinder, wenn sie vor Hunger schrien, oder weil ihnen etwas wehe that, mit einem solchen Dinge schweigen zu machen. Da band sie gekautes Brod und Syrup oder Möhrensaft in einen schmutzigen Lappen und steckte es dem Kinde in den Mund. Durch die Süßigkeit, welche mit dem Brode versauerte, bekam dann das Kind oft Leibschneiden und schrie noch ärger. Endlich ließ sie einmahl ein Kind eine ganze Stunde lang mit einem Zuller im Munde allein in der Wiege liegen, und als sie wieder nach Hause kam, war ihm der garstige Lappen in den Hals gekommen, und es war jämmerlich daran erstickt. Dieß waren sechs Kinder. Das siebende, ein Knabe, überlebte seinen Vater: sah aber immer aus, wie der Tod. Endlich begieng die Frau einmahl die Unvorsichtigkeit, daß sie in einem kupfernen Kessel, von dem das Zinn herunter war, und

der viel Grünspan angesetzt hatte, Milch abkochte, und darin erkalten und gar versauern ließ, ehe sie dieselbe aß. Dadurch hatte sich der giftige Grünspan in die Milch gezogen, und wie sie mit ihrer Magd und dem Knaben davon gegessen hatte, bekamen sie entsetzliches Bauchgrimmen, und Mutter und Kind starben nach einander binnen 8 Tagen, unter entsetzlichen Schmerzen.

Nun erbten Thomas Zaunemann und seine Kinder das Gut: aber an Geld und andern Sachen fanden sie gar wenig Vorrath. Denn die Andresen hatte bey ihrem schlechten Essen doch nichts erworben: indem wegen der Unordnung und des beständigen Kränkels gar viel zu Grunde gegangen war.

Rudolph Zacharias Becker: Wie bey einer ungeschickten, säuischen und unordentlichen Hausfrau immer alles kränkelt und elend ist, in: Rudolph Zacharias Becker: Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Gotha, Leipzig 1788, S. 161-165.

12. Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung

*Ordnung halt' in allen Dingen!
Alles thu am rechten Ort
Und zu rechter Zeit hinfort:
So wird dirs auch wohlgelingen.*

Herr Johann Caspar Flink war ein reicher Freysasse, von dem alle, die ihn kannten, zu sagen pflegten: er habe den Nahmen mit der That. Er hatte nämlich, bey einer starken Wirthschaft und sechs Kindern, immer weniger Gesinde und wurde doch mit aller Feld- und Hausarbeit eher, als andere, fertig. Darüber wunderten sich die Leute sehr: aber noch mehr darüber, daß seine Knechte und Mägde bey der vielen Arbeit, doch die lustigsten im Dorfe waren und piffen und sangen, wo sie gien-

gen und stunden. Auch war das Gesinde bey ihm, wie angeschmiedet. Wer einmahl da diente, verlangte niemahls wieder abzuziehen, außer wenn es eine Heyrath betraf, oder Alters halben. Die ganze Kunst lag aber in Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung, welche folgender maßen beschaffen war.

Herr Flink hatte sich von Jugend auf daran gewöhnt, bey allem, was er that, zu überlegen, wie es einzurichten sey? Als er nun nach seines Vaters Tode das Freygut übernahm, hatte er lange zuvor bedacht: wie er sein Haushaltungswesen anstellen wolle, daß alles gehen müsse, wie an der Schnur gezogen, und daß es darinne wenig Verdruß und Mißvergnügen gebe. Er pflegte oft zu sagen: „eine Haushaltung muß seyn, wie ein Uhrwerk, wo jedes Rad und Getrieb, ja auch jeder Zahn an den Rädern, auf den Punkt eingreift, und wo alles einmüthig dahin strebt, den Zeiger ordentlich fortzuschieben. Die Wohlfahrt der ganzen Haushaltung ist gleichsam der Zeiger, und alle dazu gehörigen Personen, als Vater, Mutter, Kinder und Gesinde, ja auch das Vieh im Stalle und der wachsame Spitzhund auf dem Hofe, sind, so zu sagen, die Räder und Getriebe. Nur hat Gott bey der Haushaltungs-Uhr die schöne Einrichtung gemacht, daß es Vater, Mutter, Kinder und Gesinde gar wohl empfinden und merken, ob sie ordentlich oder unordentlich geht, und daß sie darüber vergnügt oder mißvergnügt sind; welches bey der Stunden-Uhr nicht so ist. Sie genießen nämlich das Gute, was jedes zum Besten der Haushaltung thut, mit einander, und leiden alle darunter, wenn eins oder das andere seine Schuldigkeit verabsäumt. Jedes muß also recht treulich für alle, und alle für ein jedes sorgen und arbeiten: Herr und Frau fürs Gesinde, und das Gesinde für die Herrschaft; die Eltern für die Kinder und die Kinder wieder für die Eltern. Wenn dieß alle mit Freuden thun: so geht ein solches menschliches Uhrwerk nach Herzenslust; da siehet man lauter fröhliche Gesichter, und da werden alt und jung, durch das beständige Rechtthun und durch das vergnügte Leben immer besser und besser, und Gott muß eine solche Haushaltung segnen!“ Dieß war Herrn Flinks Meinung vom

Haushalten, die er sorgfältig in Ausübung zu bringen bemüht war. Er glaubte aber: der Grund einer rechten Ordnung müsse schon in der Anlage des Wohngebäudes und in der Stellung des Hausgeräthes liegen. Deswegen richtete er es so ein, daß die Küche an die Stube, und die Vorraths- und Milchkammer an die Küche anstieß. In der Küche war eine Gosse, so daß man kein Wasser zum Weggießen heraus zu tragen brauchte; auch war der Eingang zum Keller darinne. Aus der Stube gieng ein kleines Fenster in den Pferdestall, eben wo der Tisch stand: so daß man im Stalle keine Laterne brauchte, wenn Licht in der Stube war. Aus der Mägdekammer gieng eine Thür mit einem Fensterchen in den Kuhstall. In der Hausflur (Hausern, Diele) gieng die Bodentreppe hinauf und vom Boden konnte man das Heu und Grummet in den Pferdestall und Kuhstall hinunter werfen. Der Brunnen war neben der Hausthür in der Ecke. Aus dem Stubenfenster konnte man die Scheure und den ganzen Hof übersehen und durch ein klein Fensterchen in der Stubenthür sah man, was auf der Hausflur vorgieng, wo der Futterkasten stand. Durch dieß Fensterchen konnte man auch die Leute und Kinder errufen, sie mochten im Hause seyn, wo sie wollten. Alle Kasten, Schränke, und andere Hausgeräthe, bis auf die Schuhbürste, Kamm und Striegel, mußten jedes an einem solchem Platze stehen, hängen, oder liegen, wo es zunächst bey der Hand war, wenn man es brauchte: und wer etwas gebraucht hatte, mußte es allezeit wieder an den Ort bringen, wo es hin gehörte. Mit dem Geschirre und Acker- und Gartenwerkzeugen hielt ers eben so, und die Kinder gewöhnte er von Jugend auf an diese Ordnung: indem sie ihre Kleider, Bücher und Spielsachen allezeit ordentlich aufheben mußten. Durch diese Einrichtung wurden täglich viele hundert Schritte, im Hin- und Hergehen erspart und eine für den Landmann gar kostbare Sache, nämlich Zeit gewonnen. Auch brauchte Niemand nichts zu suchen, oder vergeblich nach etwas zu fragen, worüber oft viel Verdruß entsteht. Bey den Mahlzeiten für Menschen und Vieh und im Schlafengehen und Aufstehen hielt er gewisse Stunden, und gemeinig-

lich geschah alles dieses bey ihm eine halbe Stunde früher, als in andern Häusern: daher es schien, als hätten seine Leute nicht viel zu thun, weil sie immer eher fertig waren.

Bey allen Geschäften hatte er die Regel: was heute geschehen kann, verschiebe nicht bis morgen, und was du selbst verrichten kannst, laß nicht auf andere Hände warten. Diese Regel befolgte er so, daß wenn z.E. eine Unreinigkeit weg zu fegen war, er nicht erst die Magd vom Melken oder den Knecht vom Anschrren wegrief, sondern lieber selbst den Besen ergriff. Er pflegte dann zu sagen: was mir nützt und niemanden schadet, kann mich nicht verunehren.

Mit dem Gesinde hielt es Herr Flink folgender maßen. Wenn sich ein Knecht oder eine Magd bey ihm vermieden wollte, so führte er sie überall herum, und zeigte ihnen, was für eine Ordnung bey ihm eingeführt sey, und erzählte dabey, was jedes alle Tage ungeheissen zu verrichten habe. Darauf fragte er sie: wenn ihr selbst Haus und Hof hättet, würdet ihr mir eure Dienste wohl auch anbiethen? Wenn sie nun antworteten, sie würden lieber selbst Herr oder Frau seyn, als dienen, so fragte er weiter: und wessen Wille müßte dann in eurem Hause gelten, eurer oder eures Gesindes Wille? Da sagten sie natürlicher Weise: „unser Wille, als der Herrschaft.“ Ich muß euch nun sagen, fuhr er fort, daß ich es eben so halte. Wer in meinen Dienst geht, der verspricht mir, meinen Willen zu thun, nicht den seinigen. Mein Wille ist aber, daß in meiner Haushaltung zu allen Zeiten und Stunden accurat das geschehe, was eben nöthig und gut ist. Es kann nun treffen, daß es eben gut wäre, den Kuhstall auszumisten, zu einer Zeit, da die Viehmagd etwas noch nöthigeres zu thun hat. Da muß es der Knecht verrichten, wenn ichs ihm befehle: und er darf mir nicht einreden, es sey seine Sache nicht, und er sey nur für die Pferde angenommen. Ein andermahl kann es kommen, daß die Magd ihm wieder ausmisten helfen, oder daß der Knecht den Besen ergreifen und die Stube auskehren muß. Er darf sich auch nicht weigern, im Winter das Spinnrad vor sich zu nehmen, wenn es weiter nichts zu thun

giebt. Und so halte ichs durchaus, daß jedes, außer seinen ordentlichen angewiesenen Geschäften, alles thun muß, was eben zu thun vorfällt, und wer solches unbefohlen thut, ist mir desto lieber. Ich denke darinne so. Alle Menschen, Herrschaften sowohl, als das Gesinde, sind von Gott dazu erschaffen, daß sie so viel Gutes verrichten sollen, als sie immer zu Stande bringen können. Wem nun Gott keine eigne Haushaltung gegeben hat, der soll dieses in einer fremden thun, wo er sich in Dienst begiebt. Wollt Ihr nun dieses? so verspreche ich euch dagegen, daß ihr es bey mir auch eben so gut und wohl noch besser haben sollt, als wenn ihr für euch wäret. So sprach Herr Flink mit den Leuten, und sagte ihnen auch sein Gleichniß von der Haushaltungsuhr, und seine Wirthschaftsregeln und Sprichwörter, ehe er ihnen den Leihkauf (Handgeld) gab. Was nun schlechtes Gesinde war, das verlor wegen der accuraten Ordnung, die Lust bey ihm zu dienen, und kam nach dem Besehen nicht wieder. Aber ein braver Knecht und eine brave Magd hielten es für eine Ehre, in einer solchen Haushaltung zu seyn, wo alles so ordentlich und nach der Schnur gieng. [...] Auf solche Art machte Herr Flink seinen Leuten vorher bekannt, wie sie sich in allen Stücken aufzuführen hätten. Denn er meinte: was man von den Leuten wolle gethan haben, darüber müsse man sie erst recht verständigen, in der Hausordnung sowohl, als in Landesgesetzen und Rechten. Deshalb rief er auch alle Morgen seine Leute und Kinder zusammen, und gab, nach einem kurzen Gebete aus dem Herzen, jedem auf, was es den Tag über fertig bringen müsse. Hernach wurde ein Vers gesungen, und jedes gieng mit Freuden an seine Arbeit. Des Abends hielt ers wieder so, und fragte jedes, wie die Arbeit von Statten gegangen? Dabey gieng er, als Hausvater zuletzt ins Bett, und zuerst wieder heraus. Bey dieser Hausordnung waren nun Hr. Flink und seine Frau immer munter, und vergnügt, erlebten viele Freude an ihren Kindern, hatten wenig Verdruß mit ihrem Gesinde, und wurden von Zeit zu Zeit wohlhabender. Doch ist zu merken, daß der kluge Mann dem Gesinde zwar nicht mehr Lohn gab, als ande-

re, ihn aber auf den Punkt auszählte; daß er ihm zwar keine Leckerbissen, aber doch genug und nahrhafte Kost vorsetzte; daß er allezeit freundlich gegen dasselbe war, und es lobte, auch zuweilen beschenkte, wenn es seine Sachen recht machte. Was aber den Diensthofen am meisten bey ihm gefiel, war dieses, daß er ihnen, wenn sie gewisse Jahre lang treu und redlich bey ihm ausgehalten hatten, zu einem eignen Stückchen Brod behülflich war, und sie fast so gut, wie ein Vater seine Kinder ausstattete. Denn er war der Meinung: Ein Hausvater gleiche in diesem Stücke einem Könige oder Fürsten, der gute Unterthanen haben wolle. Dieser müsse vor allen Dingen dafür sorgen, daß es ihnen wohl gehe.

Rudolph Zacharias Becker: Herrn Flinks Haus- und Gesinde-Ordnung, in: Rudolph Zacharias Becker: Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Gotha, Leipzig 1788, S. 218-225.

13. Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29. Juli 1792

Mainz d. 29. Juli [17]92

Mit herzlichem Verlangen hab ich auf ein Lebenszeichen von Ihnen⁷ gewartet, und bekomme einen ungeduldigen kleinen Zettel, aus dem ich mir nichts zu nehmen weiß, als was ich nicht gern will. Ich habe Ihnen gleich antworten wollen, und es geschieht erst heute. Trauen Sie dem Anschein von Vergeßlichkeit nicht – man muß keinem – gar keinem Anschein trauen, lieber Meyer. Ich habe sehr oft an Sie gedacht, mich viel um Sie bekümmert – was thut es, daß Sie es nicht wissen, und es Ihnen nicht hilft? Mir selbst ist doch die Theilnehmung werth, die ich für Sie habe. Helfen sich Menschen überhaupt noch, die sich bis auf einen gewissen Punkt isolirt haben, so ist es nur durch eine gute Stunde, die sie sich durch eine freundschaftliche Unterhal-

tung machen – und das Vergnügen ist in der Abwesenheit so unvollkommen. Darum schwieg ich wohl, wenn ich gern geschrieben hätte – allein immer schweigen ist auch Thorheit. Ich könnte Ihnen sagen – wir haben viel an Sie gedacht – Sie wissen vielleicht schon, daß Amalie⁸ hier war, und das waren recht sehr vergnügte Tage, von denen nur der letzte, durch den plötzlichen Tod von Theresens⁹ jüngstem Kind, einem Jungen, getrübt wurde, und uns allen Thränen gekostet hat. Amalie wird für sich selbst reden – sie sagte mir, daß sie bald thun wollte – ich habe die liebe Frau diesmal mehr wie in Gotha gesehen, und mich ihrer gefreut. Die Zusammenkunft des Deutschen Reichs hat so auch für uns zum Fest werden müssen – ohngeachtet es für unsern bürgerlichen Sinn eben keins seyn konnte. Zuweilen dacht ich, Sie müßten bey der Ueberschwemmung von Fremden mit herbeyschwimmen – ich hätte Ihnen die Hand gereicht, und Sie heimlich in mein Haus geführt – aber ich habe nichts gesehen, das Ihnen ähnlich war. Wie Sie aussehen, errinne ich mich recht gut, so dick Sie auch geworden seyn mögen, wovon freylich viel verlautet. Ich werde hier auch stark, weil ich mich nicht ärgern und zanken darf, und zwischen dem 30 und 40sten Jahr hoff ich zu dem Rang einer holländischen Schönheit herangewachsen zu seyn. Ein Ingredienz von meinem Wohlseyn haben Sie mit diesem Geständniß – an häuslicher Ruhe fehlt mirs, in meinen einsamen kleinen Zimmern, mit meinem guten Mädchen, nicht. An mütterlichen Freuden auch nicht, denn sie verspricht ein liebes Geschöpf zu werden, das ich durch meine Behandlung gewiß nicht um seine Glückseligkeit bringe. Man kan sich keine arglosere, neidlosere, frölichere Seele denken. Jedermann hat sie lieb – Therese zieht sie oft ihrer Kleinen vor, die durch Kränklichkeit verstimmt und schlaff geworden ist – Forstern¹⁰ nennt sie Väterchen – und er nimt sich ihrer recht väterlich an. Sie wird unter so viel beßern Eindrücken auferzogen, als es bisher in meiner Gewalt stand ihr zu geben – bey mir lernt sie, wie man sich allein beschäftigen, und wie viel man entbehren kan – und dort ist sie im Schooß einer Familie, und

lernt Achtung gegen Menschen – Achtung gegen Männer fühlen. Es wird ihr bey den glücklichen Anlagen also nicht an weiblichen Tugenden fehlen – und um ihrentwillen allein könnte mich der Entschluß hierher zu gehn schon nicht gereun. Meine Mutterpflicht war mein Leitfaden, seit meine Kinder keinen Vater mehr hatten – wenn dies Band riße, so würd ich einen ganz andern Weg gehn – ich müßte viele andere wieder anknüpfen, wozu ich bisher die Lust nicht hatte – und wohl auch die Fähigkeit bald verlieren könnte – Gott gebe, daß es nicht reißt. – Wie es mit mir weiter geht? – Von dem vorigen Ungemach ist jede Spur verschwunden, sogar die Erinnerung – ich weiß kaum mehr, daß es so wunderliche verdrehte Menschen gab, als ich vorzüglich in meiner lezten Situation kennen gelernt habe. – Die, die ich jezt sehe, sind gut, in mehr wie gewöhnlichem Grade, gewähren meinem Kopf mehr Nahrung als – er bedarf – oder eigentlich mehr als er ihnen wieder geben kan, und erleichtern meine Lage durch alle Dienstleistungen der Freundschaft. Sie genießen ihr Leben, in dieser schönen Gegend – sie arbeiten und gehn spazieren und ich theile das alles mit ihnen. Jeden Abend bin ich dort um Thee mit ihnen zu trinken, die interreßantesten Zeitungen zu lesen, die seit Anbeginn der Welt erschienen sind – raisonniren zu hören, selbst ein bischen zu schwazen – Fremde zu sehn u.s.w. Außer Forsters hab ich gar keinen Umgang. – Darinn hab ich vielleicht unrecht – aber ich mag keinen andern. F. ist mein Freund, wie Sie mirs voraussagten – ich erkenne alle seine Schwächen, und kan die nicht von mir werfen, ihm gut zu seyn – ich thue alles, was ihm Freude machen kan. Im Anfang drückte es mich, mich theilen zu sollen, zwischen der Neigung für ihn und meinem Gefühl für Therese, aber, nachdem ich klar eingesehen habe, daß alles grade so seyn muß, wie es ist, und nicht anders seyn kan, vereinige ich es recht gut, und bin gegen keinen mehr ungerecht. Zwar gegen Th. würd ich es nie seyn – ob ich gleich noch immer behaupte, daß sie mich nicht liebt – mich deucht, darinn hat sie unrecht – sie kan es in mehreren Dingen haben – aber Sie, mein bester Freund, haben doch auch

nicht recht, und es ist vieles anders, als Sie es sich vorstellen. Ich habe nicht den Eifer Sie bekehren zu wollen, aber die Genugthuung bin ich ihr schuldig, zu sagen, daß ich es nicht so finde, wie Sie mich fürchten ließen – und ich schreibe nicht in den ersten vier Wochen. Mag die Welt sprechen! Kan das Meyern ein Beweis seyn, der gewiß schon der Fälle mehr erlebt hat, wo sie nie den rechten Fleck traf. – Theresens Gesundheit ist sehr gut – Forster seine würde es auch seyn, wenn er nicht so viel arbeiten müßte – und mehr arbeiten könnte. Ich habe mit ihm mehreremal von Ihnen gesprochen – wie ich denke – selbst darüber, wo ich Sie absolviren sollte – er ist ohngefähr meiner Meinung. Amalie, er und ich haben bey Tisch wieder unsers Wanderers Gesundheit getrunken. – Sehn Sie – Sie sind nicht vergeßen, und möge das Ihr hartes Herz erweichen.

Voß¹¹ hat Forster geschrieben, daß Sie in Berlin sehr gute Connektionen haben durch Itzig¹², der mit Bischofswerder¹³ verbunden ist. Wie kommt es denn, daß nichts glückt – mein stolzer Herr, Sie machen wohl keine Versuche – Sie ärgern wohl die Leute – und betrüben so Ihre Freunde, die nichts sehnlicher wünschen, als ein Joch über Ihren Nacken zu sehn, weil doch wahrlich ohne solch ein Joch noch weniger Gedeihn auf der Erde ist – wenn man nicht die Kunst des glücklichen Selims¹⁴ versteht, jedes Sümchen um die Summe zu verdoppeln. Sie sind sorgenlos? – Können Sie es denn seyn – dann meinethwegen! Sind Sie vielleicht zu ehrlich – zu gottlos – für die jezigen Zeitläufte – *à propos* wer hat die Predigt in der Berliner Monatsschrift gemacht? Die war recht gut.

Ihre Uebersetzung ist mir noch nicht vorgekommen – so viel ich auch lese. Sie wissen nicht, warum Sie Ihre Gedichte herausgeben? Ich denke, das Publikum wird so wenig fragen warum? wie ich gesonnen bin es zu thun, denn ich werde eine recht hübsche Ursache dafür finden.

Der 2te Theil von Forsters Ansichten¹⁵ ist beßer wie der erste – wandelt nicht so sehr auf Cothurnen¹⁶ – und unterrichtet. Mitunter schreibt er doch allerliebste Dinge.

Mir thät es auch Noth zu übersezen ums tägliche Brod – aber es ist noch nicht so weit gediehn, trotz einiger Versuche. Sie glauben nicht, mit welcher Geduld ich alle solche fehlgeschlagne Plane ertrage, und fest auf die göttliche Vorsehung traue. – Alles schlägt mir fehl. – Wenn der Nebucadnezar¹⁷ nicht wäre, so könt ich jezt recht glücklich seyn. Sie sollen sehn, ich werde es niemals werden. Ist das nun wohl meine Schuld? Und dennoch zürnt meine milde Seele nicht mit dem Schicksaal – und trachtet nur darnach, sich auch das härteste zu versüßen. Es ist doch nicht zu läugnen, daß mir vieles fehlt – und wenn ich es tief im Herzen fühle, klag ich mich wohl am Ende darüber an. Nichts verzeih ich mir weniger als nicht froh zu seyn – auch kan der Augenblick niemals kommen, wo ich nicht eine Freude, die sich mir darbietet, herzlich genießen sollte. Das ist mir natürlich – das wird immer meine Unruhe dämpfen, meine Wünsche zum schweigen bringen – und wenn es auch lange noch keine Gleichmüthigkeit wird, so kan ich doch nie unterliegen. Ich habe mich nun einmal so fest überzeugt, daß aller Mangel, alle Unruhe aus uns selbst entspringen – wenn Du nicht haben kanst was Du wünschest, so schaff Dir etwas anders – und wenn Du das nicht kanst, so klage nicht – nicht aus Demuth, aus Stolz erstickte alle Klage. Die Moral hab ich mir nicht der Strenge wegen erfunden, ich konte aber nie mit einer andern fertig werden. Vom Geschick hab ich nichts gefordert, und bin ihm noch nichts schuldig geworden, als was es nicht versagen konte. Laßen Sie mich davon abbrechen.

Unser väterliches Haus in Göttingen ist verkauft, und ich habe dort nun keine Heymath mehr – mags auch nicht wiedersehn. Lotte hat mir eben einen Brief voll Glückseligkeit geschrieben – Gott gebe, daß sie dauert – ich verzweifle nicht ganz daran. Meine Mutter ist mit ihrer jüngsten Tochter auf eine Zeitlang nach Hamburg und Lüneburg gegangen – mein jüngster Bruder ist auf Reisen.

Der arme Bürger¹⁸ schreibt mir zuweilen und hat doch wieder so viel Kräfte gewonnen, eine Arbeit zu vollenden, die er längst

unternommen hatte – die Uebersetzung von Popens Eloise¹⁹. Er schickte mirs durch Wächter (Veit Weber)²⁰ und wolte strenge Kritik, die ihm geworden ist – Eloise war ein paarmal Bürger geworden. Veit Weber kante Sie – ich sah ihn nur kurze Zeit. Um Boutterweks²¹ Infamien wußte ich wohl – es giebt keinen jämmerlichern Menschen. Ich habe Louisen von ihm errettet, mit der er ein Spiel einfädeln wollte – seine Briefe waren wie aus einem schlechten Roman von einem Studenten.

Er haßt mich bitterlich, und versichert den Leuten, daß ich meiner Schwester eine herrliche Parthie an ihm verdorben habe. Sie brauchen ihn nur gesehn zu haben, um zu wissen, ob das wahr ist. Jezt sind Sie wohl mit deutscher Litteratur wieder vollkommen vertraut? Es giebt einen August Lafontaine²², der deutsche Erzählungen schreibt, wie wir sie noch nicht haben – er ist Feldprediger, sagt man, und jezt in unsrer Nähe – Gott schüz ihn! – im Fall die Franzosen sich wehren, worüber man hohe Wetten eingeht. Göthens Gros-Cophta²³ ist im Schlafe gemacht – sein Genius hat wenigstens nicht Wache dabey gehalten.

Daß der gute Herder so krank und jezt in Spaa ist, wissen Sie doch? Sie werden wohl alles wissen, da Sie alle Welt kennen. Lieber Meyer – ich bitte Sie, schreiben Sie mir gleich. Sie müßens thun, weil ich so lange gewartet – wolten Sie eben so lange warten, so würde die Lücke zu groß. – Schreiben Sie unter Forsters Adreße, so geht der Brief frei – oder unter einer diplomatischen, als an Legatsecretär Huber, oder Legats. Müller²⁴, denn der kleine Ludwig Müller ist solch Ding geworden, und kam ein paar Tage nach mir an. Im Fall Sie einmal hier durchgehn, steht hier meine unmittelbare Adreße – im Reidtschen Hause in der Welschen Nonnen Gaße. Wenn ich die Freude hätte, daß Sie Gebrauch davon machten! Sagen Sie mir, ob ich gar nicht drauf rechnen kan.

Lauers aus Gotha waren auch hier – alle die Leuten gingen nach Coblenz mit Forster – Therese blieb des Kindes wegen, das sie stillte, zurück. Den Tag nach Forsters Zurückkunft starb es.

Leben Sie wohl. Tatter²⁵ grüßt Sie, das weiß ich gewiß. Ich wünsche Ihnen tausend Gutes – das weiß ich noch gewisser.

C.B.

Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer, 29. Juli 1792, in: CBF I, Nr. 113, S. 254-260.

14. Lebenshaltung in Jena

1798

Nicht leicht ist eine Epoche meines Lebens in Rücksicht auf äußere Bildung für die Welt und ihre Verhältnisse reicher für mich gewesen, als diese. Das heitere Bewußtsein, nicht ohne Erfolg mit einem riesenhaften Gegenstande zu ringen und ihn der Gewalt des Bewußtseins zu unterwerfen; das mannigfaltig wechselnde Leben mit Menschen aus allen Klassen, die in vorübergehenden Augenblicken mich auf eine interessante Weise erregend berührten, aber nicht lange genug verweilen, um mir



Abb. 2: Jena um 1790

widerwärtig oder feindlich entgegen zu treten, gaben mir eine Leichtigkeit des Benehmens, eine Fügsamkeit unter allen wechselnden Umständen, eine Fähigkeit, diese schnell in ihrer Eigentümlichkeit aufzufassen, die ich bis dahin durchaus nicht kannte, ja die ich jemals zu erringen früher für eine Unmöglichkeit gehalten haben würde. Mit sogenannten gebildeten Leuten trat ich selten in Berührung; wenn ich sie traf, so erschienen sie als verständige klare Männer für einen ganz bestimmten praktischen Zweck auf entschiedene Weise tätig. Alles Überschwengliche war von mir entfernt: es waren Berg- oder Hüttenbeamte, mit denen ich verkehrte; die Gegenstände, die ich unter ihrer Anleitung betrachtete, die Naturverhältnisse, auf welche die ersteren, die Hüttenprozesse, auf welche die letzteren mich aufmerksam machten, forderten ungestörte Anstrengung, wenn sie mit Klarheit aufgefaßt werden sollten. Ich bin nie gesünder gewesen, als wenn ich bei großer körperlicher Anstrengung höchst mäßig zu leben gezwungen war. Wenn ich in den einsamen Gebirgsschenken wochenlang nichts anderes genoß, als Eier, Schlackwurst und Schinken, nichts anderes trank, als Wasser mit einigen Tropfen Rum, weil ein angeerbtes Magenübel mir nicht erlaubte, die wechselnden Biere zu genießen, fühlte ich mich so durch und durch gesund, so geistig elastisch, so leicht vom Leben getragen, wie nie vorher. Das tiefere geistige Element blitzte aus diesem in sich sichern Leben hervor, und was ich in Jena erwartete, Aufschlüsse über die tiefsten Probleme, die mir da werden sollten, schien mir eben, wenn es mir aus der heitern, in bestimmter Tat umgrenzten Gegenwart entgegentrat, alles Unruhige, Unbestimmte und Nebelhafte zu verlieren.

Henrik Steffens: Lebenshaltung in Jena, in: Henrik Steffens: Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. Hg. von Friedrich Gundelfinger. Jena 1908. S. 90-91.

15. A. W. Schlegels Kreis

Jena 1798

Ich war nun allmählich mit mehreren Familien bekannt geworden. A. W. Schlegel und seine bedeutende und höchst geistreiche Frau, sowie die liebliche Tochter gehörten zu meinem angenehmsten Umgange. Durch sie lernte ich auch den Justizrat Hufeland²⁶, den Mitredakteur der allgemeinen Literaturzeitung kennen, der mich gastfrei und freundlich aufnahm. Er, Schlegel und Frommann²⁷ bildeten den Kreis, in welchem ich fast täglich lebte. Gries²⁸ erschien nur bei Frommann; auch ihn besuchte ich häufig, und war nun ein lebhaft teilnehmendes Mitglied des engern Kreises, von welchem eine große, die ganze Literatur umgestaltende Tätigkeit ausging. In diesem Kreise unterhielt man sich fast ausschließlich von literarischen Gegenständen, von Streitigkeiten der Schriftsteller, von den Verhältnissen zu den Gegnern, und ich fand mich plötzlich, obgleich ich mich noch nicht als Schriftsteller hervorwagte, auf den Kampfplatz versetzt, und sah wohl ein, daß ich früher oder später in den öffentlichen Streit verwickelt werden müßte. Ich war in beständiger Produktivität, ja fortdauernd in einer Art wissenschaftlicher Begeisterung. Ideen drängten sich, aber mir fehlte noch die besonnene Ruhe, die zur Ausarbeitung nötig ist. Ich studierte, experimentierte, und ward in den Zauberkreis neuer Gedanken immer gewaltiger hineingezogen. Schelling trug die Naturphilosophie nach einem Entwurfe vor, der gedruckt und bogenweise den Zuhörern mitgeteilt wurde. Ich besuchte diese Vorlesungen, und eine jede Stunde gab mir neue Aufgaben, und mit jedem Tage ward mir der Aufenthalt in Jena wichtiger.

Henrik Steffens: A. W. Schlegels Kreis, in: Henrik Steffens: Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. Hg. von Friedrich Gundelfinger. Jena 1908, S. 107.

16. Ein Monat im Leben der Sophie Mereau-Brentano

Januar 1799

1sten Januar. Trüber Blick ins Leben. Ewiges Entbehren harmonischer Freuden. Schwanken zwischen Ergebung und Muth. Schlittenfahrt. Abends bei Schlegel. Verstimmt und zwangvoll. 2. Unangenehme Nachrichten. Verstimmung. 3. Nachmittag mit B.²⁹ Süße Vergeßenheit und Schwärmerei. Abends mit M. und J.³⁰ 4. Kälteres Gespräch mit B. Arbeit zerstreut. Abends mit Hof und M. und J. Heiter. 5. Schlittenfahrt nach Borstendorf. Ruhige Unterhaltung. Eine heitre fröhliche Stunde mit B. Abends bei der Eber. 6. Noch heiter. Im Concert. Langweilig. Abends mit B. Erste Annäherung der Liebe. Langes süßes Beisammensein. 7. Nachmittag gearbeitet. Abends mit B. süße lange Stunden. 8. Zuhauße. Verstimmt. 9. Unzufrieden mit B. Seine Unruhe. Süße Rührung. Abends Gesellschaft fröhlich. 10. Ruhig. 11. Neuer Zwist. Sein Trotz kehrt zurück. Hohe Spannung. Versöhnt. 12. Nachmittag heitrer Spaziergang. Ms. Ankunft. Schreckliche Scenen. Abends auf dem Ball. Sonderbares Benehmen der Hufeland. Sehr angegriffen. 13. Mit M. beschäftigt. 14. 15. Oede ohne B. zu sprechen. 16. Comedienprobe. 17. Gesellschaft von Damen. 18. Unterredung mit B. Sein Fall. Sonderbare Störung. Viel Gestalten. 19. Nach Weimar. Heitre Fahrt. Dort verstimt. Sonderbarer Genuß der Oper. Wünsche. 20. Zuhauße. Oede. 21. Menschenfeindliche Stimmung. B. misverstehet mich. Seine Verzweiflung. Kinder Ball. Wir sprechen uns allein. Verstehen uns, sind glücklich. 22. Gespräch mit B. Sonderbare Offenheit gegen ihn. Sein Benehmen. 23. Fröhlicher Tausel. Bald verwischt. 24. Schwanken. 25. Comedie. Beschäftigt. 26. Zuhauße. Kleiner Unwille gegen B. 27. Gespannt. Sonderbar gegen B. Endlich wieder die Vorigen. 28. Gleichgültig. 29. Besuch. Sehr verstimmt. Wehmütige Freude mit B. 30. Bs. zartes Gefühl. Wünsche und Träume. 31. Abends mit B. Schmerzliche Freude. Vergeßenheit. Pläne.

Sophie Merau-Brentano: Ein Monat im Leben der Sophie Mereau-Brentano, in: Sophie Mereau-Brentano: Wie sehn' ich mich hinaus in die freie Welt. Hg. von Katharina Hammerstein. München 1997, S. 52-53.

17. Zimmer-Heizung mit erwärmter Luft

Im Jahre 1794 erfuhr ich von einem Arzte in der Pfalz, wie das Lazareth zu Mannheim dergestalt entweder eingerichtet wäre oder eingerichtet werden sollte, daß in keinem Krankenzimmer ein Ofen zu stehen käme, sondern sie sämmtlich bloß durch *erwärmte Luft* geheizt würden; und zugleich bewies er mir so augenscheinlich sowohl die Möglichkeit der Ausführung, als auch die Nutzbarkeit dieser Einrichtung für die Gesundheit und Holzersparniß, daß ich, voll Vertrauen die Sache würde glücken, einen Versuch in dieser Art von Heizung anstellte; welche sich denn auch während des ganzen Winters so bewährt gefunden hat, daß ich zur Heizung von zweyen Stuben nicht mehr Holz, ja weniger gebraucht habe, als ich sonst zu Einer nöthig hatte. Ich halte es also für Pflicht, diese wohlfeile, und zugleich dadurch, daß vermöge solcher die Stubenluft stets in Bewegung bleibt, der Gesundheit so zuträgliche Art zu heizen bekannt zu machen.

Den Versuch habe ich auf folgende Art angestellt: ich ließ nemlich in der einen Stube A einen Circulir-Ofen wie der Fig. 1. Taf. 22. [s. Abb. Circulirröhren-Heizung] setzen, und in solchem eine von gegossenem Eisen unten offene Röhre aa einmauern, welche durch ein Kniestück bb in die Nebenstube B geführt ist. Der Erfolg hiervon war folgender:

Sobald durch das Feuer im Ofen die Röhre aa erhitzt wurde, erwärmte sich auch die in solcher befindliche Luft, und dieselbe wurde, da die kalte Luft die warme vertreibt, mit so einer Heftigkeit in die Nebenstube gejagt, daß wenn man brennendes

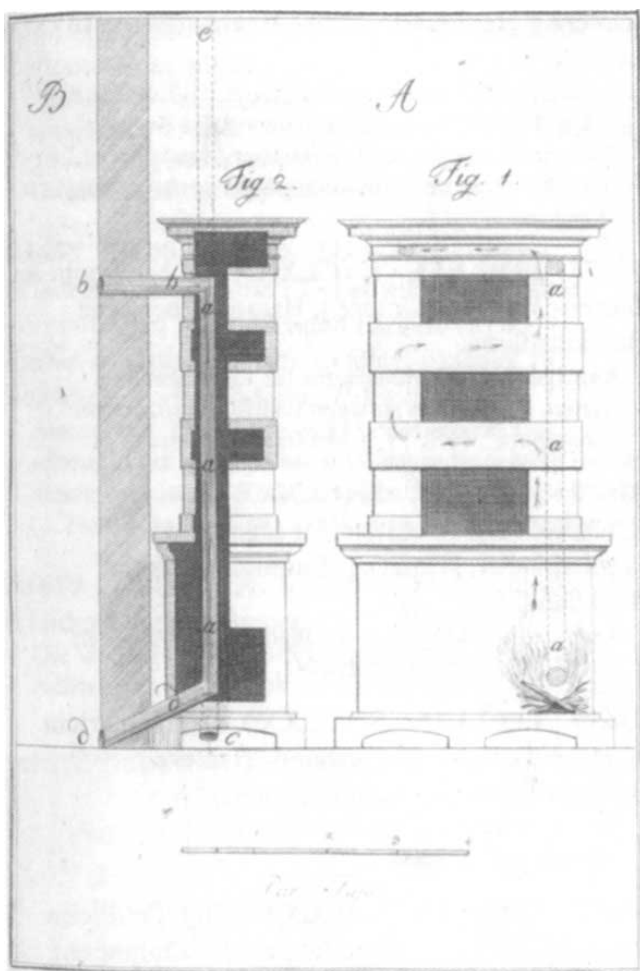


Abb. 3: Circulierterröhren-Heizung

Papier in die unter dem Ofen befindliche Oeffnung der Röhre c steckte, solches mit der größten Geschwindigkeit die Röhre aa hinauf und durch das obere Kniestück bb wieder heraus kam. Die Wirkung hiervon war, daß zwar die Nebenstube B eine hinlänglich temperirte Wärme erhielt, das Zimmer A aber, in wel-

chem sich der Ofen selbst befindet, übertrieben heiß wurde, welches letztere ich aber vermied und die Nebenstube B viel geschwinder erwärmte, da ich die Oeffnung der Röhre nicht mehr unter dem Ofen in c ließ, sondern durch ein Kniestück dd in der Nebenstube B selbst tief unten am Fußboden anbrachte; denn die Ursache hiervon ist, daß sich die kalte Luft im Zimmer B, wo sich die untere Oeffnung der Röhre befindet, am Fußboden schnell auspumpte, in der Röhre aa welche im Feuer lag erhitze, und erwärmt also durch bb in der Nebenstube B wieder ausströmte. Auf diese Art wurde die Stube A auch nur nach gewöhnlicher Zeit erwärmt.

Nachdem ich den vorgedachten Versuch bereits gemacht und bewährt gefunden hatte, habe ich erfahren, wie diese Art zu heitzen zwar bey uns, aber nicht in andern Ländern so unbekannt und neu ist, und vorzüglich in England jetzt fast alle Häuser dergestalt gebauet werden, daß sämmtliche Stuben blos durch das Feuer auf dem Küchen-Heerde erwärmt werden, indem aus einer jeden derselben eine Röhre nach solchem, und durch einen Bogen wieder in das Zimmer zurückgeführt wird. Die Möglichkeit hiervon wird einem jeden von selbst einleuchten; so wie auch, daß wenn jemand übereinander liegende Zimmer bewohnt, und an Statt die Röhre aa durch das Kniestück bb zu führen, solche bis in e verlängert, und durch die Decke in das darüber gelegene Zimmer leitet, letzteres nicht allein zu gleicher Zeit mit erwärmt, sondern auch das unten liegende Zimmer A viel leichter und geschwinder geheizt wird, weil in diesem Falle die Röhre aa sich nicht in d, sondern in c unterhalb des Ofens im Zimmer A öffnen und anfangen muß, und sich also aus dem Zimmer A zuerst die kalte Luft vom Fußboden des Zimmers herauspumpt, und sodann die warme Luft im Zimmer A selbst mehr circulirt.

v. B.

Friedrich Justin Bertuch: Zimmer-Heizung mit erwärmter Luft, in: Journal des Luxus und der Moden 13 (1798), S. 423-433.

18. Gotthilf Heinrich Schubert an Emil von Herder, 15. Juni 1800

Leipzig am 15. Juni 1800.

Mein Emil!³¹

Dieses ist vielleicht schon der 6te Brief den ich seit einigen Wochen an dich anfangte. Mich quälte der Vorwurf, ob ich dir auch ganz der innige Freund sei, den du verdienst. Ich sahe, daß ich dir immer nur arme Worte für deine Liebe hatte geben können, und daß ich dich so oft ganz vergessen hatte. Da war mirs als hätte ich keinen Freund mehr an dir, der du doch mein einziger bist. Dein Brief aber, den ich gestern erhielt sagt mir's deutlich, du bist noch mein Bruder u. Freund.

Mit mir ist eine wichtige Änderung vorgegangen, ich bin nicht mehr Theolog, ich studiere jetzt Medizin. Du weißt es ja Bruder! daß ich von jeher bloß meinen guten Eltern das Opfer bringen wollte, *gegen meine Neigung* Theologie zu studieren, das habe ich dir schon in Weimar oft gesagt. Und das war ja das einzige, was ich meinen guten Eltern für alle ihre Liebe geben konnte, warrlich, ich that es recht gern. Jene Bilder aus dem häußlichen Idyllen Leben des Predigers, der seiner Gemeinde ein guter Vater zu seyn weiß, that auch immer meinem Herzen recht wohl. Als ich vorigen Winter nochmals den ernstesten Vorsatz faßte mein ganzes Leben hindurch nur auf *das eine, daß die Erkenntnisse und der Dienst des großen Gesezes befördert werde* Rücksicht zu nehmen, sahe ich wohl schon damals daß ich den rechten Weg zu meiner großen Bestimmung noch nicht gewählt hätte. Emil! wahre Kenntniß der Natur, im weitesten Umfang, siehe, das allein giebt Ruhe, und inneres Glück. Wer aber Naturforscher werden will, braucht ein ganzes Leben, um nur einigermaßen vollkommen in seiner großen Wissenschaft zu werden, er braucht ein forschendes Leben wie das des Arztes, der seiner Bestimmung nach ein ausübender Naturforscher ist. War nun Heilkunde meiner Meynung nach das Beste, was ich zu meiner Bestimmung wählen konnte, so durfte ich nicht

länger zaudern, es war hohe Zeit, daß ich mit muthigen Entschluß an meine Bestimmung gieng. Freylich gieng ich daher vorige Ostern mit traurigen noch immer unentschlossnen Herzen zu meinen guten Eltern, es war ja ihre liebste Hoffnung was ich ihnen nehmen mußte, was sollte ich meinem Vater, der schon über dem Grabe wankt sagen, wenn ich ihm die Stütze, die ihn noch am Einsinken hinderte wegnahm? Mir tratten die Thränen in die Augen wenn ich daran dachte. – Mein Vater bemerkte es leicht selbst, aus der Wahl meiner Lectüre u. andern Beschäftigungen, daß meine alte Neigung zur Medizin wieder mächtig erwacht sey, es kam zur Erklärung, da war er sehr traurig. Da schien ich mir wie von meinen guten Vater verlassen (meine Mutter sahe es eben so gerne wenn ich Medizin studierte als Theologie, „Du bist mir (sprach sie) lieb, du magst seyn wer und was du willst“) aber bald darauf bestärkte er mich nur noch selbst in meinem Vorsatz. „Es ist Gottes Wille sprach er, wer weiß, was er für Absichten mit dir hat, du hattest von Kindheit mehr Neigung u. innre Bestimmung zur Medizin, gehe nur deinen gewählten Weg, was ich zu deiner Unterstützung thun kann thue ich gern“. Das rührte mich dir fast noch mehr als der Kummer den er erst als er meinen Entschluß erfuhr bezeugte. O sieh, nur meinen Eltern einmal zeigen möchte ich wie sehr ich sie liebe, werde ich auch Gelegenheit dazu haben? Soll denn Liebe immer nur Worte, und stumme Miene bleiben?

Mit heiterer Seele kam ich wieder hier an, aber es ist nun fast ein ganzer Monat vergangen und ich habe nur wenig, bei weitem nicht genug gethan. Ich habe das weitumfassendste und reellste Studium unter allen, ich will mich zum Naturforscher im höchsten Sinne bilden, warrlich da darf ich keine Minute ungenützt vorbey lassen, und mir entschlüpfen bisweilen ganze Stunden ohne wahren Nutzen! Noch immer bin ich nicht Mann genug, um allzeit Herr mein selbst zu seyn, um immer lebendig meine große Bestimmung zu fühlen. Das hat mich (so wie du mirs auch von dir schriebst) bisweilen fast untröstlich traurig gemacht, ich war in einer schwarzen Melancholie oft ganze Tage, ich wäre lieber todt gewesen. Aber ich erhebe mich wie-

der mit jugendlicher Kraft, was ich kann, siehe das will ich leisten. Da wo Dunkel ist will ich mir wenigstens einige Dämmerung zu schaffen suchen.

Und so Bruder verbindet uns denn abermals eine Bestimmung, beide wollen wir *thätige, ausübende Naturforscher* werden. Große Bestimmung! Nun Bruder gehen wir einen Weg bis ans Grab, auch im äußeren bürgerlichen Lebensloos.

Du wünschest ein Mittel, wie man sich einer dem andern täglich und stündlich Briefe schreiben könnte, ohne eine Feder aufs Papier zu setzen, das Mittel ist wenigstens zum Theil schon erfunden. Wir wollen einer dem andern genau schreiben, was wir treiben, wie wir leben, so oft ich dann an dich denke weiß ich was du eben treibst, und errathe deine Gedanken. – Früh zwischen 3 u. 5 Uhr (gewöhnlich um 4) stehe ich auf, schaue eine Zeitlang die grünen Bäume vor meinen Fenstern (mehr kann ich hier nicht sehen) und einen Theil des blauen Himmels, dann arbeite ich schreibend oder lesend, gewöhnlich Physiologie. Ich sammle nämlich jetzt einzelne Aufsätze über Mitwirkung der Theile des thierischen Körpers, die ich später zu einem Ganzen machen werde. Gegen 7 Uhr gehe ich in die Vorlesung der Botanik, um 8 u. 9 Uhr arbeite ich wieder für mich, von 10 bis 11 höre ich Knochenlehre. Dann esse ich einige Löffel Reiß in Milch gekocht (jetzt meine tägliche Speiße) lese ein wenig, gebe meinem Stubenpurschen englische Stunde, und gehe um 2 Uhr wieder in die chemischen Vorlesungen über die Metalle (bei Eschenbach) um 3 Uhr höre ich Physik bey Hindenburg³², dann wiederhole ich das gelernte, und treibe noch ein wenig Sprachen. Gegen 7 Uhr geht es ins Freye, dann schreibe oder lese ich noch ein wenig und um 10 Uhr geht es zu Bette. Mittwochs u. Sonnabends wo ich Vormittags keine Collegia habe, mache ich gewöhnlich mit meinem Lehrer (dem jungen Professor Hedwig³³) botanische Wanderungen. Das ist der grobe Umriß meiner jetzigen Lebensweise.

Einen Emil habe ich noch nicht hier gefunden, finde ich auch nicht mehr. Die Schuljahre sind die Knospezeit für Freundschaft, je mehr man sich dem männlichen Alter naht, desto

weniger wollen die Blüten gedeihen, was dann kommt, sind doch nur Spat-, und Nach-Blüten. Seit einiger Zeit gehe ich oft mit einem jungen Mediziner einen gewissen Wetzels um, wir tauschen unsere Kenntnisse aus, aber nicht unsere Gefühle, nicht einmal die Ideen, wir gleichen uns wenig.

Du aber wirst mir wohl bleiben, und ich bleibe Dir. Laß uns nicht länger mehr trauern, auf laß uns unser Tagewerk frisch beginnen! O könnte ich dir das große unendlich erhebende und beglückende Gefühl mittheilen, wenn ich in der freyen Natur den großen Gedanken denke, wenn mir der Gedanke ans Gesetz, in dem wir sind, waren und seyn werden, so lebendig vor der Seele flammt. Doch du kennst ihn wie ich, nur austauschen möchte ich dir Seele um Seele. Nun muthig Bruder! und willst du ermatten so siehe aufs Grab, und schaue mitten hindurch den gestirnten Himmel einer anderen Welt. Alles ist jetzt im Werden, das menschliche Geschlecht ist ein 10jähriges Kind, denn Jahrtausende sind ja kaum Jahre seines Lebens. Siehe selbst die Erde trägt noch überall die wilden Spuren ihres Entstehens an sich. Nun so laß auch uns werden, was wir in diesen halberwachenden, lebendig vorbereitenden Zustand werden können. Laß uns zu dem Guten, das in unserm neuen Jahrhundert auf die Erde kommen wird, das unsere mächtig zuthun. „Sein Reich komme.“ [...]

Dein Schubert

Gotthilf Heinrich Schubert an Emil von Herder, 15. Juni 1800, in: Gotthilf Heinrich Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. Hg. von D. Gottlieb Nathanael Bonwetsch. Stuttgart 1918, S. 26-29.

19. Ein englischer Gurcken-Schneider

Der Luxus unserer modernen Tafeln verlangt, daß der Garten Sallat auf dem Tische, so eben erst wenn er gegessen werden



Abb. 4: Ein englischer Gurcken-Schneider

soll, gemacht, und aus mehreren Ingredienzien zusammengesetzt werde, unter welche auch eine frische Gurke, in feine Scheibchen geschnitten, gehört. Meistens übernimmt die Frau oder Tochter vom Hause das wichtige Geschäft des Sallatma-

chens, und, unter uns gesagt, es giebt einer Dame immer die gute Gelegenheit, einen schönen Arm, eine weiße kleine Hand, zierliche Finger voll Ringe der Tischgesellschaft zu zeigen und ins Spiel zu setzen. Die geschälte Gurke, welche auf den andern Sallat-Kräutern mit liegt, wurde sonst in die schöne Hand genommen, kunstlos geschnitten, und machte gewöhnlich mit ihrem Safte die Finger ein wenig naß. Um nun diese Inconvenienz zu vermeiden, die Damen in keine Verlegenheit mehr zu setzen, und zugleich ein neues *Patent-Meuble* zu liefern, erfand der speculirende Engländer den neuen *Gurken-Schneider*, und schickte ihn aus bloßer Menschenliebe auch gleich nagelneu Teutschland zu. Man muß bewundern, wenn man ihn auf Taf. 24 abgebildet sieht, wie artig hier die ernsthaftere Mechanik auf eine Frivolität angewendet ist; ohngefähr eben so als bey Hogarths³⁴ Mechaniker, der durch eine sehr künstlich componirte Maschine, mit vielen Federn, Hebeln und Rädern, eine Champagner-Flasche debouchirt.

Hier ruht also ein Cylinder von weißem Glase, an beyden Mündungen mit silbernen Ringen eingefast, mittelst eines Zapfens, auf einem Leuchterförmigen Fuße. Der Cylinder hat einen langen Einschnitt, in welchem sich eine mit Staffeln versehene metallene Scheibe, auf welche eine geschälte Gurke gesteckt ist, an einer langen Schraube ohne Ende, die vorn eine Kurbel zum Umdrehen, und ein sichelförmiges Messer hat, vorwärts bewegt, und mit jedesmaligem Umdrehen die Gurke so weit, als das abzuschneidende Scheibchen dick werden soll, unter das Messer rückt, welches also mit jedem Umgange eine Scheibe abschneidet. Die Dame hat also nun nichts mehr zu thun als den Gurkenschnyder an die Sallatschüssel zu setzen, und die Kurbel umzudrehen, so fallen die Scheibchen von selbst in die Schüssel, und alle Inconvenienz des vorigen Gurkenschnidens aus freyer Hand ist glücklich vermieden. – O empfangе doch, geliebtes, menschenfreundliches England, Teutschlands herzlichen, wärmsten Dank, für diese göttliche Erfindung, so wie für alle Wohlthaten die du ihm, vorzüglich jetzt, so edel und reichlich erzeigst!

Ein englischer Gurcken-Schneider, in: Journal des Luxus und der Moden 15 (1800), S. 433-435.

20. Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an August Wilhelm Schlegel, 8. Mai 1801

[...] Freitag früh [8. Mai].

Wilhelm, Du bist ein Schalk, ein Schelm und der leibhaftige Schlegel. Wir haben uns ganz königlich über Dich ergötzt und ich gestehe, ich möchte Dich jetzt mündlich necken können, ich weiß mich vor Neckelust kaum zu lassen. Schelling sagt gestern: was mag Schlegel bey Goethe für ein Briefchen eingelegt haben mit einem sehr zierlichen Rand und Aufschrift – es mußte von einer Frau kommen usw. In dem Augenblick fällt mir ein, das ist von Unzelinchen³⁵ und Unzelinchen will nach Weimar kommen. Schlegel hat mir einmal flüchtig geschrieben, sie hofte mich zu sehn, ja es paßt alles zusammen, er bleibt so lange in Berlin, bis er sie her begleiten kann, will mich mit der kleinen Fee überraschen, hat mir sogar anbefohlen, ich soll das Haus schön machen – o Du listiger, und nun bin ich noch viel viel listiger und komme hinter alles. Unzelinchen hat sich in aller Stille mit Hülfe ihres Geheimenrathes an den Geheimenrath gewandt, bey dem war aber sein Geheimerrath und der hat es der Frau Räthin glücklich vertraut, und wir haben den schönsten Spaß von der Welt. Schreib nur gleich, wie es ist, es wäre ein Jammer, wenn ich mich betröge, wir haben schon die besten Plane gemacht, daß eine ganz gräuliche Verwirrung entstehn soll, besonders sehr viel Eifersucht, Luise will nehmlich eifersüchtig auf Dich seyn, und darin hat sie was gethan, wie Du weist. Schelling will Unzelinchen anbeten, es soll kein Mensch wissen, wo ihm der Kopf steht. Sie dachten ihn uns zu verdrehen, aber, mein Herr, die Feenschaft sitzt nicht in jenen blauen Augen allein.

Ich wollte Dir schon schreiben, mit dem schönmachen im Hause, das würde sich eben nicht sehr thun lassen. Wir sind bis daher froh es gereinigt zu haben in den Winkeln, und mein guter Geist, der ganz daraus gewichen war, soll wohl bald wieder herein kommen, jedoch ohne Schmuck vors erste. Du kanst besonders denken, daß die Wände etwas schäbicht aussehen, woran niemand schuld hat als die Zeit, und eben diese kann ich für mich so allein nicht unternehmen zu erneuern. Wir müssen uns darüber auf alle Weise ein wenig berathschlagen, wozu ich Deine Ankunft erwartete. Bloss übermalen mit dem nehmlichen Grün mag ich meine Stube nicht lassen. Behalte ich sie und wir wollen etwas daran wenden, so muß sie hübscher werden. Besonders arg sehn indessen das Zimmer in der Ecke und das Deinige aus und ich will wirklich darüber mit dem Mahler sprechen, ist das Objekt nicht groß, so will ich die noch geschwind übermalen lassen. – Das thut mir weh, daß ich noch kein Fleckchen habe, wo ich Augustens Bild verwahren möchte; das große Zimmer ist so offenbar, aus dem in der Ecke kann ich die Kupferstiche der Wand wegen nicht nehmen; und wo dieses Bild ist, soll kein anders seyn. Melde mir mit ein paar Worten, wie weit ich mit meinen Anstalten gehn darf. Die Hauptsache für meinen Schlegel ist doch, daß er wieder mit seinen Finanzen in Ordnung kommt, und deswegen habe ich auch nichts als das allernöthigste kleine Geräth wieder gekauft. Indessen in der Idee, daß es sich mit Unzeline so verhält und ihre Gegenwart uns eine Gesellschaft zu geben nöthig machen könnte, will ich doch wirklich noch heut nach Braunschweig schreiben und das Porcelan einigermaßen ergänzen lassen. Es braucht nicht gleich bezahlt zu werden. Wenn Du im Stande dazu wärest, so könntest Du mir Tassen aus Berlin mitbringen – wenn es nur 6 sind, nach jetziger Sitte alle verschieden. Ich hatte 12 schlichte weiße, wovon bloss die zwar noch zu brauchen sind, die ich mit mir genommen hatte, ich hatte noch andre, es ist alles zum Teufel, mit Respekt zu melden, auch mein Dintefaß von *Porcelan*, das haben sie ihm vermuthlich hinter drein an den Kopf geworfen. – Die Überzüge

über Sopha und Stühle sind durchgängig zerlumpt, das hat auch die Zeit gethan, denn selbiges Zeug hab ich schon in meiner allerersten Wirthschaft gehabt. Man wird mir aus Harburg Kat-tun in Stücken schicken, den ich durch einen gewissen Kanal viel wohlfeiler bekomme und der ganz modern ist.

Die Mutter³⁶ befindet sich besser, aber sie schlägt die Hände über den Kopf zusammen wegen meines Bruders heilloser Erziehung seiner Jungen, die p. und k. können, wo es ihnen beliebt.

Emma³⁷ würde charmant seyn, wenn ihre Mutter charmanter wäre. Ich muß sie dann und wann auf Deine Stube führen und auf den Rei[t]sessel setzen, wobey sie Dich immer nennt und gewiß vor Augen hat. Schelling hat übrigens beyden doch das Herz abgewonnen und Luise³⁸ hat sich ihm gestern Abend, da er Gespenstergeschichten erzählte, *tout à fait* in die Arme vor Furcht und der Zärtlichkeit, die aus Furcht entstehn soll, geworfen. Es wäre gar nicht übel, wenn Du Dir ihre *Aprivoisation*³⁹ angelegen seyn ließe; Wiedemann⁴⁰ würde es gut bekommen. Der Rose will ich ein besonders Capitel hiermit widmen. Ich weiß von keinem Liebhaber, weder verschmäheten noch unverschmäheten. Wenn sie nicht mehr davon weiß, so steht es gut mit ihr. Ich bin ihr gut, sie ist mir sehr ergeben und auch aktiv, nur nicht recht aufmerksam. Ich sehe sie an wie zu uns gehörig. Sie fragt wohl eben nicht nach Dir, aber ich denke, das geschieht nicht etwa, weil sie gar nichts nach Dir früge, sie ist nur eben phlegmatisch. Die Braunschweigerin ist keine außerordentliche Köchin. Wir müssen selbst an den Heerd. Es ist theuer hier, ungeachtet der Leere. Wir haben meine alten Rechnungen verglichen, in vielen Stücken beträgt es das Doppelte, wie die Preise gestiegen sind. Seit einigen Tagen lasse ich für Schelling mit kochen, er läßt es holen, zuweilen kommt er selbst. Ich halte dieses für eine Christenpflicht seiner Gesundheit wegen; das Essen ist doch erbärmlich, was man so bekommt, und ein einzelner Mann hier überhaupt schlecht daran. Übrigens werd ich nichts einrichten, was Dich bey Dei-

ner Ankunft geniren könnte oder wieder aufgehoben werden müßte. – Ich habe die beruhigendsten Hofnungen, wenn wir nur erst alle wieder zum Stehen gekommen sind.

* * *

Über Nicolai⁴¹ sagte ich Dir wohl noch nichts. Deine cavaliere Vorrede macht einen artigen Contrast mit der gründlichen Behandlung und schweren Cavallerie inwendig. Fichte ist denn doch immer tüchtig ernsthaft. Wie werden sie nun schreyen, Du wirst Dich kaum zeigen dürfen.

* * *

Wann und wo wird der Druck des Taschenbuchs angefangen? Ich weiß nicht recht, was Tiek diesen Winter gemacht hat. Daß Du nicht immer Deine Zeit anwendetest, wenn auch mit Waschen und Kämmen und coquettiren Stunden darauf gehn, darüber ist mir nicht bange. Nicht deswegen treibe ich Dich an zu kommen, nur weil ich Dich so gern wiedersehen möchte. Aber ich sehe ein, daß Du nicht eher kommen kannst – bis es Zeit ist. Ich bin nur froh hier das erste überstanden zu haben, und verlasse mich für das Zukünftige ruhig auf Deine Freundschaft und die stille Gewalt meines eignen guten Gemüths. Diese werden schon wieder etwas bilden, ein Hüttchen anbauen unter den Trümmern alter Herrlichkeit. O mein Freund, ich bauete oft und riß oft ein. Dieses sind nun die letzten Zweige, Zweige der weinenden Weide, die ich über meinen Haupt zusammen flechte, um unter ihren Schatten den Abend zu erwarten.

* * *

Vermehren⁴² liegt schmerzlich krank an seinen Allmanach. Wenn man doch das Volk zum Hacken und Graben bringen

könnte. Er hat Becker⁴³ eingeladen ihm was zu schicken und ihm zugleich ein ganz Convolut eigener Poesien zum billigen Tausch eingesendet, erzählt mir Gries, der sich gleichsam erkundigte, ob ihr Beyträge nähmet, was ich auf allen Fall verneinte und von einer geschloßnen Gesellschaft sprach. Man muß gewiß die Dilettanten in keinem Fache begünstigen. Daß jedermann kann Verse machen – mich ausgenommen – glaub ich mehr und mehr. Denk, Carl Schelling⁴⁴ hat ein Buch von Ariost⁴⁵ in Stanzen übersetzt – erst in Jamben, worüber ihn sein Bruder ausgehunzt hat, und ihn auch über die Stanzen anfährt. Sonst ist es ein braver gescheuter Junge und etwas weniger dickschwäbisch.

Kochen⁴⁶ hat hier das Feld geräumt, aber man hört sonst von allerley Kropzeug.

Abends.

Schelling liebt den Fortunat⁴⁷ auch. Er spricht davon, wie Du die Nordische Balladen Grundidee mit der bestraften Untreue so schön eingekleidet und mit purpurnen Rosen umkleidet hast, er findet besonders den Periodenbau ganz im besten Romanzenstyl und dies hat ihn überhaupt weit mehr getroffen wie der wandernde Jude.

Noch etwas von der Oekonomie. Es ist kein Tropfen Wein im Hause, Keller, Boden. Soll ich Ungarischen rothen von Salzburg verschreiben?

Die Sander⁴⁸ stellt sich wie eine kleine Närrin in Leipzig an, sie will durchaus her und ihren Freund Goethe sehn, wie sie spricht, ihren Liebling. Sie wolte zu Loders⁴⁹ und da drey Wochen logiren, das hat Hannchen durch manche Cabale abgelehnt, und die Loder war sehr froh darüber, das Persönchen hat es auch nicht verhehlt, daß sie blos Goethes wegen kommen wollte, sie denkt auch noch sich einzufinden.

Lebe wohl, wohl und laß Dich die Zeit nicht dauren, die Du bey diesem langen Brief zubringst. Ich begehre nur kurze.

Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an August Wilhelm Schlegel, 8. Mai 1801, in: CBF II, Nr. 314, S. 128-133.

21. Tarif der neuen Fleischsteuer

Alles in Unsern hiesigen Landen geschlachtete Vieh ist dieser Steuer, jedoch nicht nach dem Gewichte, sondern lediglich nach den Stücken, in folgender Maaße unterworfen.

Es wird nehmlich entrichtet:

- a) von einem Ochsen
 - in der Stadt Hildburghausen oder deren Vorstädten
2 fl. 30 kr. rhnl.
 - bei einem Meisterstück der Metzger in der Stadt oder auf dem Lande
2 fl. 30 kr. rhnl.
 - in allen übrigen Orten des Landes
2 fl. 10 kr. rhnl.
- b) von einer Kuh, Zuchtstier, Kalben oder Stier
1 fl. 15 kr. rhnl.
- c) von einem 1jährigen Stier oder Kalben welches zum eigenen Hausbedarf und nicht zum Verkauf geschlachtet wird
40 kr. rhnl.
- d) von einem Schwein welches mehr als 80 Pfund wiegt
40 kr. rhnl.
- e) von einem Schwein, welches 80 und weniger Pfunde wiegt
20 kr. rhnl.
- f) von einem Schopfen oder Schaaf
12 kr. rhnl.

Tarif der neuen Fleischsteuer, 29. September 1810, in: Herzogliches Sächsisch-Hildburghausisches Regierungs- und Intelligenz-Blatt. 29. September 1810.

22. Von Tischen, Stühlen, Betten und Geschirr

Man zeigt seinen Stolz ferner durch Hausgeräte und manche anderen Kleinigkeiten. Von den Häusern selbst habe ich oben gesagt, daß man immer mehr darauf hält, äußerl. u. innerl. die Häuser hübsch weiß zu erhalten, sie außen mit Kalk bewerfen und in den Stuben, wo nicht alle Jahre, doch oft, weißen, auch die Fußböden und Treppen häufig mit Sand scheuern zu lassen. Mancher sucht nun auch sein Haus durch schönes Gerät zu zieren, und sich dadurch vor anderen auszuzeichnen, nur darf man hier nicht die Schönheit und den Geschmack der vornehmen Welt erwarten. Die Möbel, die einem zunächst in die Augen fallen, wenn man in ein hiesiges Haus tritt, sind Tische, Stühle und Bänke. Bänke von tännernen Brettern, weiß, d.i. ungestrichen, damit man sie leicht abscheuern kann, laufen an allen Wänden der Stube und auch um den Ofen herum. So kann eine große Menge Menschen in der Stube sitzen, ohne viele Stühle zu brauchen. Deren sind auch gewöhnlich nicht mehr als 3-4 vorhanden. Die Stühle sind gewöhnlich bloß hölzerne, doch die Lehnen künstlich ausgeschnitten und der ganze Stuhl mit mancherlei Farben, Blumen oder anderen Gegenständen bemalt. Für den Hausvater ist in vielen Häusern ein gefütterter Großvaterstuhl vorhanden, auch wohl noch ein oder der andere mit Leder gefütterter Stuhl für einen Gast oder die Hausmutter. Der Tisch, welcher gewöhnlich von der Tür hinauf rechts in der Ecke steht, besteht aus einem schweren Fußgestell, das nicht leicht verrückt werden kann, und einem 1½ Zoll⁵² und oft noch dickerem Blatt meist von Birnbaumholz, welches sehr glatt gehobelt ist. Gewöhnlich ist es weiß, manchmal doch auch mit einem Firnis überzogen; um es vor Beschädigung am Rand zu bewahren, ist es manchmal ringsum mit einem eisernen Stab eingefast. Der Tisch ist so groß, daß bequem 8 Personen, eng aber auch 12, daran sitzen können. Außer diesem großen Tisch steht manchmal, doch selten, noch ein kleiner in einer Ecke, um etwas darauf zu stellen. Dann findet man noch einen kleinen Schrank mit

einem Aufsatz, in welchem das Handbecken steht, und an dessen Seite das Handtuch hängt; ein kleines Schränkchen, das an der Wand angenagelt oder auch in der Wand selbst angebracht ist, wozu der Hausvater allein den Schlüssel hat, und worin er sein Geld und wichtige Papiere aufhebt, und einen Uhrkasten mit einer hölzernen oder eisernen Uhr.

In vielen alten Häusern läuft oberhalb der Fenster um die ganze Stube, in den neueren nur an einer Seite, ein schmales Brett herum, auf welches man seine Bücher, Tintenfaß, Kämmе und andere Sachen legt oder setzt, die man oft oder täglich braucht, und doch nicht auf den Tisch oder Bänken liegen lassen will.

Jeder Handwerksmann hat darin seine Werkstatt, einige wenige ausgenommen, und für Handwerksgeräte, der Bauer das Leit- und Riemenwerk seines Geschirrs, der Branntweinbrenner seine Kufe, die Weiber im Winter ihre Spinnräder und Spinnstühle. Um den Ofen geht ein Stangenwerk, das an der Decke festgemacht ist, worauf alles gelegt wird (Schleißen⁵³, Bretter, Kleider etc.), was man trocknen will. Ein Bett kommt nicht eher in die Wohnstube, als nur, wenn jemand im Winter krank wird, oder die Hausfrau ins Kindbett kommt. Im letzten Fall ist das Bett mit einem Vorhang versehen, welcher solange daran bleibt, bis die Frau zur Kirche gegangen ist. Gewöhnlich ist dieser Vorhang von weißem leinenen Tuch, das desto feiner ist, je mehr man Staat machen will. Reiche Weiber haben dergleichen auch von gestreiften leinenem Zeug nach der Farbe des Bettüberzugs, ja auch von Kattun oder Zitz. In jedem ordentlichen Haus hat man gewöhnlich ein schön bemaltes Himmelbett, welches die Hausfrau als Braut zur Aussteuer mitgebracht hat, an welchem der Vorhang umgemacht wird. Hat man dieses aber nicht, so wird der Vorhang an Stangen festgemacht, die an der Decke der Stube befestigt sind. Auf gute und schöne Betten wird nicht nur bei dieser Gelegenheit, sondern überhaupt viel gehalten, und ein Haushalt wird für reich oder doch für sehr ordentlich angesehen, wo man viele Betten hat. Die Betten werden gewöhnlich von blaugestreiftem Drillich, sehr selten von Barchent gemacht und

sehr stark mit Federn ausgestopft. Sie sind von dreierlei Art: Unterbetten, Ober- oder Deckbetten und Kissen. Von Pfühlfen wissen die hiesigen Leute nichts. Ein ganzes Bett, worin man schläft, besteht aus einem Unterbett, manchmal, wenn es recht gut sein soll, aus 2 Unterbetten, aus einem Deckbett und, wenn es einschläfrig ist, aus einem Kissen, und aus zweien, wenn es zweischläfrig ist. Sie sind nach Verhältnis ziemlich breit, damit im einschläfrigen auch 2 große Personen, und wenn es zweischläfrig ist, nebst 2 großen Personen auch noch ein Paar Kinder schlafen können. Von der letzten Art sind alle Ehebetten, weil die Eltern ihre Kinder lange bei sich schlafen lassen, die Mutter auch ihr säugendes Kind immer neben sich im Bette hat. Die Unterbetten liegen auf bloßem, langen Stroh, das auf die Bettbretter gelegt ist, über dieselben wird ein Bettuch gebreitet, das vorne über der Bettstatt herunterhängt; auf diesem liegt nun das Deckbett und die Kissen, welche zusammen mit einerlei Überzug überzogen sind. Diese sind gemeiniglich von blaugestreiftem oder gemodeltem leinenen Zeuch, manchmal auch von ganz weißem, aber immer gemodeltem (und nie glattem) leinenen Zeuch. Doch ist nur der obere Teil des Bett- oder Kissen-Überzuges von gefärbtem oder weißem gemodelten Zeuch, der untere Teil ist allemal von glattem, oft gröberem, doch immer hübsch weiß gebleichtem leinenen Tuch.

Wenn das Bett gemacht wird, so werden sowohl an den Unterbetten als den Deckbetten alle Federn nach dem Kopf zu geschüttelt, so daß der Kopf sehr hoch zu liegen kommt, und an den Füßen nur soviel Federn sind, als man beim Hineinsteigen hinunterdrückt. Die Bettstätten sind gemeiniglich mit Firnis angestrichen und mit Blumen sehr grell bemalt. Für jedes Bett hat man 2 Überzüge und ebensoviele Betttücher, um wechseln zu können, wenn die eine Partie schwarz ist, doch begnügen sich die Armen auch nur mit einem Überzug und einem Bettuch und schlafen im unüberzogenen Bett, bis dieselbe gewaschen und wieder getrocknet und gereinigt sind. Es ist ein großer Ruhm einer Hausfrau, wenn sie viel Flachs baut und viel leinen

Tuch in ihrem Laden hat. Es gibt deren, die über 3-400 Ellen⁵⁴ desselben aufbewahren, um einst bei ihrem Tode ihre Erben damit zu erfreuen. Dagegen hält man es für unhaushälterisch und üppig, wenn man all sein leinen Tuch zu Bett- und Tischzeug verwendet, oder darin eine Ehre setzt, viel gemachtes Weißzeug zu haben.

Keine Servietten hat der hiesige gemeine Mann nicht, statt derselben bedient er sich seines Schnupftuches, wenn er gut angekleidet einer Mahlzeit beiwohnt.

Außer dem gewöhnlichen Tischtuch, das alle Tage gebraucht wird und aus glattem, leinenen Tuch besteht, hat jede Haushaltung auch ein Staatstischtuch, das bei feierlichen Gelegenheiten aufgedeckt wird, durch welches in der Mitte ein handbreiter roter Streif läuft, und das ringsherum mit Fransen oder groben Spitzen besetzt ist. Ebenso hat man auch ein Staatshandtuch, welches unten auch einige rote Streifen und lange Fransen hat, und nicht zum Gebrauch, sondern zum Staat an dem Aufsatz des Waschbeckens über das gewöhnlich zum Gebrauch bestimmte Handtuch hängt.

Das gewöhnliche Tischgeschirr besteht aus tönernen Schüsseln und hölzernen, oft auch tönernen Tellern. Zinnerne Schüsseln und einige dergl. Teller haben nur wenige Reiche und zwar nicht zum täglichen Gebrauch, sondern nur bei feierlichen Gelegenheiten, z.B. bei einem Kindtaufschmaus; auch findet man einzelne Teller von Fayence oder deutschem Steingut. Zu hölzernen Tellern hatte man sonst auch hölzerne Löffel; diese sind aber jetzt nun selten, die gewöhnlichsten zum täglichen Gebrauch sind blechern und bei feierlichen Gelegenheiten zinnerne, silberne findet man nirgends. Gabeln braucht man gewöhnlich nicht, statt derselben bedient man sich der Finger beim Essen. Nur der Vorleger hat eine, um damit die Portionen auszuteilen. Sein Messer muß jeder bei sich haben, deswegen werden diese ebensowenig als Gabeln einem Gast vorgelegt, weil vorausgesetzt wird, daß derjenige, welcher zur Mahlzeit eingeladen wird, Messer und Gabel, auch Serviette oder Tüch-

lein mit sich bringen werde, wenn er dergleichen zum Essen braucht.

Da man sonst bei feierl. Gelegenheiten nicht nur, sondern wohl alle Tage in manchen Familien Kaffee trank, so findet man auch fast in jedem Haus porzellanenes Kaffeegeschirr, das desto reichlicher und kostbarer ist, je mehr der Mann im Wohlstand ist und ihn gern zeigt. Kaffeelöffel hat man gewöhnlich nicht, auch keine Milchkanne und Zuckerdose, weil Zucker und Milch oder Rahm in die Kaffeekanne getan wird, ehe man den Kaffee einschenkt, so daß man ihn sogleich, ohne ihn umzurühren, trinken kann. Wer sonst keinen Kaffee trinkt, und daher auch keine Tassen von Porzellan oder Fayence hat, und doch bei einer Hochzeit oder Kindtaufe Kaffee seinen Gästen geben will, läßt ihn aus einem Topf, worin er mit Milch und Zucker angemacht ist, in kleinen Töpfchen, woraus man das warme Bier trinkt und deswegen den eigenen Namen ‚Bierhäfele‘ haben, herumgeben. Wasser trinkt der Landmann aus einer hölzernen Stütze, die Brunnstütze⁵⁵, die den ganzen Tag zu jedermanns Gebrauch in der Stube auf der Bank oder auf dem Fußboden steht. Bier aber trinkt er, nicht wie der Vornehme aus einem Glas, sondern aus einem Krug. Zum gewöhnlichen Gebrauch hat man steinerne Krüge mit einem zinnernen Deckel versehen. Zum Staat aber hat man solche ganz von Zinn, aus welchen dann jeder Gast nach der Reihe herumtrinkt. In manchen Häusern findet man auch einige gläserne Krüge, die mit Zinn beschlagen sind, und deren Glas allerhand Figuren, zum Beispiel beim Bauer, ihn mit seinen Ochsen und Pflug ackernd vorstellend, beim Handwerksmann, die vorzüglichsten Werkzeuge seines Handwerkes, nebst einigen Denksprüchen entweder eingeschnitten oder mit bunten Farben eingebrannt enthält; die fayencenen Krüge, die man noch manchmal in alten Haushaltungen findet, werden immer seltener, weil sie nicht mehr nach der Mode sind. Aus Gläsern trinkt der Bauer in seinem Hause nie, er hat daher auch gewöhnlich kein Bierglas zum Gebrauch, es sei denn, daß er manchmal einen Vornehmen bei sich zu Gast hat, der nicht mit

anderen trinkt, und folglich sein eigenes Glas für sich haben will. So wird immer dem Pfarrer ein Glas oder ein gläserner kleiner Krug vorgesetzt, wenn er einer Hochzeit oder Kindtauschmaus beiwohnt. Der Branntwein aber wird aus gläsernen Kelchen getrunken, doch so, daß sie ebenfalls in der Reihe herumgehen.

Friedrich Timotheus Heim: Von Tischen, Stühlen, Betten und Geschirr, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiels Effelder 1808-1814. Erfurt 1992, S. 141-143.

Arbeit

Arbeit war mühsam. Sie bedeutete für die meisten Menschen in in erster Linie harte körperliche, zumeist landwirtschaftliche, Tätigkeit. 70-80 Prozent der deutschen Bevölkerung lebten in Dörfern und ein Großteil davon arbeitete in der Landwirtschaft. Thüringen gehörte um 1800 zu den reicheren Landstrichen innerhalb der Grenzen Deutschlands. Die geographischen Bedingungen – das Land war reich an Bodenschätzen (Texte 26 und 27) – waren günstig und eine langsam sich etablierende Industrie lieferte neue Beschäftigungsmöglichkeiten. Doch auch geistige Arbeit konnte mühsam und schwer sein (Text 25). Dies fiel in einer intellektuell anregenden Atmosphäre wesentlich leichter als an anderen Orten – bedingt durch die Universität Jena, die geistige Freiheit gewährte und die Rahmenbedingungen für einen umfassenden intellektuellen Austausch schuf (Text 23). Dass diese Möglichkeiten dennoch nicht immer ausreichend waren, um dem einzelnen ein sorgenloses Leben zu bieten, wird an den Schicksalen einzelner Gelehrter nur allzu deutlich (Texte 28 bis 31).

23. Johann Wolfgang Goethe: Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit

Ein Vortrag

Als ich, in dem letzten Herbst, die Ausstellung unserer Zeichenschule mit Aufmerksamkeit betrachtete, sah ich mit vielem Vergnügen die fortdauernde Wirkung dieses schon mehrere Jahre lang bestehenden Instituts. Die Arbeiten der ältern Schüler zeigten sich immer bestimmter, genauer und fleißiger;

unter den jüngern fanden sich mehrere die eine gute Anlage veriethen. Die schon bis auf einen gewissen Grad ausgebildeten Künstler hatten lobenswürdige Sachen geliefert und durchaus konnte man mit Vergnügen die fortschreitende stille Wirksamkeit erkennen. Ich fühlte recht lebhaft, daß eine solche Ausstellung wirklich ein Fest sei. Denn was kann ein schöneres Fest genannt werden, als wenn die einzelne, stille, zerstreute Thätigkeit auf einmal in ihren Wirkungen vor uns steht und wir zum Mitgenuß in diesem Augenblick und zur Mitwirkung in der Zukunft eingeladen werden.

Alles Gute was geschieht wirkt nicht einzeln. Seiner Natur nach setzt es sogleich das Nächste in Bewegung. So blieb mir auch der Eindruck noch lange, als ich den Saal schon verlassen hatte, und machte den Wunsch in mir rege: daß alles, was in unserm Kreise Gutes und Nützliches geschieht, auch jedes in seiner Art einen allgemeinen Tag der Ausstellung und Anerkennung erleben möge. In Gedanken ging ich durch, was bei uns, sowohl durch öffentliche Anstalt und Antrieb, als auch was durch besondere Neigung und Thätigkeit einzelner Menschen und Gesellschaften geschieht, und ich fand, selbst nur dem ersten Anblick nach, gar manches, das einer allgemeinen Aufmerksamkeit werth ist. Ich theile hier nur ein flüchtiges Schema mit, ohne daß ich deßhalb alles erschöpft zu haben glaube.

Wie interessant würde es sein, wenn wir unsere wöchentlichen Zusammenkünfte dazu anwenden wollten, um theils den Überblick vollständiger zu machen, theils das Einzelne selbst weiter auszuführen und darzustellen.

Ich fange abermals bei dem Zeicheninstitut an, theils weil es die Idee bei mir hervorgebracht hat, theils weil bildende Künste dasjenige sind, worüber man am ersten etwas Allgemeines sich zu sagen erlaubt.

Es würde interessant sein zu betrachten, wie dieses Institut, unter der Direction eines einzigen Mannes, entstanden ist und in fortdauernder Wirkung sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat.

Man würde beobachten können, wohin die Neigung der Schüler im Ganzen sich am meisten geneigt habe und welche unter ihnen zu einem vorzüglichen Grade der Ausübung gelangt sind, man würde diejenigen benennen, welche sich der Kunst bestimmter gewidmet und welche darin bedeutende Fortschritte gethan.

Weder ein Künstler noch eine Kunstschule ist isolirt zu betrachten, er hängt mit dem Lande, worin er lebt, mit dem Publico seiner Nation, mit dem Jahrhundert zusammen, er muß, in so fern wirken, in so fern er sich durch seine Arbeit einen Stand machen und Unterhalt verschaffen will, sich nach der Zeit richten und für ihre Bedürfnisse arbeiten. So wie der Liebhaber zu demjenigen greift, was seiner Denkungsart am gemäßesten ist und was er am nächsten zu erreichen glaubt, so finden wir auch hier diesen letztern besonders landschaftlichem Zeichnen ergeben. Die Landschaft beschäftigt ein ruhiges Gemüth, ohne es zu stark anzustrengen, und sie entfernt uns nicht von uns selbst, indem sie uns auf die Schönheiten der Natur aufmerksam macht, sie schmeichelt einem stillen Hang zur Melancholie, sie ist unsere angenehmste Begleiterin bei einsamen Spaziergängen und wird in der neuern Zeit, selbst in Gegenden, die nicht die glücklichsten sind, durch die schöne Gartenkunst immer wieder aufgefordert. Aber auch andre bei uns finden wir mit der menschlichen Gestalt beschäftigt, in Porträten und Arbeiten nach der Antike wirklich lobenswerth.

Da unsere ganze Nation mehr zur Wissenschaft als zur Kunst sich neigt und, man möchte fast sagen, mehr zur Literatur als zur Wissenschaft, so ist es auch natürlich, daß der Künstler da am meisten Beschäftigung findet, wo von schneller Ausbreitung der Kenntnisse die Rede ist (oder wo nach einer andern Tendenz unserer Nation ein halb ästhetisch-, halb moralisch-, halb physisches Bedürfniß befriedigt werden soll), er wird sich daher immer an den Schriftsteller und an den Buchhändler anschließen müssen, und dieses kann nur durch Kupferstechen und Illuminiren geschehen. Wie weit man damit bei uns gekom-

men ist, wird sich in manchen Fächern zeigen. Doch ich eile weiter, um nicht schon auszuführen, was gegenwärtig nur anzuzeigen ist.

Zur Bildhauerei fehlt es uns nicht an einem geschickten Manne, wohl aber an Materialien und Gelegenheit; dagegen ist die allgemeine Ausbreitung schöner und guter Gestalten durch Gypsabgüsse und in gebrannter Erde nicht zu übergehen. Durch letztere besonders ersetzte man in den ältern und mittlern Zeiten manches kostbare Material, und wir würden, wenn schöne Baukunst bei uns zum Bedürfniß werden könnte, bald die großen Vortheile der Toreutik kennen lernen.

Die Porträts, welche unser Klauer⁵⁶ gearbeitet, sind uns und den Auswärtigen interessant, und sie werden es den Nachkommen sein. Ich wünschte, daß sich ein Platz fände, wo man sie alle ohne Ausnahme aufstellen und wo man noch manches was zerstreut liegt versammeln könnte. Wie sehr verdankt man einem Erzherzog von Österreich, daß er die Bildnisse, Harnische, Kunstwerke, andere Arbeiten und Überbleibsel seiner Zeit auf einem Schlosse Ambras zusammengestellt hat, das jedermann mit dem größten Interesse besucht und daran man sich mit größter Zufriedenheit erinnert, und wo ließe sich nicht etwas Ähnliches anlegen?

Nicht wenig interessant wird es sein, die Katalogen von Kunstwerken, die sich wirklich hier befinden, neben einander zu sehen. Was Durchl. der Herzog, die Herzogin, Herr Gore⁵⁷ und andere besitzen, was selbst in meinem Hause sich befindet, ist nicht ohne Bedeutung. Eine allgemeine Übersicht würde ihren Nutzen und ihre zweckmäßige Vermehrung befördern.

Der Einfluß dieser Arbeiten und Besitzungen würde mit Vergnügen zu betrachten sein, und es würde deutlich werden, welche Schritte man zunächst zu thun hätte. Ich kann diese Materie nicht verlassen, ohne noch der Steinerischen Stunden zu gedenken, die Winterszeit in dem Schlosse besonders Handwerkern gewidmet sind. Ich darf unsers jungen Steinschneiders nicht vergessen, dessen letzte Arbeit ich soeben vorgezeigt habe.

So wenig die Lage und die äußeren Umstände die Baukunst begünstigen, desto mehr hat man Ursache auf dasjenige was geschieht aufmerksam zu sein. (Eine verachtete oder vernachlässigte Kunst, die man doch nicht immer entbehren kann, rächt sich grausam, wenn das Bedürfniß eintritt. Welche ungeheueren Summen sind von Fürsten, Staaten oder einzelnen Personen auf Monumente des Ungeschmacks verwendet worden, und so respectabel das Handwerk ist, wenn es der Kunst gehorcht, so ohnmächtig und abgeschmackt zeigt es sich, wenn es die Stelle der Kunst vertreten will, denn alle Ordnung und Reinlichkeit, ja der Schmuck, den es einem Gebäude geben kann, wird den Mangel von Verhältnissen und Übereinstimmung nicht verbergen, ja vielmehr nun erst recht sichtbar machen.)

Es ist kein geringes Unternehmen, das vor mehrern Jahren abgebrannte Schloß wieder herzustellen. Da an seinem Äußern wenig verändert werden kann, so war es der Sache gemäß, auf eine innere bequeme und anständige Eintheilung zu denken. Die Betrachtung der durch die Herren Arens und Steiner gefertigten Risse, aus denen deutlich zu sehen ist, wie man von dem ungleichen Raume Gebrauch gemacht, die nähere Kenntniß dessen, was man gethan, was man zu thun gedenkt und wie weit man theils damit gelangt, theils was vorbereitet worden ist, wird für jedermann, der sich hier aufhält und dieses große Werk nach und nach werden sieht, gewiß interessant sein.

Die Risse des französischen Architecten Clérisseau⁵⁸, zu Auszierung des großen Saals und der benachbarten Zimmer, sind nicht so bekannt, als sie es verdienen zu sein, und würden denjenigen, die sich auf die Baukunst legen, in der Folge auch selbst wegen der Zeichnungsart zu empfehlen sein.

Das Gartenhaus Durchl. des Herzogs kann man das erste Gebäude nennen, das im Ganzen in dem reinern Sinne der Architectur aufgeführt wird, und es würde belehrend sein, sowohl über die Risse als über die Ausführung Betrachtungen anzustellen.

Besonders aber sollten auch die mechanischen Hilfsmittel, deren man sich bei diesen Bauen bedient, dem Allgemeinen und

unsern Nachfolgern nicht unbekannt bleiben. Auch ist zu bemerken, daß sich verschiedene Handwerker z.B. Steinhauer und Stuccaturer bei dieser Gelegenheit mustermäßig gezeigt haben.

Wenn wir nun von der bildenden Kunst zur Musik übergehen, so werden wir unserer Capelle und des sie dirigirenden Concertmeisters mit Vergnügen gedenken und sodann auch dem Insitutit einige Aufmerksamkeit schenken, wo die Kunst zwar noch als Handwerk und Gilde erscheint, das aber das Mechanische zur Übung bringt und von je her auf die ausübende Musik nicht ohne Nutzen war. Bei der Vocalmusik ist die Bemühung unsers Cantors Remde nicht zu verkennen. Von dem Theater würde besonders zu handeln sein, und die Liebhaberei des Particuliers würde auch zur Sprache kommen.

Das Theater ist eine von denen Anstalten, die wir am seltensten als Object ansehen. Wir nehmen entweder Theil daran oder keinen, wir suchen es oder wir fliehen es und fragen nur, in jedem einzelnen Fall, ob es uns unterhält oder lange Weile macht. Diese Anstalt aber würden wir auch einmal als eine solche ansehen können, die bleibend ist, die nun auf's neue wieder 11 Jahre dauert und unter manchen Veränderungen noch lange dauern oder immer wieder zurückkehren wird. Es lassen sich bei einer Übersicht manche sehr artige Resultate finden.

Es ist überraschend, wenn man hört, daß vom Januar 1784 an 90 Schauspieler auf dem hiesigen Theater erschienen sind, daß man 410 neue Stücke gegeben hat, daß (außer der Entführung aus dem Serail, die 25 mal, außer der Zauberflöte⁵⁹, die 22mal aufgeführt worden ist) keins der beliebtesten Stücke bis jetzt die 12. Vorstellung erreicht hat. Die Anzahl der Stücke, die eine, höchstens zwei Repräsentationen erlebt haben, ist groß. Eine Recension der Stücke, die sich am längsten gehalten, würde selbst über die letzten 10 Jahre des deutschen Theaters eine Übersicht geben.

Es ist mißlich, über Schauspieler, besonders über die, die noch gegenwärtig gesehen werden, im Ganzen und öffentlich zu ur-

theilen, aber warum sollten wir nicht, unter uns, die Talente derer, die wir gekannt haben und kennen, schätzen und mit billigen Rücksichten unsre Gedanken über sie äußern?

Die Tanzkunst, welche eigentlich bei Bällen und Redouten jährlich sich selbst ausstellt, finden wir wenig cultivirt, sie artet zu einem bloßen Naturvergnügen aus, und der Tanz erscheint wohl immer als eine angenehme, selten aber als eine schöne und anständige Bewegung. Vielleicht unterhielten wir uns bei Gelegenheit dieser Lücke vom theatralischen Tanze und was derselbe auf das Schauspiel und auf das gemeine Leben für Einfluß hat.

Und da einmal von Leibesübungen die Rede ist, würden wir auch von der Fecht- und Reitkunst sprechen und vielleicht bemerken, daß jene gleichfalls nach und nach zu verschwinden anfängt; desto mehr aber verdient diese unsere Aufmerksamkeit, da sie die Ausbildung, Erhaltung und zweckmäßige Benutzung des kostbaren, einzigen und in seiner Vollkommenheit immer seltener werdenden Thieres zum Zweck hat.

Betrachten wir zunächst die Gärtnerei, so finden wir diese besonders begünstigt. Die Parkanlage ist eine der gelobtesten in Deutschland, sie wird von den Einheimischen mit Vergnügen, von den Fremden mit Bewunderung besucht. Wohlgewählte Kupfer, Zeichnungen und Beschreibungen werden sie immer bekannter und angenehmer machen.

Auch durch sie hat die Botanik manches gewonnen, indem sie die Cultur fremder Pflanzen nothwendig machte.

Die Kenntnisse, der Fleiß und der ausgebreitete Handel des Garten-Inspector Reicherts, die weiten Reisen seines Sohns haben kein geringes Verdienst um die hiesige Gegend.

Von dem neuen botanischen Institut zu Jena läßt sich unter Aufsicht des Herrn Professor Batsch das Beste hoffen.

Wie unser Forstwesen zuerst eingerichtet worden und wie es erhalten wird, verdient von einem jeden gekannt zu werden, zu einer Zeit, in welcher die Holzconsumtion immer stärker wird und man gegründete und ungegründete Sorgen für die Zukunft gar oft hören muß.

Bei den Forstpflanzungen würden wir unseres trefflichen, zu früh abgeschiedenen Wedels gedenken und so an den Pflanzungen der einzelnen Besitzer und Gemeinden, an den bestehenden Baumschulen und an allem übrigen Gartenwesen Theil nehmen. Besonders verdiente die seit mehreren Jahren stark getriebene Gemüsgärtnerei eine allgemeine Übersicht und eine ökonomische Berechnung.

Wir finden auch hier literarische Bemühungen, die diesen Anstalten zu Hülfe kommen. So werden wir den Obstgärtner, den Blumengarten, die Obstkabinette zu Verbreitung dieser nützlichen und angenehmen Kenntnisse vieles beitragen sehen.

Gehen wir aus den Gärten in die Studirzimmer über, so finden wir zuerst die Sprachen als Mittel zu allen übrigen Kenntnissen. Man kann allgemein bemerken, daß man sie nur in so fern treibt, als die Kenntnisse selbst, welche dadurch zu erlangen sind, von Jungen und Alten gewünscht werden. Wie es mit dem Hebräischen, Griechischen und Lateinischen aussieht, werden wir durch Männer erfahren können, welche hievon gründlich unterrichtet sind. Was in unserm Kreise für die deutsche Sprache geschehen ist, werden wir nicht zu verläugnen Ursache haben. Bei der englischen können wir bemerken, daß ihre Schriftsteller mit unsrer Denkweise und dem, was wir in unserer eigenen Literatur schätzen, überein kommen, so daß man sie deßhalb vorzüglich gesucht hat. Die Liebe zu der italiänischen Sprache ist nicht weit ausgebreitet, sie scheint mehr des Gesangs willen geliebt zu sein, die spanische ist nur das Eigenthum einiger Personen, auch ist die französische weniger cultivirt worden, als diese allgemeine Sprache verdient. Vielleicht erhält durch unsere neuen Gäste auch diese Übung einen frischen Anstoß.

Indem wir von Sprachen reden, dürfen wir der Büttnerischen⁶⁰ Arbeit, der Sammlung und des Vorhabens dieses würdigen Greises nicht vergessen, um so mehr da ihre Vollendung mehr als ein Menschenalter beschäftigen wird.

Die Erziehungs- und Lehranstalten werden den Stoff zu mancher Unterhaltung und Betrachtung geben. Von dem Gymnasio

(das durch Examina und öffentliche Actus seine eigne Ausstellungen hat) und dem Seminario können wir hoffen gründlich unterrichtet zu werden, und die mehrern Privatinstitute verdienen unsere Aufmerksamkeit, als das Kirsten'sche in Jena, das Andréische in Eisenach, eine Anstalt in Stedtfeld und die Forstschule in der Zillbach.

Der Unterricht, den die Pagen hier genießen, liegt auch nicht aus unserm Kreise.

Und das schon so lange mit Beifall fortgesetzte Bilderbuch ist nicht zu vergessen.

Von der alten und fremden Literatur werden wir zugleich mit den Sprachen, von denen sie unzertrennlich sind, unterrichtet werden. Bei der einheimischen besonders wird es interessant sein aufzuzählen, was für deutsche Werke aus unserm Kreise ausgegangen, was für Übersetzungen bei uns gearbeitet worden sind. Das Verzeichniß würde nicht klein werden, wir würden dabei das Andenken an die Schriftsteller erneuern, die uns entweder durch den Tod, oder durch fernen Beruf entführt worden sind.

Ein Blick auf das, was unsere schon lange bestehenden Zeitschriften, der Mercur und das Modejournal, geliefert und gewirkt, würde uns manche Resultate darstellen; bemerken wir den Gang der neuern Zeitschriften, der Horen, des philosophischen Journals, so werden wir manches aufbewahren, das in der Zukunft gleichfalls zu Resultaten führen kann. Die Literaturzeitung bietet uns ein reiches Feld zu Betrachtungen dar, die Lesebibliotheken, Journalgesellschaften, die Buchdruckerei und Buchhandlung liegen unsern Betrachtungen nahe genug.

Über die Jenaische Akademie mit Unparteilichkeit und mit Würde zu sprechen und ihren Zustand in einer Reihe von Jahren zu übersehen, würde ein höchst interessantes Unternehmen sein. Von den öffentlichen Anstalten würde man wohl ohne Bedenken sprechen; allein sollte man nicht auch dessen, was so viele Männer gewirkt und noch wirken, mit Anstand und Unparteilichkeit gedenken können? Selten erscheint uns die

Gegenwart als das was sie ist, manchmal setzt sie der Parteigeist zu hoch, aber noch öfters viel zu tief herab, und in dem gesellschaftlichen Leben ist es herkömmlich, über alles gleichgültig zu erscheinen. Man beobachtet den Theologen, man spottet über den Mediciner, man scherzt über den Philosophen, man läßt den Juristen gewähren, und bedenkt nicht, daß alle diese Männer von der Zeit gebildet werden und die Zeit bilden helfen, und daß alles was sie lehren auf das bürgerliche Leben den größten Einfluß hat. Es war vielleicht niemals nöthiger als zu unserer Zeit, über dasjenige deutlich zu sein, was um und neben uns geschieht, zu einer Zeit, wo das wechselseitige Mißtrauen fast unvermeidlich ist. Man könnte gern Publicität und Aufklärung vermissen, wenn Offenheit und Klarheit an ihre Stelle treten könnten.

Billig ziehen nun auch die Bibliotheken unsere Aufmerksamkeit auf sich. Wir haben ihrer viere: die hiesige, die Jenaisch-akademische, die Buderische und Büttnerische, welche alle der Stiftung, der Anstalt und dem Platz nach wohl immer getrennt bleiben werden, deren virtuale Vereinigung aber man wünscht und man sich möglich gedacht hat. Hiezu die nöthigen Vorkenntnisse zu sammeln und eine so schöne Idee der Ausführung näher zu bringen, würde schon allein einer literarischen Societät Beschäftigung geben können. Ein Blick auf die Privatbibliotheken würde dabei nicht versäumt werden.

Die Naturkunde mit ihren Hilfswissenschaften hat auch bei uns ihre Schüler und Verehrer gefunden. Wir können sagen, daß eine der ersten geognostischen Beschreibungen in Deutschland durch unsern Bergrath Voigt⁶¹ ausgearbeitet worden ist.

Das Jenaische Museum zeigt von dem großen Vortheil, wenn nur einmal den Sammlungen ein Mittelpunct angewiesen ist, sie an einem Ort zusammen gestellt und mit Ordnung aufbewahrt werden, indem alles dahin fließt und nichts verloren geht. Mehrere Privatsammlungen haben auch diese Liebhaberei und Kenntniß verbreitet und erhalten. Es wird nicht zweckwidrig sein, neu bekannt werdende Mineralien vorzuzeigen, von deren

chemischen Bestandtheilen wir denn auch von Zeit zu Zeit unterrichtet würden. Ein Überblick, um was sich diese Schätze des Jahrs vermehrt haben, wird in der Folge immer angenehm bleiben.

Was seit mehrern Zeiten in der Physik bei uns geschehen und noch immer geschieht, was wir denen Wiedeburg, Succow, Voigt und Batsch verdanken, würde man mit Vergnügen anerkennen. Ich würde von meinen eigenen Versuchen in einem beschränkten Fache sprechen dürfen, so wie diejenigen nicht zu vergessen wären, die gewisse Theile, besonders die Electricität bearbeitet haben, so wie in Eisenach ein junger Mann wegen der Gewitterableiter bekannt ist.

Was die Chemie betrifft, so dürfen wir uns derselben vorzüglich rühmen. Herr Bergrath Buchholz hat, von den frühesten Zeiten her, mit der Wissenschaft gleichen Schritt gehalten und die interessantesten Erfahrungen theils selbst gemacht, theils zuerst mitgetheilt und ausgebreitet.

Aus seiner Schule ist ein Götting hervorgegangen und noch gegenwärtig steht ihm ein geschickter Mann bei seinen Arbeiten bei.

In der technologischen Chemie wird es interessant sein, die Versuche eines ausgewanderten Franzosen in Ilmenau, Eisen durch Reverberir-Feuer zu schmelzen, näher kennen zu lernen; die ersten Versuche sind, man darf sagen, zu gut gerathen, indem nicht allein der Ofen, sondern auch die Esse glühend wurden.

Unser nächstes Bleischmelzen in Ilmenau wird auch der Aufmerksamkeit in mehr als Einem Sinne werth sein.

Hier ist es der Ort auch der Gesellschaft zu erwähnen, welche der Herr Professor Batsch⁶² in Jena gestiftet hat; es breitet sich dieselbe immer weiter aus und bewährt ihren Zweck in Bildung junger Leute. Ihre Sammlung bereichert sich, und das chemische Laboratorium wird durch den hoffnungsvollen jungen Doctor Scherer fleißig genutzt; es werden von Zeit zu Zeit Nachrichten von diesem Institut ertheilt, und es wird Pflicht sein ihrer auch unter uns zu erwähnen.

Die Mathematik war diejenige Wissenschaft, deren unmittelbaren Einfluß man in hiesigen Landen am frühesten anerkannte. Bei der mit so vielem Sinn angestellten Revision zeigten sich Zollmann und Häubelein; bei der Forstrevision mehrere Jäger, Sckell, Köhler, Öttelt. In der neuern Zeit haben sich mehrere hervorgethan, deren Verdienst und Einfluß nicht zu verkennen sind.

Die Mechanik ward in frühern Zeiten nur empirisch getrieben; der alte Kunstkämmerer Apel verfertigte verschiedene kleine Maschinen, der Baumeister Hase in Jena war auch in diesem Fache nicht ohne Kenntniß. Seit mehrern Jahren wurden die Feuerlöschungsmaschinen vom Hofmechanicus Neubert nicht allein für das Land, sondern auch für ganz Deutschland gearbeitet. Wir werden von dieser Anstalt künftig genaue und auf Theorie gegründete Nachrichten zu erwarten haben.

Da die wichtigen Maschinen, welche in Ilmenau nach den Rissen und Vorschlägen der geschicktesten chursächsischen Beamten, eines Mende und Baldauf, errichtet worden, unter der Erde versteckt und von wenigen gekannt sind, so wird man gewiß die Risse davon mit Antheil sehen, und derjenigen kann mit Ehren gedacht werden, deren Aufsicht sie anvertraut sind.

Einzelne Männer als Mechanicus Schmidt in Jena, Kleinstäuber in Belvedere verdienen unsere Aufmerksamkeit. Denn es ist bei allem, was wir in diesen und verwandten Fächern unternehmen, höchst wichtig zu wissen: daß wir Leute in der Nähe haben, die uns mit den nöthigen Werkzeugen versehen können.

Eine Anstalt, die in ihrem ganzen Umfang ungeheure Kosten erfordert, ist auch bei uns zweckmäßig im Kleinen, zu einer besondern Absicht, errichtet worden, ich meine das Observatorium mit den dazu gehörigen Instrumenten. Von demselben, dem Hartleyischen Sextanten, dem Chronometer und ihren Anwendungen wird uns Herr Lieutenant Vent die beste Nachricht geben können.

Diese Anstalt führt mich zur Erdbeschreibung als zu deren Behuf sie eigentlich gegründet worden. Die Zollmann'sche

Karte über einen Theil von Thüringen verdient noch immer alles Lob. Die Wiebekingischen, gezeichneten, sind, ohne die strengste geometrische Genauigkeit, dennoch in allen Fällen, wo eine allgemeine Übersicht der Gegenden und Lagen erforderlich ist, höchst schätzbar und brauchbar; sowohl sie selbst, als die Fortsetzung unter Güssefeldischer Aufsicht verdienen von uns gekannt zu sein, wie sie denn auch schon durch Copien vervielfältigt worden sind. Wären die Kosten nicht so groß, so wünschte ich sie in den Händen eines jeden, der bei den Geschäften unsers Landes angestellt ist.

In Ilmenau sind bei Gelegenheit der Revisionen des Bergwerks schöne genaue Karten ausgearbeitet worden. Durchl. des Herzogs Sammlung hat vielen Werth, Herrn Legations-Rath Bertuchs⁶³ Schulatlas und die Gasparische Geographie werden unter unsern Augen entstehn.

Die topographische Sammlung, welche Herr Gore zusammengebracht und meistentheils selbst gearbeitet hat, ist wegen ihrer Ausarbeitung und Treue höchst schätzbar.

Herr Rath Krause hat auch in diesem Fache schon manches geliefert und wird uns bald durch neue Gegenstände, die er auf seiner letzten Reise gesammelt, erfreuen. Ich breche hier ab und spare das Übrige so wie einige allgemeine Betrachtungen für unsere nächste Zusammenkunft.

Johann Wolfgang Goethe: Über die verschiedenen Zweige der hiesigen Thätigkeit. Ein Vortrag, in: Johann Wolfgang von Goethe: Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. 53. Band. Weimar 1914, S. 175-192.

24. Streit des Gerbers Eckardt mit der Maurerinnung in Jena

**Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt,
31. Mai 1796**

In der Beylage erscheint abermals ein kleines Ansuchen, Sie werden, nach Ihrer gewohnten Güte, entweder der Sache irgend eine günstige Wendung geben, oder mich deßhalb belehren.

Gehorsamstes pro Memoria.

Der Gerber Eckardt hat einen sehr wichtigen Bau unternommen, indem er ein altes, zwischen seinem Wohnhaus und dem Bären gelegenes, Gebäude niedergerissen hat und nunmehr ein anderes, in gleicher Flucht mit seinem bestehenden Hause auführt, ein Unternehmen, das alle Aufmunterung verdient. Es ist ihm dabey folgender Umstand vorgekommen:

Er hat einige lange, zu Thürsturzen und ähnlichen überbindenden Bedürfnissen nöthige Steine, die so haltbar und vollkommen in hiesigen Gegenden nicht gebrochen werden, in Zwätzen, und zwar um des Transports willen behauen angeschafft. Über diese hat ihm das hiesige Maurerhandwerk Streit erregt, hat den Wagen einige Tage nicht in die Stadt gelassen, und was dergleichen mehr ist. Die Sache ist, wie ich höre, an Fürstl. Regierung. Ich zweifle nicht an einer Resolution, die den Umständen gemäß ist und die Frage für jetzt und künftig entscheidet. Der Gerechtsame des Maurerhandwerks unbeschadet (denn daran ist in einzelnen Fällen nicht zu rühren) kommt mir ein solcher Fall höchst zulässig vor. Es ist offenbar, daß ein Bauherr keine Steine von Zwätzen hierher schleppen wird, wenn er sie näher haben kann, es ist ungeschickt von ihm zu fordern, daß er die ganze rohe Masse über die Hügel schleppen soll, es ist unendlich von ihm zu fordern, daß er statt tüchtiger, in einer gewissen Länge, die Last haltender und tragender Steine, wider besser Wissen und Gewissen, bey seinem kostbaren Bau, schlechtere nehmen soll. Möchte doch in diesem, so wie in vielen andern

Fällen, auf eine gelinde Weise das Hinderniß weggehoben werden, das den einzelnen hindert, dem ganzen schadet und nicht dem einzelnen nützt, weil es das ganze lähmt.

**Christian Gottlob Voigt an Johann Wolfgang Goethe,
1. Juni 1796**

Weimar den 1. Jun. 1796

Herzlichen Dank sage ich Ihnen für jeden Anlaß, etwas nützliches fördern zu helfen. Ich habe wegen der *maurerischen* Schicane sogleich den Handwerks Referenten, H[errn] v. Fritsch, das Nöthige subministrirt. Es darf gar nicht Frage seyn, mir auswärtiges und auswärts bereitetes Material herein kommen zu lassen. Dieser Punct ist mehrmals entschieden worden; die Jenaischen Philister, die lieber vom Monopol, als von ihrer Industrie leben wollen, haben in mehrern Fällen diese Extravaganz erneuert, die sich auf einen einzigen unverständlich behandelten Fall gründet.

Streit des Gerbers Eckardt mit der Maurerinnung in Jena (Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt, 31. Mai 1796; Christian Gottlob Voigt an Johann Wolfgang Goethe, 1. Juni 1796), in: GAS II,1, S. 497-499.

**25. Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Friedrich
Schleiermacher, 28. Oktober 1799**

den 28ten 8br 99

Friedrich sitzt hier in meiner Stube, und fühlt einem englischen Buche den Puls, von dem Wilhelm einem Buchhändler eine Uebersetzung vorschlagen will, die ich dann machen soll, wenn das Buch nemlich gut ist. Der Mensch macht die langweiligsten

Gesichter bey diesem Examen, ich fürchte also, es wird wieder ein vergebliches Unternehmen seyn; daß ihm nun alles auf den Hals geschoben wird dem armen Friedrich! er ennuirt sich recht sehr dabey, das seh ich von hier aus, und er sizt wenigstens zehn Schritte von mir; Ich mag es also gar nicht dahin bringen daß er Ihnen in dieser Stimmung selbst schreibe. Zu seinen vielen Leiden kömt auch noch das hinzu, daß man keinen vernünftigen Wein hier hatt, der gewöhnliche ist der Graves des Graves, und andern kann man hier gar nicht haben. Madame Hufeland⁶⁴ habe ich gestern gesprochen. Sie sagte mir die Herz⁶⁵ trüge ihre Hand noch in einer Binde. Ich hoffe jezt ist Alles wieder hergestellt. Tausend herzliche Grösse für sie ich schreibe, und danke ihr nächsten Posttag selbst, für ihren Brief. – Sie haben mir schön geschrieben, lieber Schleyer: Ich war einmal einen Morgen bey Ihnen wie Friedrich in Dresden war, da waren Sie ganz unge- mein gut, und eben so ist mir ihr Brief vorgekommen. Lieber Freund! Seyn Sie gut gegen Friedrich denn niemand ist so gequält als er, bey seinem Nichtgelingen. Reden kann ich nicht viel darüber wie es gehen wird weiß ich auch nicht – – Jezt arbeitet er, wie er sagt am 2ten Theil der Lucinde, aber er ist nicht so frey so munter als er seyn sollte. Es ist entsezlich daß ihn die Sorgen am arbeiten verhindern anstatt ihn zu spornen. Noch entsezlicher ist es, daß die Sachen die er doch in so kurzer Zeit gemacht hat, nicht so viel eintragen, daß er wieder ruhen, und sammeln könnte. Entsezlich daß er von Kunstwerken leben soll, die wie HandwerksArbeit bezahlt wird. Bey Allem dem habe ich die beste Hoffnung, daß wenn wir ihn nur noch einige Jahre durchhelfen, so wird es gewiß besser gehen. Die Welt scheint ja wieder von der Sonne beschienen zu werden, die Guten siegen ja wieder! ich träume mir noch immer, daß F[riedrich] einmal eine andre carriere ergreift, als die er jezt hat. Giebt uns das Schicksal einen *Staat* so wird er gewiß auch noch *Bürger*. Bald nur bald lieber Himmel, eh es für Uns zu spät ist! – Was in aller Welt sagen Sie nur zum Buonaparte⁶⁶? – darf man wohl dem Glück eines wahrhaft großen Menschen mißtrauen? –

Schelling? ich weiß noch nicht viel von ihm er spricht wenig; sein Aeußeres ist aber so wie man es erwartet; durch und durch kräftig, trotzig, roh, und edel. Er sollte eigentlich französischer General seyn, zum Catheder passt er wohl nicht so recht, noch weniger glaube ich in der Litterarischen Welt. Ueberhaupt bin ich der Meynung jezt: Ihr revolutionären Menschen, müsstet erst mit Gut und Blut fechten, dann könntet ihr um auszuruhen schreiben, wie Götz von Berlichingen seine Lebensgeschichte⁶⁷. Darum gefällt mir auch Benvenuto Cellini⁶⁸ so gut. Ich möchte auch gern einmal vom Luther lesen, ich ahnde daß der eine rechte Aehnlichkeit von den beyden haben muß. Und so sollte es mit Euch nur auch seyn. Denn Euer Wesen, und Euer Wollen, das paßt zum Litterarischen Gang, und zur Kritik, und alle dem Zeuge, wie ein Riese in ein Kinderbettchen. Ich sehe es jezt recht deutlich daß die, die das Ruder führen, höfliche kalte geschmeidige Flachsköpfe sind, und Euch nicht brauchen können zu den kleinen Maschinen, die sie für ihre schwächlichen Hände eingerichtet haben. Sie gehen tief gebückt durch die kleine Pforte und ihr wollt grade aufrecht durch; freylich zerstoßt Ihr Euch die Köpfe. Der Zwist mit der Litt[eratur]Zeit[ung] ist angezeddelt, und es wird wohl nun bald etwas öffentliches darüber erscheinen. Wilhelm ist ein rüstiger Kämpfe; aber mir thut es leid, daß er Witz und Kräfte gegen die Wichte so verschwenden muß. Nächstens sollen Sie ein herrliches Sonett erhalten; die Frucht einer herrlichen Stunde von Wilhelm und Tieck. (Tieck ist aber ein Geheimniß dabey) ich habe es recht gewünscht daß Sie hier dabey gewesen wären, um das Sprudeln, und das Funken sprühen der beyden Menschen zu sehen, Sie hätten sich gewiß eben so sehr als ich ergötzt! Ueberhaupt ist Tieck hier eine gute Figur; er nimmt sich sehr brav aus, und ist an seiner rechten Stelle. aber die Madame Tieck sticht gewaltig ab. Man erträgt sie eben des Mannes wegen, der es sich wohl mus vorgenommen haben recht lebenswürdig hier zu seyn, was ihn auch recht gelingt. Ja lieber Freund! Sie sollten herkommen Wenn es so recht kunterbunt her geht, mit Witz, und Philosophie, und

Kunstgespräche, und herunterreißen, dann erinnere ich mich sehr lebhaft Ihrer. Sie würden eine rechte Lust haben, und schwerlich würden Sie Zeit genug zu Ihrem mystischen Kugelwerfen nach Tische, und zu den gefährlichen Equilibristischen Stuhldrehungen finden; denn sagen Sie was Sie wollen, das waren doch nur immer Zeitverkürzungen, wenn sie gar zu lang werden wollte. – Daß Ich den Hardenberg nicht aufsuchte, war ganz recht, als *ich* angenommen. Mich setzt eine Bekanntschaft, vollends eine so interessante Bekanntschaft immer in einiger Verlegenheit, die hernach so sänftiglich almählich abnimmt; dazu gehört aber Zeit, und die hatte ich nicht. Hätte ich seine Bekanntschaft machen können, ohne daß er die meinige hätte machen müssen, so wäre es angegangen. Dann gehört auch einiges – Selbstbewußtseyn – will ich es nennen, dazu um jemand so zu sich zu rufen um ihn zu besehen. Eine solche edle Dreistigkeit haben nur schöne Frauen, oder sollten nur diese haben. Er kömt gewiß diesen Winter noch her. Wahr ist es, das er ganz kürzlich eine sehr wunderliche Manier angenommen hatt. Und nach dem, was man sich hier von ihm erzählt, ist es etwas wunderbar! So zB. ist er ganz toll und rasend in Tieck verliebt, und behauptet, das wäre noch ein ganz andrer Dichter als Goethe, u dgl. (und dergleichen, ist eine von Schellings Redensarten). Daß ich den Pabst nicht gesehen, darüber kann mich kein Mensch trösten. Wilhelm ist ein ganz braver Mensch, und ich wollte, Friedrich könnte immer bey ihn seyn. Seine Regsamkeit und lebendige Thätigkeit geht wirklich bis ins Große! Caroline ist liebenswürdig, und bleibt es, trotz der nähern Bekanntschaft; Ewig Schade daß sie ihr seltnes Talent für die Kunst nicht übt, und mit Ernst bildet. So nimmt ihr aber die schöne Weiblichkeit alle Zeit, und alle Gedanken. Im Grunde glaube ich nicht daß sie zu dem Leben, wie es ihr hier angewiesen ist rechte Liebe hat. Ihr Wunsch ist wahrscheinlich, einen glänzenden Weg zu gehen. Sie ist freundlich, und lebhaft, aber nie vergnügt, nie fröhlich. Auch ist oft ein Zerstreut seyn, eine merkliche Abwesenheit in ihrem Wesen merklich – – – kurz ich glaube nicht daß sie glück-

lich ist. – Von Augusten konnte ich Nichts schreiben, ich fand sie nicht, sie ist in Dessau bey Tischbeins⁶⁹.

Lieber Schleyermacher, wenn Sie die Levin⁷⁰ sehen, so sagen Sie ihr recht viel freundliches von mir, ich schreibe ihr, so bald ich die Zeit finde, unterdessen aber liesse ich sie bitten, mir doch erst zu schreiben und nicht auf meinen Brief zu warten. Sie sollte und müsste uns AutoritätsUrtheile über den Hamlet⁷¹ schreiben. Ein jeder muß thun was er kann, und von ihr erwartet man das. – Auch wenn Sie Rose sehen, grüssen Sie sie, und fragen Sie sie, warum sie meine Briefe und Aufträge in Leipzig nicht bestellt hat? und warum sie mir nicht geantwortet hat? – Noch Eins. Die Levin soll mir etwas über unsern SommerPlan schreiben. Sehen sie etwa die Bernhardi⁷², so sagen Sie ihr ich würde Alles besorgen, und ihr auch bald schreiben. – Ich habe viel Kopfweh lieber Freund, und sogar hatte ich paar kranke Tage. China⁷³ und Valeriana taugen gar Nichts hier, obgleich Hufeland das Gegentheile behauptet. Nun möchte ich Sie bitten, dem Doctor Bing in meinen Namen um ein Recept zu bitten, und mir gut eingepackt, und gegen Nässe verwahrt, eine recht grosse Portion gute China, mit dem gehörigen Theil Valeriana vermischt herzuschicken. Und auch einige Loth Valeriana ohne China. Die brauch ich auch oft in desparaten Fällen. Hat der D[octor] Bing noch das Fieber? – Geben Sie doch den Brief selbst an Jonas lieber S[chleyermacher] denken Sie sich, ich habe von dem Jungen noch gar keine Silbe gesehen, und auch sonst keine Nachricht von ihm, wenn er nur nicht krank ist! Philipp⁷⁴ ist schon hier so gut wie zu Hause, er ist auch recht fleißig.

Friedrich grüßt Sie herzlich, er hatte es sich vorgenommen Ihnen zu schreiben, es ist zu vermuthen, daß Sie alldarum heute keinen Brief von ihm bekommen. – Der Herr behüte Sie. Die Ihrige/

DV.

Mit den Löffeln werden Sie wohl bald Anstalten treffen müssen, daß andre Leute Suppe damit essen. Sie verstehen doch?

Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Friedrich Schleiermacher, 28. Oktober 1799, in: KGA, V.3, Nr. 714, S. 222-226.

26. Novalis an Julius Wilhelm von Oppel, Anfang Dezember 1799

[Artern, Anfang Dezember 1799.]

Längst hätt ich gern die Freyheit mich Ihnen⁷⁵ schriftlich mittheilen zu dürfen, benutzt, wenn ich nicht zeither durch mannichfaltige kleine Reisen und Beschäftigungen wäre abgehalten worden. Ich hätte gewünscht Ihnen einige Ideen umständlicher mittheilen zu können und das Warten auf einen günstigen Zeitpunkt zur Ausführung derselben ließ mich diese Mittheilung hinausschieben. Jezt da ich hier in Artern ziemlich ungestört meine Beschäftigungen eintheilen und fortsetzen kann, wag ich es mich in Ihr freundschaftliches Andenken zurückzurufen, und von allerhand Gegenständen Sie zu benachrichtigen.

Ich habe mich diese Zeit über mit dem Erdkohlenwesen bekannt zu machen gesucht. Mein Vater hat mir die Etats auf künftiges Jahr fertigen lassen und hier werd ich den für die Saline Artern ausarbeiten. Der mir aufgetragne rückständige Bericht über die Erdkohlenlager in diesem Theile von Sachsen erfordert um ihn so vollständig und gründlich zu machen, als möglich – noch viel Zeitaufwand. Es sind noch eine Menge Reisen nöthig um den geognostischen Theil zu vollenden. Hier hab ich mir vorgenommen das bisher Gesammelte zu ordnen und das hiesige Werck, als das Interessanteste der mir bekannten genau kennen zu lernen. Diese Untersuchung hat mich die Unvollständigkeit der bisherigen Beobachtungen der Flötz und aufgeschwemmten Gebürge recht lebhaft fühlen lassen. Der Geognost, durch Werners⁷⁶ großen systematischen Geist erregt, hat ein mühsames und weidläufiges Geschäft. Die Rücksichten sind so mannichfaltig und der Blick aufs Ganze mit großen

Schwierigkeiten verknüpft. Der Mangel an richtigen Situationskarten ist ein großes Hinderniß. Scheinbare Unregelmäßigkeiten hemmen die glückliche Entwicklung der geogenischen Geschichte aus großen einfachen Thatsachen. Überall stößt man auf neues, unangebautes Feld und dunkle Stellen. Besonders mercklich wird die Unmöglichkeit ein einzelnes Stück der Erdoberfläche richtig zu bestimmen. Die Urkunden dieser uralten Naturgeschichte sind voll Interpolationen und unleserlicher Stellen. Überdem fehlen uns noch höchstwichtige Capitel aus der Grammatik dieser Sprache der allgemeinen Physik und selbst Werners kühn entworfnes Alphabet und Syntax scheint noch große Lücken zu haben.

Belohnend sind die Anstrengungen und der Fleiß des Geognosten allerdings. Jede Reise trägt Früchte. Die Lesung physicalischer Schriften und Reisebeschreibungen – die Ansicht von Carten, und Cabinetten vermehrt den Vorrath geognostischer Bemerkungen und Anwendungen und die Größe und Mannichfaltigkeit der Gegenstände regt unsre Wißbegierde und Fantasie mit nicht geringer Kraft an. Ich bin Wernern auch für diese Erhöhung meines Lebensgenusses den innigsten Dank schuldig, wenn ich auch nicht jeden Tag Gelegenheit fände seinen divinatorischen Blick zu bewundern. Wie wichtig würde mir eine Reise in seiner Gesellschaft durch Thüringen seyn. Die neuen Formationen hat er noch nicht so reichlich ausgestattet, wie die Ältern und er würde gewiß hier die herrlichsten Entdeckungen machen. Die Urgebürge haben auf den ersten Anblick etwas Anziehenderes – aber die Flötzgebürge sind beynah dem Geognosten wichtiger, da hier die Natur mannichfaltiger und deutlicher gearbeitet hat, und da sie noch nicht lange aufgestanden ist oder wohl gar noch bey ihrer Arbeit überrascht werden kann.

Wie wichtig übrigens neuere chémische und physicalische Entdeckungen der Geognosie werden können, davon hab ich neulich noch einen merckwürdigen Beweis zu finden geglaubt – einen Beweis, der auch aufs Neue Werners divinatorischen Sinn bestätigt. Ich war neulich bey dem Physiker Ritter in Jena, von

dem ich Sie schon einmal unterhielt. Er erzählte mir unter andern von höchstmerckwürdigen Versuchen, die der französische Chemiker Guyton⁷⁷ über die Verbrennung des Diamants angestellt und in einer eignen Abh[andlung] beschrieben habe, und glaubte in ihnen Indikationen zu einer neuen Betrachtung und Untersuchung der Kieselerde zu finden, Indikationen, die vermuthen ließen, daß die Kieselerde vielleicht nichts, als verbrannter Diamant und also ein Kohlenoxyd sey – wenigstens möchten die Kieselgattungen wohl einen sehr beträchtlichen Antheil Kohlenstoff enthalten. Sollte sich diese Vermuthung bestätigen, so gieng ein neues Licht in der Geognosie auf, eine Menge Phaenomene, z.B. der empyreumatische⁷⁸ Geruch des Bergkrystalls, die animalische Kieselerde etc. würden einer Erklärung zugänglich und die Formationen des Kohlenstoffs, die Entstehung der Steinkohlen und ihre geognostischen Verwandtschaftsverhältnisse erschienen von einer neuen Seite und – Werners hartnäckige Beybehaltung des Diamants und der andern Edelgesteine unter dem Kieselgeschlecht wäre gerechtfertigt.

Jede Reise giebt mir jezt Veranlassung allgemeine und locale geognostische Thatsachen zu sammeln, aber ich glaube, daß vielfaches Nachdenken zu ihrer Ordnung und Vervollständigung gehört. Die brennbaren Fossilien sind freylich der nächste Gegenstand meiner Aufmercksamkeit – ich sammle und lese darüber, was ich habhaft werden kann. Neulich hab ich das Wettiner Steinkohlenwerk befahren, und mich mit der Gegend etwas bekannt gemacht. Zwischen Weimar und Kösen, andert-halb Stunden von Auerstedt, in der Flur des Dorfs Mattstedt ist ein Steinkohlenwerk entdeckt und bereits abzubauen angefangen worden. Der Herzog von Weimar, in dessen Gebiet Mattstedt liegt, hat sich mit dem Entdecker, dem dasigen Pfarrer [Günther] und einem Herrn von Eglofstein zum Abbau desselben verbunden. Da im Weimar'schen die Branntweinbrenner kein Holz brennen dürfen, und die Gegend auch sonst an Holzmangel leidet, so scheint der Absatz beträchtlich werden zu

können. Die Lage des Wercks ist sehr vorthailhaft – Es liegt hoch über der Ilm und das Flötz hat sehr wenig Falten – so daß sobald keine Wasserhaltungskosten eintreten dürften. Das Flötz liegt zwischen fettem bläulich grauen Thon, der sehr gut steht, und durch und durch mit unvollkommenen Frauenglaskrystallen⁷⁹ gemengt ist. Das Flötz ist durch eine 6“ Bank von braunen Thon getheilt – das obere Flötz ist 6-8“ mächtig und das untere drey“. Die Kohle gehört zu keiner der bekannten Steinkohlenarten – Sie hat ein schiefrißes Gefüge – und schimmert streifig. Sie soll im Großen gut und lebhaft brennen – Auf Kohlen im Kleinen probirt brannte sie mit schwacher bläulicher Flamme und roch im Mittel zwischen Erdkohle und Steinkohle. Die Schmiede sollen sie brauchen können. Sie ist weniger schwer, als die Steinkohle, aber beträchtlich schwerer, als die Erdkohle, mit der sie übrigens weniger Ähnlichkeit hat, als mit dem Alaunschiefer. Der Gyps im aufliegenden Thon, der viele Schwefelkies in der Kohle und die Nähe von Eckartsberge, wo sehr viel Alaunschiefer vorkommt, lassen mich vermuthen, daß es eine Annäherung zu diesem sey. Auf Alaun hab ich sie noch nicht probiren können. Jezt treiben sie nur VersuchsStrecken nach dem Streichen und Fallen – der ordentliche Abbau wird wohl strebeweise vorgerichtet werden müssen.

Mich interessirte das Werk wegen der Nähe unsrer Grenze und ich habe deswegen auch Ihnen etwas umständlicher davon geschrieben. Es wäre immer zu vermuthen, daß dieses Flötz auch in unserm Thüringen vorkäme, weshalb ich auch noch diesen Winter einige Touren zu machen gedenke. Eine Aussicht auf Erdkohlen in der Gegend von Weißensee werd ich in kurzen durch Bohrversuche auf dem Gute eines Freundes [Adolf Selnitz] näher zu erörtern suchen.

Ich wünschte nur in der hiesigen Gegend noch größere Aussichten ausfindig machen zu können. Hoffentlich wird mein Vater ihnen den Erfolg der Unterhandlungen mit dem Herrn von Laue⁸⁰ zu Voigtstedt geschrieben haben. Dieser verlangt eine Entschädigung pro praeterito⁸¹ mit der Hälfte des Profits, den

die Saline gegen das Holz an der Erdkohlenfeuerung gemacht hat und pro futuro⁸² die Bezahlung der Erdkohlen nach festen Sätzen. Er schien das Commissoriale an die Salinendirection für rechts widrig zu halten, und ohnerachtet der Hofrath Eisenhuth selbst gegen uns hierüber Zweifel äußerte, so muß ich doch gestehn, daß mir dieselben nicht einleuchteten, da bey gütlichen Unterhandlungen juristische Rücksichten nicht ins Spiel kommen und der Landesherr die Abschließung eines neuen *Vergleichs* selbst denen auftragen kann, die abseiten Seiner einen frühern und disceptabel⁸³ gewordenen Contract abschlossen, ohne daß der Andre diese Commissarien perhorressciren⁸⁴ kann, da hier von rechtlicher Entscheidung, die einer juristischen Commission mithin fremder Commissarien bedarf, nicht die Rede ist. Äußerst auffallend war mir die Nachricht, daß die Landesregierung in Riestedt gegen das Privilegium exclusivum der Bergmänner für die Grundbesitzer entschieden hat, und der Zweifel des Hofraths an dem Rechte des Bergamts, das nur zur Verleihung von Steinkohlenwerken berechtigt seyn soll. Erstlich ist der juristische Unterschied zwischen Erdkohle und Steinkohle nicht passirlich - Beyde gehn in einander über, und unter dem Namen Steinkohle kann nichts anders gemeynt seyn, als jedes *kohlige Fossil*. Überdem begreift auch der Grund der Regalisirung der Steinkohle die Erdkohle mit, und wenn der Churfürst in dem Mandate von [17]43 ausdrücklich das bituminöse Holz mit frey giebt, weil man zu diesen Zeiten dasselbe schon oryktognostisch⁸⁵ von den Steinkohlen unterschied, so muß es also vor diesem Zeitpunkt mit zum landesherrlichen Eigenthum gerechnet worden seyn. Die Geognostische Verschiedenheit des Vorkommens ist auch nicht allgemein, da man auch Steinkohlenflötze in aufgeschwemmten Gebürgen antrifft und beyde wircklich durch die Braunkohle der Flötztrappformation und den Alaunschiefer in einander übergehn. Einmal ist das Bergamt im Contradictorio⁸⁶ gegen die Herrn v. Pfuhl schon im Besitz dieser Verleihung geschützt worden und so scheinen mir allerdings die Ansprüche der Saline auf das Voigtstedtische Erd-

kohlenlager gesichert genug und ich sähe nicht ein, wie Laue mit Recht sowohl auf die Gerechtigkeit, als die Gnade des Churfürsten sich Rechnung machen könnte. Sein Advocat der Oberstadtschreiber Breyther in Sangerhausen ist als ein geschickter, aber auch rechtschaffner Mann bekannt, von dessen günstigen Einfluß man sich eine gütliche Beylegung versprechen dürfte.

Die Anfechtung des alten Vergleichs propter Laesionem ultra Dimidium⁸⁷ fällt von selbst weg, wenn das praetendirte Kohleneigenthum wegfällt, und so kann die Saline den Ausgang der Sache um so ruhiger erwarten, da sie ohnedies in wenig Jahren des Erdkohlenbedürfnisses durch die Sonnensalzfabrication entübrigt seyn kann. Ich glaubte den Hofrath Eisenhuth auf diesen Gesichtspunct aufmercksam machen zu müssen, da derselbe vielleicht, wenn er durch Breythern an Lauen gelangte, diesen nachgiebiger machen möchte.

Wenn auch die Saline übrigens nicht in Zukunft weitem Gebrauch von diesem Wercke zu machen nöthig hätte, so wär es doch äußerst wünschenswerth, daß der Landesherr bewandten Umständen nach, alle beträchtlichen Kohlenlager acquiriren möchte um diese Naturschätze so vortheilhaft für das Land zu benutzen, als möglich, da sie gemeiniglich in den Händen der Privatleute unverantwortlich bewirthschaftet werden, wie dies z.B. gleich bey dem höchst wichtigen Riestädter Werke der Fall ist, seitdem es sich in den Händen der Bauern befindet. In Merendorf hat man zwar die Strecke nach den Rathshügeln zu, die auf höchsten Befehl getrieben worden ist, wegen des Fallens des Flötzes und der eintretenden Wasser nicht ganz durchtreiben können – indeß ist doch gewiß geworden, daß die Kohle in diesem Zwischenraum in beträchtlicher ...

Novalis an Julius Wilhem von Oppel, Anfang Dezember 1799, in: NS 4, Nr. 142, S. 297-302.

27. Der Erzbergbau zu Ilmenau

18. Februar 1777	Gründung der Bergwerkskommission; Ernennung Goethes zum Mitglied.
24. Februar 1784	Wiedereröffnung des Bergbaues.
1784-1792	Absenken, d.h. Anlegung des Neuen Johannes-Schachtes.
7. Dezember 1787	Wassereinbruch und Einstellung der Bergbauarbeiten. Errichtung von Pump- anlagen zur Bewältigung der Wasser.
28. Juni 1792	Bewältigung der Wasser und Wieder- aufnahme der Bergbauarbeiten.
3. September 1792	Erreichen des Schieferflözes.
19. August 1793	Beschicken der neuen Schmelzhütte.
1793-1796	Erfolgslose Schmelz- und Waschversu- che. Weiteres Suchen nach dem veredel- ten Schieferflöz.
22./23. Oktober 1796	Einbruch des Martinröder Stollens und damit erneuter Wassereinbruch.
1796-1798	Bewältigung des Bruches, doch langsa- me Auflösung der Gewerkschaft und damit allmähliche Einstellung der Arbeiten infolge Geldmangels.

Hans Eberhardt: Der Erzbergbau zu Ilmenau, in: Hans Eberhardt: Goethes Umwelt. Forschungen zur gesellschaftlichen Struktur Thüringens. Weimar 1951, S. 56.

28. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 12. März 1801

Erfurt den 12. Merz [18]01

Guten schönen Morgen, lieber Freund! Das Versäumen eines Posttags ist Schuld, daß ich Ihnen nicht schon früher geschrieben habe.

Von Gotha, wo ich Dienstags noch von 8-11 beym Herzog experimentirte, u. den Tag darauf im Gasthof meine Rechnung bezahlt fand, reiste ich auf zwei Tage der Erholung wegen von wirklich so mancherley Stürmen nach Eisenach u. hatte mich auch nicht verrechnet. Am Freytag kam ich durch Gotha, wo ich Löffler⁸⁸ noch u. Schlichtegroll⁸⁹ besuchte nach Erfurt u. fuhr Sonnabend früh nach Weimar, weil ich Schlegel's da zu finden glaubte, um den Philipp abzugeben. Sie kamen aber erst Sonntags, u. so konnte ich erst diesen Tag abends nach Erfurt zurück wo ich sogleich meine Weisung von Schlichtegroll an Md. De Gachet⁹⁰, eine sehr geistvolle gelehrte Dame, auch in Chemie u. Physik, anbrachte. Ich wurde daselbst sehr gut aufgenommen, u. ich habe bis heute hier bleiben müssen.

Heute Mittag bin ich zum Coadjutor⁹¹ geladen. Morgen kehre ich nach Weimar zurück u. auf den Sonnabend oder auch Freitags Abend schon nach Jena. Schlegel disputirt auf den Sonnabend, u. ich will nothwendig dabey seyn.

Aber werde ich können?

Lieber, bester, theurester Frommann! Guter Freund! Sie haben so viel für mich gethan, u. daß ich es Ihnen Dank weiß auf arten, wie Sie es nicht glauben, sind Sie überzeugt. Aber Sie haben sich viel auf den Hals geladen. Ich kann es nicht spezifizieren, aber beschwören wohl, daß ich Jena *nicht* betreten kann, ohne *wenigstens* 100 rt. in Händen zu haben. Diese sind für den Augenblick durchaus erforderl., bekam ich doch schon Sonntag n[ach] Weimar einen Drohbrief, den ich nolens volens⁹² mit 16 rt. beantworten mußte. Ich kann mich nicht mehr so indignieren, wie es ehemals wohl bisweilen möglich war! Also: thun Sie ein Uebriges. Suchen Sie diese bis Sonnabend für mich liegen zu haben. Ich weiß mir sonst bey Gott keinen Rath. Die Leute zu *Ihnen* schicken, kann ich nicht. Es geht Ihrent- u. Meinetwegen nicht mehr an. Und doch kommen sie für wahr. O ich bitte Sie herzl[ich], thun Sie's. Gelingt Ihre mir erlaubte Anleihe, so haben Sie ja darauf 100 rt. sogl[eich] wieder. Es kommt also in der That nur auf eine einzige Woche an. Soll ich dieser wegen mich *ganz* erdrücken lassen? Das geht nicht!

O verstehen Sie dieses Drängen! Es ist das nothwendige Gesuch eines Freundes, der in solcher Rücksicht sich das erstmal darauf berufen muß, daß Freunde sich nicht sinken lassen dürfen, u. selbst dieses Berufen fällt mir unendlich schwer.

Also: Ja! Sie thun' es. Ich verlasse mich darauf. Warum ich das nicht früher gesagt habe? Aus falscher Schonung für Sie, für mich. Aber doch zu spät wird es nicht seyn. Freytag Abend oder Sonnabend früh bin ich bey Ihnen.

* * *

In Gotha lief alles noch sehr gut ab. Ich soll – versteht sich auf Kosten des Herzogs – eine große Maschine, die er bestellt hat, selbst überbringen u. mehrere Wochen dableiben. Und so wird dies alles auch gut werden.

* * *

Erhalten Sie mir nur den Muth.
Herzliche Grüße an Ihre gute Frau.
Ihr verbundenster wahrer

[Freund] J W R.

Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 12. März 1801, in: Ritter 1988, Nr. 2, S. 90-91.

29. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 22. März 1801

Erfurt, im weißen Roße
Sonntag, den 22. Merz 1801

Nur zwey Zeilen. Von *hier* aus? Ja, ja! – was ich hier will? Ich weiß es nicht. Bey wem ich bin? Fragen Sie die Leute, die

gestern in Weimar im Theater waren, nach der Dame, die mir rechter Hand nach dem Theater zu, gegessen hat. Schöne Gerüchte werden über mich ergehen. Doch ich kann sie ertragen. Genug, ich weiß, daß es gut ist. – *Sie* sehen in ein Chaos! *Ich* sehe den Schöpfer! – Wissen Sie wohl, daß Sie auch *davon* die erste Ursache sind? Und so kommt alles, gutes u. Böses, alles aber kommt auf Ihre Rechnung. Ich werde Sie noch unter die Heiligen setzen! – Im Kalender bey Frühlings Anfang! – Ich bleibe diesmal nicht lange außen. – Hoffentlich bin ich morgen oder höchstens Dienstag wieder in Jena. Ich war Ihnen allen schuldig zu sagen, wo ich gewesen wäre. Sie haben Ansprüche auf meine – – Geheimnisse.

Das Geldgeschäft mit Hochhausen⁹³ ist eingeleitet u. Hoffnung da. Nur Ein Fall! Unter meinen höflichen Leuten, (die höflichsten sind die Gläubiger (wiewohl auch hier recht oft „les extremes se touchent“⁹⁴)) befindet sich auch *Herr August Winkelmann*⁹⁵ aus Braunschweig, bekannt durch *Sonnette im Memorial*⁹⁶. p. Lassen Sie ihn oder andere das um Gottes willen nicht wieder erfahren! Dieser geht Donnerstag ab, u. ich muß richtig mit ihm seyn. Es ist nicht wahrscheinlich, daß ich bis dahin nicht wieder in Jena sey, aber gesetzt: es wäre nicht, so wird er sich bey Ihnen produzieren, u. höchstens 1½ Carolin⁹⁷ liquidieren. Wenn Sie ihm nun diese geben können, so ists mir sehr lieb. Doch ich glaube es wird nicht geschehen dürfen.

Geschieht es aber, so setzen Sie ihm noch gütigst in meinem Namen hinzu: Die bewußten andren 7½ Thl. für Heyer⁹⁸ hätte ich bereits bis Ostern an die Behörde, die Wittwe Hoffmann selbst, zu bezahlen übernommen, diese also gingen *uns* nichts an.

Kurz, ich bin in Erfurt, u. meine innere Harmonie egoistisch genug, um äußerl[ich] etwas Disharmonie zuzulassen, – die aber doch nur scheinbar ist.

„Was will noch aus Kindlein werden!“ –
Beten Sie für mich.

Ihrer lieben Frau den herzlichsten Gruß. Auch dem Setzer meine Empfehlung, viel Gesundheit u. *langes Leben*.

Ihr / wahrhafter Freund.

Aus einem Brief von Schlichtegroll weiß ich, daß in Gotha alles ganz göttlich steht. Kurz – es ist Frühlings Anfang. Der erste im neuen Jahrhundert. Wer sollte nicht frölich seyn u. Hoffnung faßen! – Ich gehe in Gesellschaft nach Gotha.

Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 22. März 1801, in: Ritter 1988, Nr. 3, S. 91-93.

30. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Fromman, 14. April 1801

Weimar dem 14. Apr[il]

Von einem Comödientage zum anderen habe ich mich auf Ihr zu uns Kommen gefreut, wie ein Kind, aber noch umsonst. Selbst gestern Iphigenie⁹⁹ – doch Sie hätten sich vielleicht geärgert. Die ganze Oper wäre bald gefallen. Es war ein schöner Spektakel.

Wie mir's geht? Recht schlecht. Goethe hat die Sache dem B[au] Insp[ektor] Steffany¹⁰⁰ übertragen, u. endlich, wie es ist, ist es doch faul. Anlage von G[oethe] scheint zu sein, daß ich am Freytag zum Herzog gerufen wurde, da batterisieren¹⁰¹ mußte – aber das war auch alles.

Bei erstem bestem guten Wetter will ich zum 2ten 3ten und letzten Male nach Rossla, wen[n] G[oethe] nicht hereinkommt. Es ist eine schlechte Zeit. Ich werde mit letzten Erklärungen eindringen – nun – u. nöthigenfalls – es gibt wohl noch Mittel – freyl[ich] scharfe, doch einem freyen Menschen immer zu Gebote. Es muß ja nicht hier seyn.

Aber wie immer meine mühseeligste Zeit meine ergiebigste war in wissenschaftlicher Hinsicht, so wahrlich auch jetzt. Ich habe Batterien bey mir, u. seitdem gehts doch wenigstens

erträgl[ich]. Ich fahre fort, täglich neues zu finden, und immer wichtigeres. Auch arbeite ich. Majern¹⁰² habe ich die herzliche Güte gegen mich gut gethan, durch meine Bemühung, ihm etwas honette Physik bezubringen. Es freut ihn u. mich. Besonders stark ist das Commerz was wir zwischen Physik und Geschichte etablirt haben. „Nun denke nach“.

Der Sturm meiner traurigen Umgebung hat sich gelegt; ich bin ruhig geworden u. stark. Ich fühle, daß solche Zeiten nichts Schlechtes bringen, aber dazu müssen Sie auch benutzt werden, wies sich gehört.

Eine besondere wissenschaftliche – – Freundschaft – ist zwischen mir u. dem alten Herder entstanden. Er ist mir erstaunlich gut, u. also ich ihm natürlich auch. Ich habe da batterisirt, wie nirgends. Er versteht recht gut. Ich habe seine Ideen¹⁰³ gelesen, u. gefunden, daß *Schelling* vor 3 Jahren nicht Unrecht hatte, sie recht zu loben. Dies ganz zu verstehen, muß man erst die Ideen u. gleich darauf Schellings Schriften lesen – nur freyl[ich] bedenken, daß die Ideen Anno Xsti. 1785, Schelling aber Anno Xsti. 1799¹⁰⁴ erschienen. –

Der alte Herder, wird jetzt nun schwach – aber er wird ja auch alt!

Ich habe nun auch Töne mit dem Galvanismo¹⁰⁵ ponderirt. Das Oxygen bringt Baß, das Hydrogen Discant. So kommt endlich auch in das widerspenstigste aller Organe einmal Polarität.

Recht viel ordentlicher kann ich nicht schreiben, da Majer meint, die Post ginge um 4 weg – u. ich dachte um 9.

Adrem¹⁰⁶: Mein Geld ist fort, darf ich Sie um 2-3 Carolins bitten? Denn wie gesagt: Selbst abholen darf u. kann ich mir's nicht. Es mögen so schon anfangen, gute Gedanken in Cours zu kommen, obgleich ich hier *viel* Grandezza ausübe. Die Affaire mit Sr. Durchlaucht – Sr. Durchlaucht bestanden wenigstens aus 30 Personen – hat mir viel dazu geholfen.

Ich mühe mich ordentlich, um lustig scherzhaft den traurigen Ernst zu verbergen. Ja, ja; es ist schlechte Zeit. Vorige Nacht hat's geschneit.

Mit der Gachet – – habe ich wirklich Unterhandlung gepflogen, aber freylich mit solchem Erfolg, daß alte Vermuthungen nur Bestätigung erhielten.

Jetzt habe ich's mit Gotha vor. Mag nun immerhin in Weimar was werden – ich weiß, daß Göthen dran liegt – jenes schadet auch nichts.

Am 2. April – Gründonnerstag – ging ich nach Weimar gerade in den Stunden, wo bey Kopenhagen die Schlacht¹⁰⁷ war. Ich hatte zwar nur wenige verrottete Barkschiffe auf meiner Seite, aber ich weiß doch, daß ich seitdem zu den *Dänen* gehöre. Ich glaube allen menschlichen Leuten muß in diesen Stunden etwas über Gewohnheit groß zu Muthe gewesen seyn – heiter im Schmerz – u. ich möchte wetten – heute müßte wieder was in der Welt passiren, denn mir ist ganz so – und Majer sagt's auch. Ueberhaupt – wenn Majer nicht wär'. wär ich ganz hin. Dem können Sie ja recht viel Dankensgutes erweisen.

Ja u. ich bitte noch, außer den 3 Carolin um 1 Exempl[ar] Beyträge. – Heute habe ich endlich einmal im Journal de Physique, Pluvoise¹⁰⁸ an 9. einen Auszug meiner neuern Versuche von D. Friedländer¹⁰⁹ in Berlin eingerückt gesehen. Recht ordentlich u. ruhmwürdig. – Ueberhaupt alles steht aufs bestlichste, nur das verfluchte Geld das. Ich denke ernstl[ich] darauf, den Galvanismus statt Geld einzuführen. So werde ich doch endlich bestehen.

Morgen oder Uebermorgen geben wir einen physikalischen Thee, wo die Stube ganz en nature decorirt ist. Alle Processe, alle Producte sind dabey.

Eine traurige Betrachtung ists für mich, daß ich es doch auch nun u. nimmermehr dahin bringen kann, einen Frühling einmal ganz Gott u. dem Guten zu Ehren zu leben. Alles freut sich und ich?

„O welche Welt ist dies, wenn das, was herrlich,
den der es hat, vergiftet!“
Shakspeare.¹¹⁰

Ja, ja, eine schlechte Zeit. Und wären nicht Majer u. Shakspeare noch, ich läge ganz.

Tausend u. noch mehr herzliche Grüße an Ihre noch herrlichere Frau. Und Sie auch – leben Sie wohl!

*Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann,
14. April 1801, in: Ritter 1988, Nr. 6, S. 96-98.*

31. Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 4. Mai 1801

Mein werthester Freund!

Gute Messe vor's erste!

Ich lebe noch immer in Weimar. Ich habe mich bey Steffany vor wenigen Tagen noch, recht scharf gemeldet. Aber was hilfts, er tröstet mich, ist, ich weiß es, wohl allenfalls auch thätig; Göthe war wieder in Rossla. Ist aber seit etl. Tagen wieder zurück. Ich war noch nicht bey ihm. Werde es aber dieser Tage thun. Ich habe ihm so eine Menge gute Neuigkeiten zu bringen.

Majer zieht Montag nach Oberweimar. Ich dann also im Namen Gottes mit.

Ich möchte traurig seyn, aber die ernste Beschäftigung und die Jagd nach neuen Entdeckungen hält mich immer noch etwas oben.

Eine rechte Neuigkeit! Ich habe doch letzt gefunden, daß im *Lichte* die beyden Principien aller chemischen Thätigkeit und so auch aller electricchen, aller magnetischen, aller galvanischen, enthalten sind, und vielleicht haben Sie schon etwas davon im Int[el][igen]zb[latt]. der Erlanger LZ.¹¹¹ gefunden. Dazu habe ich nun kürzlichst obendrein entdekt, alles Chemische aus dem Farbenbild so wegzunehmen, daß nichts als die reinen Farben, für das Auge dieselben, wie vor dieser Wegnahme, übrig bleiben. Ferner: aus dem gesammten Farbenbild die Farben hin-

wegzunehmen, so daß nun bloß das Chemische übrig bleibt. Alles gibt die merkwürdigsten Combinationen u. Resultate. Das erste ist: Quadruplicität im Licht. pppp etcp.

Uebrigens arbeite ich sehr fleißig. Machen Sie sich immer auf eine Ueberraschung eigener Art gefaßt.

Wissen Sie, daß ich dieser Tage aus halber Desperation in der That noch an Schlichtegroll geschrieben habe? – Ich kann etwas versehen haben. Aber wozu auch solche Verlegenheiten, wenn man sie als bloße Nekereyen ansehen soll? – Ich traue doch Schlichtegroll soviel zu, daß er mir auf die Art wie ichs gethan habe, nichts übel nehmen kann. – Noch habe ich keine Antwort. An Sie mein theurer Freund habe ich 2 Bitten noch:

1. Mir wo mögl[ich] Fourcroy's Système des connaissances Chimiques¹¹², was ganz kürzl[ich] herauskam, zu besorgen nebst den 4 Bänden, die davon von Veit u. Wiedemann übersetzt sind.

2. Worum ich Sie nun bitten muß, da ich selbst es nicht, wie ich wollte, habe abthun können: 15 rt. 14 gr. an den H[errn] Secretair A. C. Thiele¹¹³ im rothen Collegium, so viel ich weiß, wohnhaft in meinem Namen auszuzahlen, sich dafür die dort für mich liegenden Bücher ausliefern zu lassen, u. dieselben mir meßgelegentlich mitzubringen. Sie liegen schon so lange da, daß ich sie länger nicht mehr liegen lassen kann, ohne dem Manne Ungelegenheiten zu machen, die er nicht verdient.

Den Meßkatalog kann ich eben nicht auftreiben, sonst würde ich Sie freyl[ich] um dies u. jenes noch bitten wollen.

Es bleibt dabey, daß ich mit Majer diesen Sommer in Oberweimar wohne. Es geht alles ohne sonderl[iche] Kosten ab, u. alles übrige ist uns günstig. Die Meubles die wir brauchen bekommen wir fast alle vom alten Herder. Den Tisch bey Netto¹¹⁴. Gottes Wort in Büchern, und sein Licht im Herzen.

Ist Steffens etwa in Leipzig? Er soll doch schreiben, oder selber kommen, oder – oder –.

Wie sehne ich mich nach Ruhe! Ueber den wenigen Arbeiten dieser Tage hatte ich schon einen Vorschmak davon, und ich weiß nun mit wie großer Kraft alles gehn wird, sind einmal die bösen Wetter vorüber.

Sie können nicht glauben, wie ich manchmal erschrecke, wenn ich an das Compositum denke, was ich so bin. So und in solche Bewegung war's noch nie gekommen, wie so seit der Zeither. Ganze neue Welten sind mir aufgegangen, und schon sehe ich in ungemeßner Ferne eine nach der andern wieder grauen. Und bey allem, bey meiner Entzückung, wo ich fast gegen die Engel selbst stolz seyn möchte – die ganz abscheuliche Erinnerung an den ewigen so einfachen Abgrund da unten!! Das alles muß sich dereinst noch einmal mit einem furchtbaren Knall lösen! – Leben Sie wohl; seyn Sie so glücklich, als Sie es verdienen zu seyn, und noch etwas mehr, ganz besonders von Meinetwegen. Majer grüßt herz[ich] u. bittet ergebenst um gefällige Besorgung inliegenden Briefes an Wilmans¹¹⁵. Ich ersuche Sie noch, beyliegendes Billet an die Rengersche Handlung¹¹⁶ besorgen zu lassen.

Johann Wilhelm Ritter an Carl Friedrich Ernst Frommann, 4. Mai 1801, in: Ritter 1988, Nr. 7, S. 98-101.

Informationswesen

Die Auswirkungen der industriellen Entwicklung machen sich auch in Deutschland bemerkbar. Umstrukturierungen im Buchwesen, beim handel- und gewerbetreibenden Bürgertum, das zu Geld und sozialem Prestige gelangte, sollten Gesellschaftsstruktur und Informationswesen maßgeblich verändern. Im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts verbreiteten sich die Ideen der Aufklärung vor allem durch die weite Rezeption der moralischen Wochenschriften. Der tätige Bürger hatte ein (wirtschaftliches) Bedürfnis nach Information und Unterhaltung und so entstanden nach und nach eine Reihe von Tages- und Wochenzeitschriften mit unterschiedlichen Schwerpunkten. Dazu gehörte u.a. auch die ‚Allgemeine Litteraturzeitung‘, die ausschließlich Rezensionen veröffentlichte und damit in der Flut der Informationen eine praktische Anleitung zu deren Auswahl bot. Für die Bereiche Lebensart, schöner Wohnen und Mode waren solche Zeitschriften wie das ‚Journal des Luxus und der Moden‘ von Justin Friedrich Bertuch zuständig. Sie boten auf den Gebieten Unterhaltung und Kultur das, was man im Grunde einen ‚Trendscout der Neuzeit‘ nennen könnte. Die politischen und enzyklopädischen Inhalte deckten einige kritische Journale ab. Diese sollten aber erst 1817, nach den Lockerungen des Presserechts im Herzogtum ihre Blütezeit erleben.

32. Ueber politische und gelehrte Zeitungen und Intelligenzblätter

Früher, als die volkreichen Städte der Churlande, hatte die Residenz des Herzogthums Sachsen-Gotha sich der Zeitungs- und

Kalender-Industrie zu erfreuen, wenigstens gab es schon am Ende des 17. Jahrhunderts unter der Regierung Herzogs Friedrich I. Gothaische Zeitungen; daher sie auch hier, ungeachtet des publicistischen Vorrangs von Sachsen-Weimar, zuerst genannt zu werden verdienen. Zu dieser frühen Entstehung trugen die geographischen Post-Vortheile der Hauptstadt vieles bei. In der Mitte von Deutschland und in der Nachbarschaft vieler kleinern Städte ist sie der Durchzug der vorzüglichsten Postcourse zwischen Böhmen, Sachsen, Preußen, Niedersachsen, Westphalen und zwischen Frankfurt; des Kreutzens der Nebenposten nicht zu gedenken. Der Residenz eiferten in spätern Zeiten Schnepfenthal, Altenburg, Eisenberg, Camburg und Cahla nach. Ein ganz eigenthümliches Hülfsmittel war dabei das, schon seit 1780 bei der im Mannsstamme ausgestorbenen Meviusschen¹¹⁷ Familie, unter der Firma: Mevius Erben bestehende, Boten-Amt*, welches, gleich der regelmäßigsten Zeitungs-Expedition und gegen eine sehr mäßige Gebühr, wöchentlich in die zahlreichen Landstädte und Dorfschaften, wohin kein Postcurs dringt, und zwar im Umkreise von zehn deutschen Meilen, auf die schnellste und wohlfeilste Weise die Beförderung übernimmt.

Durch dieses in Deutschland einzige Unternehmen erhoben die Meviusschen Erben, schon bei der Entstehung vor mehr als hundert Jahren, ihr politisches Blatt, nämlich die privilegierte Gothaische Zeitung, welche mit dem herzoglichen Wappen in Quartform für den Jahrgangspreis von 3 Thalern erscheint. Im Jahr 1796 wurde deren wöchentliches Extrablatt, welches man einige Jahre vorher eingeführt hatte, abgeschafft, und statt dessen das Hauptblatt mit fortlaufenden Nummern vervierfacht. Sie wird jetzt in dem Hause eines Mit-Interessenten, des Herrn Kaufmanns Madelung spedirt. Eine sorgfältige Auswahl der Redakteure, in deren Reihe der herzogliche Rath und Bibliothekar, Herr Julius Wilhelm Hamberger¹¹⁸, Verfasser des ge-

* Die Fußnoten des Erstdruckes wurden nicht berücksichtigt.

meinnützlichen Handbuchs für den Zeitungsleser, und anderer praktischen Schriften, seit dem Jahre 1786 sich befindet, zeichnete diese Zeitung sich durch gute Schreibart und Unparteilichkeit aus. In dieser Hinsicht möchte sie einen größern Lesekreis im Auslande verdienen, als sie bis jezt hat. An Sammlungen sämmtlicher Jahrgänge von ihrer Entstehung an scheint es selbst in Gotha zu fehlen, weil sonst Schlichtegroll's Klagen im Reichsanzeiger (1800, Nr. 268.) nicht Statt gefunden hätten.

Ein jezt auch schon über 50 Jahr dauerndes Alter haben die: Wöchentliche Gothaische Anfragen und Nachrichten mit Sr. Herzoglichen Durchlaucht gnädigsten Erlaubniß 4. Sie erscheinen (seit dem Monat April 1751) ebenfalls bei Mevius Erben und enthalten die gewöhnlichen Publicanda und Nachrichten. Damit ist das Gothaische gemeinnützige Wochenblatt nicht zu verwechseln, welches nur in den fünf Jahren 1779-1783 im Ettingerschen Verlage für den Jahrspreis eines Thalers erschien. Seit siebenzehn Jahren hat dieser Gothaische Kunstfleiß einen außerordentlichen Schwung bekommen. Im Jahre 1784 benutzte ein thatiger Ausländer jene dreifachen Vortheile der geographischen Lage, des Post- und des Botenwesens, so wie auch die Gunst einer liberalen Regierung, indem er aus der eigentlichen Publicität, nämlich aus der Bekanntmachung der neuesten, die Menschheit und den Staat interessirenden, Thatfachen, seinen täglichen Beruf machte. In dieser Andeutung erkennt schon jeder den Herrn Rudolph Zacharias Becker, welcher von dem Schwarzburgischen Hause Rudolstadt den Raths- von Schwarzburg-Sondershausen aber den Hofrathstitel führet, und nach Entsagung seines Lehr-Amtes am Erziehungsinstitute zu Dessau sich im Jahre 1783 zu Gotha ansiedelte. Sein erstes dortiges Unternehmen war 1784 die Jugend-Zeitung oder moralische Schilderung der Menschen, Sitten und Staaten unserer Zeit. Er lieferte darin wöchentlich auf einem Quartbogen die, der Aufnahme in die Welt- und Staatengeschichte würdigen Begebenheiten. Von 1784 bis 1795 blieb der Plan ziemlich unverändert; vom Jahre 1796 bis Ende 1800 wurde er aber ausgedehnt. Unter

dem Titel: Nationalzeitung der Deutschen gewann das Blatt seitdem größere Mannichfaltigkeit und Umfang, zumal da der Raum durch kleinere Lettern erspart wurde. Der Jahrgangspreis von zwei Thalern blieb dabei unerhöhet. Die Entstehung, der Fortgang, die Anfeindung und der Inhalt dieser fünf Jahrgänge sind in der Allgemeinen Literaturzeitung (1799 No. 74. S. 589 und 1801 No. 31. S. 247. Oct. S. 1663.) auch in andern kritischen Blättern gewürdiget. Mit dem neuen Jahrhunderte erhielt die Anstalt noch weitere Verbesserungen, welchen sie, vorzüglich weniger Einseitigkeit im Inhalte, und ein gleichförmigeres Verhältniß verdanket. Sichtbarlich trug die auf einer Reise des Herausgebers im Jahre 1800 sehr vermehrte Correspondenz dazu nützlich bei. Eine humane gemeinnützige Tendenz war jedoch schon vom Anfange der Hauptcharakter des Blattes. Ein allgemeines Sach- und Namen-Register nebst dem Inhalts-Verzeichnisse eines jeden Bandes erleichtern den praktischen Gebrauch. Aus allen Kreisen, selbst aus ganz unliterarischen Winkeln von Deutschland, spürt man fleißige und zahlreiche Einsender. In öffentlichen Blättern wurde unter vielen auch Herr Canzley-Secretär Gottschalk zu Bernburg genannt. Die Redaktion, insofern der Eigenthümer nicht selbst Antheil daran nahm, wechselte in den ersten Jahren bisweilen ab. So hatte sie z.B. im Sommer 1796 Gotha's Topograph, Herr Doctor Klebe; seitdem wurde sie dem Professor am Gymnasio illustri, Herrn Karl Gotthold Lenz, anvertrauet, bis mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts Herr Hofrath Becker sie selbst wieder übernahm.

Sehr bald fühlte Becker das Bedürfniß und den Beruf, dieses Institut durch ein allgemeines Intelligenzblatt zu ergänzen, und machte dazu schon am 15. Oktober 1790 den Entwurf bekannt. Um Neujahr 1791 führte er ihn unter der einfachen Benennung eines Anzeigers aus, und erneuerte darauf in der zweiten Hälfte des Jahres 1792 den ursprünglichen Plan. Am 17. Sept. 1792 erhielt er das kaiserliche Privilegium und empfahl zugleich sein Institut dem Deutschen Reichstage. So erschien der Kaiserlich-

privilegirte Reichs-Anzeiger oder allgemeines Intelligenzblatt zum Behuf der Justiz, der Polizey und der bürgerlichen Gewerbe im deutschen Reiche, wie auch zur öffentlichen Unterhaltung der Leser über gemeinnützige Gegenstände aller Art, und zwar täglich auf einem, wenigstens halben, Bogen in Quart für den mäßigen nie erhöhten Jahrgangspreis von vier Thalern. Durch den Zufluß der Nachrichten und freiwilliger Einsendungen wurde derselbe ein Vereinigungsplatz des ganzen deutschen Publikums. Großbritannien und Frankreich können sich nicht rühmen, dergleichen Institute zu besitzen. Jener Zufluß war so groß, daß schon im Jahre 1797 diejenigen eingesandten Abhandlungen, welche für den Umfang des Reichsanzeigers zu ausführlich waren, unter dem Titel: Gemeinnützige Aufsätze vermischten Inhalts, als Beiträge zum Reichs-Anzeiger, herausgegeben von R. Z. Becker (1ste Sammlung 1797. und 2te Sammlung 1798. 4., ferner 1. B. 1801 158¹/₂ Bogen für 2 Rthlr. also 3²/₃ Pfennige für jeden Bogen) besonders abgedruckt wurden.

Nichtsdestoweniger schlichen sich in dieses Speditions-Comtoir zwischen dem Publikum und den Einsendern, mehrere nicht ganz gemeinnützige Materien ein, bei deren anfänglichen Aufnahme der Redakteur wahrscheinlich nicht eine so fremdartige Ausdehnung ahndete. Als Beispiel genügt die Erwähnung des, aus einer sehr launigten Feder gestossenen, mystischen Räthsels mit den drei Schleiern, das von 1799 No. 238 an bis 1801 No. 316 manche Seite ausfüllt, und sodann das Problem des Altonaer Frauenzimmers im Jahrgange 1800. Auch drangen manche lediglich medicinische und außer dieser Fakultät fast unverständliche, sehr lange Abhandlungen, vorzüglich über die Kuhpocken, neben Heirathsgesuchen und Anerbietungen aller Art hinein. Auf jeden Fall wäre am Schlusse so vieler tausend oft charakteristischer Debatten über gemeinnützige Gegenstände eine Uebersicht und planmäßige Darstellung des endlichen Resultats zu wünschen. Unterdessen ist der praktische Werth bei den vielen allmählichen Verbesserungen unvermindert

geblieben. Auch wurde der Debit durch die mancherlei partiellen Nachahmungen innerhalb Deutschland nicht beeinträchtigt. Das allgemeine Intelligenzblatt von 1789 und 1790, so zu Stuttgart herauskam, das Oberdeutsche Industrie- und Adreßblatt zu Weissenburg, der Verkündiger zu Nürnberg, die zu Stuttgart noch jetzt fortdauernde Schwäbische Kronik, das Kellersche Correspondenzblatt zu Eßlingen, der Anzeiger für Franken zu Hildburghausen, die Hartlebenschke Europäische Fama zu Salzburg und ähnliche Institute, welche man als Nebenbuhler ansehen möchte, beschränken sich auf engere Wirkungskreise. Der Absatz des Anzeigers nahm vielmehr mit dem Neuen Jahrhunderte so zu, daß eine Erhöhung der Insertionsgebühren beliebt wurde. Ein großes Verdienst erwarb sich darum als Redakteur Herr Doktor I. F. Hennicke, ein Schwager des Eigenthümers, welcher deshalb 1799 seine Stelle bei dem Gymnasium zu Gotha niederlegte. Auch diente letzterm das kaiserliche Privilegium bei seiner Anzeige der vom Hofbuchhändler Wittekindt in Eisenach und von der Steinischen Buchhandlung in Nürnberg begonnenen Unternehmungen, zum Schilde einer gegründeten Beschwerde.

Seit 1784 gab auch Gotha neben dem Beckerschen Institute das Beispiel einer Handlungszeitung. Der Cämmerer und Kaufmann, Herr Joh. Adolph Hildt, war deren Stifter und Herausgeber. Der Titel: Neue Zeitung für Kaufleute, Fabrikanten und Manufakturisten, oder wöchentliche Nachrichten von neuen Handlungs-Vorfällen, neuen Erfindungen, Künsten, Bekanntmachungen und andern Notizen, welche den Kaufmann, Fabrikanten und Manufakturisten interessiren und nützlich seyn können, zeigt hinlänglich den gemeinnützlichen Inhalt an. Die bis zum Ende des Jahres 1800 reichende Sammlung ist im Ettingerschen Verlage für 17½ Thaler feil. Mit dem Jahre 1801 wurden Druck und Verlag nach Weimar zu den Gebrüdern Gädicke verlegt, wo die Zeitung seitdem nach einem ausgedehnteren Plane, wöchentlich einmal in 8. für den Jahrgangspreis von 2 Thl. 16 gl. erscheint. Herr Commissionsrath Joh. Christ. Gädicke legte

bekanntlich 1799 mit zwei Brüdern seine Buchhandlung zu Weimar an. Unter vielen belehrenden Aufsätzen zeichnen sich die über das Deutsche Postwesen (1794, S. 329 und 1801 S. 393 ff.) sehr aus.

Nach dem Plane dieser Abhandlung wird die noch bestehende Gothaische gelehrte Zeitung, welche im Jahr 1774 entstand und seit 1784 ein Nebenblatt für ausländische Literatur mit sich führet, hier eben so wenig beleuchtet, als die Belletristische Zeitung des Jahrs 1800. Das Gesammtwerk der erstern kostet vollständig im Ettingerschen Verlage 116 Thaler. Ein bei Ettlinger gedrucktes Nordhäuser Blatt kömmt unten bei dieser Stadt vor.

Dagegen verdient gleichsam als Ausfluß der Gothaischen Industrie, ein benachbartes Blatt, der Bote aus Thüringen genannt zu werden. Dieser wanderte vom Jahre 1791 an bis in das 19. Jahrhundert aus des verdienten Pädagog's Herrn Salzmanns Feder und seiner Schnepfenthalschen Erziehungsanstalt für den mäßigen Jahrspreis von 18 gl. in alle Thüringischen Dörfer. Seit 1797 sind die Zeitungs-Nachrichten von den übrigen Erzählungen durch Seitenzahlen abgesondert; bei jenen ist es übrigens nicht sowohl auf die Neuheit der Nachrichten, als auf die Zusammenstellung angesehen. Der Bote wurde zu Amsterdam in das Holländische übersetzt, auch dessen auserlesene – und ferner die Revolutions-Gespräche mit seinem Wirthe und einem Weber in Deutschland besonders abgedruckt.

Joachim von Schwarzkopf: Ueber politische und gelehrte Zeitungen und Intelligenzblätter, in: Joachim von Schwarzkopf: Ueber politische und gelehrte Zeitungen, Meßrelationen, Intelligenzblätter und über Flugschriften zu Frankfurt am Mayn. Ein Beytrag zu der Geschichte dieser Reichs-Stadt. Frankfurt am Mayn 1802, S. 28-39.

33. Über die Nationalzeitung der Deutschen

Deutschland, Gotha: *Nationalzeitung der Deutschen*, Jahrgang 1796. 1168 S. in gespaltenen Columnen. in 4. Jahrgang 1797. 1096 S. eben so. (in monatlichen Heften,) wöchentlich ein Stück von anderthalb Bogen. (Preis des Jahrg. 2 Rthl. 6 gr.)

Diese Zeitung, deren erste beide Jahrgänge hier angezeigt werden, erzählt ihrem Plane nach, die täglichen Begebenheiten aller derjenigen Länder und Staaten, deren Muttersprache die deutsche ist, mit unverrückter Hinsicht auf die Verbesserung des deutschen Nationalcharakters und die Vervollkommnung der Menschheit. Sie umfaßt daher Alles, was den Zustand der Wissenschaften, der Denkungsart, der Sitten, Gebräuche, Künste und Gewerbe in den einzelnen deutschen Staaten betrifft, die Schicksale und Thaten ihrer Fürsten und merkwürdigen Bürger. Dieses ist der Umfang und Zweck, welchen der erste Herausg., Hr. Rath *Becker* zu Gotha und der itzige Hr. Rath und Professor *Lenz* fest im Auge behalten hat; er ist ausgedehnter als alle Versuche, welche *Salzmann*, *Grieshammer*, *Steinbeck* und andere in dieser Manier machten, dem Ideal eines *Dalberg* und *Dehm*¹¹⁹ über Volksschriften sich nähernd, und an sich schon ehrwürdig, so viel auch über den Umfang einer solchen Zeitschrift gewitzelt oder polemisiert (s. *Reichsanzeiger* 1795. St. 248 und 251.) werden mag. Schon die Anlage war in einem Zeitpunkte verdienstlich, wo Staats- und Kriegsbegebenheiten den Secten-, Classen- und Zunftgeist und den verderblichen Egoismus sowohl in der deutschen Gelehrten-Republik als im gesellschaftlichen Leben so fest begründeten. Seitdem politisches Interesse die gemeinschaftlichen Berührungspuncte in der deutschen Staatenverbindung verwischte, welche der Drang der Umstände früh oder spät wiederherstellen wird; seitdem Demarcationslinien den Norden vom Süden, Friedens- und Neutralitätsverträge den Hessen und Wirtemberger von seinen Nachbarn absonderten, seitdem ein Bach, wie die *Nidda*, Elend und Wohlstand unter Brüdern und Mitbürgern so weit von ein-

ander scheidet, seitdem eine feindliche Uebermacht Millionen von Deutschland abriß, und seitdem bey diesen Verhältnissen die Deutschen gegeneinander wenigstens fremd und kalt, oft bitter und gehässig werden; – seitdem bedarf es der Hülfe thätiger Vaterlandsfreunde und Volksschriftsteller, um den Localgeist allmählich wieder zum Nationalgeist zu erheben.

Wenn nun schon die Anlage des mühsamen Werks ihr Verdienst hat; so vergrößert es hier noch die Ausführung und feste Haltung des Plans. Eine möglichst ausgebreitete Correspondenz, eine kluge Vertheilung ihrer Nachrichten aus allen Staaten, von den Alpen bis zur Ostsee, einfache Schreibart und Darstellung nach sorgfältiger Prüfung der Wahrheit, gute Haushaltung mit dem Erheblichen und Unwichtigen, Correctheit der Orts- und Familiennamen: – dieses sind die Hauptzüge, welche Rec. mit Vergnügen allmählich sich mehr zum System ausbilden, und nicht, wie bey so vielen Zeitungen der Fall ist, veraltern sah. Der blendende Abriß der äußern Staatenverhältnisse und der Merkwürdigkeiten von Regenten und Regierungen verdrängt hier nicht die für die Menschheit überhaupt bemerkenswerthen Vorfälle. Der Congreß zu Rastadt, dessen zuerst in Nr. 50 von 1797 erwähnt wird, nimmt nicht allein den Platz ein, welchen vorhin die Nachricht über eine neue Ernte-, Vieh- oder Brandassecuranz behauptete. Die Stiftung einer neuen Akademie oder Gelehrten-Gesellschaft greift nicht in das Gebiet der Landwirthschaft und Fabriken. Gangbare Meynungen und Vorurtheile werden hier neben Irrthümern und Wahrheiten *wahrhaft* geschildert; Musik, Volksfeste, Theater, schöne Gärten, erheitern den Leser unter Nothfällen und Gebrechen. Und bey den biographischen Skizzen giebt nicht Vorliebe oder Privatverhältniß, sondern Einfluß auf das Zeitalter durch That und Beyspiel den Ton. Der Raum ist möglichst benutzt, der Text nach dem Ebenmaaße einer *mittlern* Cultur erläutert, und im Ganzen Gleichheit in der Form und im Wesen. Beym Zuströmen von Neuigkeiten ist mit einer Beylage geholfen, nie aber die wöchentliche *Einheit* noch der Preis überschritten, und dadurch

die Klippe der Gewinnsucht und der nothgedrungenen Ausfüllung vermieden, an welcher so viele Zeitungen scheitern. Dadurch erreichte dieses Blatt schon ein dreyjähriges Alter, welches bey dem Sturme der Zeiten Jahrzehende aufwiegt. Dieser Sturm, der den festen Stamm eines *Luzac* (Vf. der *Nouvelles de Leide*)¹²⁰ entwurzelt und dagegen die Foliozeitungs-Schriftstellerey zum Attribut und Vehikel republikanischer Herrscher und Minister macht, der in Deutschland selbst Meisterhände lähmt und Verbote auf Beschwerden häuft, und der noch nach errungenem Frieden in den Blättern, die am *Rhein* erscheinen, fortwähren und den Wirbel der Leidenschaften erhalten wird, – dieser Sturm kann bey Gleichheit der Kräfte, Mittel und Meynungen doch in die Länge nur von solchen Zeitungen abgewendet werden, wo Muße und seltene Herausgabe eine Auswahl und Prüfung zuläßt. Tageblätter laufen immer Gefahr.

Über die Nationalzeitung der Deutschen, in: Allgemeine Literatur Zeitung. Nr. 74, März 1799, Sp. 589-591.

34. Dreizehnter Brief: Gotha

Ueber alles zu schreiben, alles laut zu kritisiren und das meiste zu tadeln, gehört überhaupt mit zu dem Geiste des Zeitalters, dünkt mir aber doch bei allem Mißbrauch, der dabei Statt findet, ein gutes Zeichen der Zeit und ein Beweis zu seyn, daß das lebende Geschlecht sich zu vervollkommen strebt, denn nur aus der Vergleichung dessen, was wir sind mit dem, was wir seyn sollen, werden wir das, was wir seyn können. Je mehr wir erkennen, wie viel uns fehlt, desto mehr werden wir im Stande gesetzt, die Fehler zu verbessern, und das allgemeine große Vehikel dieser fortschreitenden Erkenntniß ist – die Schrift; das einzige wirksame Mittel aber zur Berichtigung der Urtheile des

Tadlers wie des Lobredners, ist Freiheit im Urtheil. Mag also immerhin jeder neue Meßkatalog um Tausende von Nummern wachsen, mag das Bücherschreiber Handwerk immer fortgetrieben werden wie bisher; die Wahrheit gewinnt doch dabei mehr und mehr Land. Zwar schütten Lehrjungen, Gesellen und Pfu-scher, schon früh die Feder ergreifend, und „auf das Büchlein ein Buch mit seltner Fertigkeit pflöpfend“ ganze Lasten ihres Machwerks über die geistigen Producte der Meister aus, aber begraben können sie diese doch nicht; der Strom der Zeit reißt jene mit sich in die Tiefe, während er diese auf der klaren Oberfläche durch alle Menschenalter unversehrt fortführt.

Es ist mit dem Ideen-Umsatz, wie mit der Geld-Circulation; je schneller der Umlauf, desto größer die Nutzung. Dank sey daher dem Erfinder der Buchdruckerkunst, die diesen schnellen Umlauf hervorbrachte. Freilich kommen durch diese geschwinde Methode des Ausprägens die schlechten und falschen Münzen eben so schnell in Cours, als die Guten, und der Unkundige wird dadurch öfter betrogen. Indeß entgehen doch jene den Augen der Kenner so wenig als diese, und das Vehmgericht der Kritik ist ein sehr nützliches Beförderungsmittel einer richtigen Unterscheidung des Guten vom Schlechten, auch wenn hier und da ein Unschuldiger an den litterarischen Pranger mit ausgestellt wird. Alle geistigen Münzsorten von unächtem Schrot und Korn, denen der scharfe Stempel der gesunden Vernunft und der reine Glanz des geläuterten Geschmacks fehlt, sinken nach und nach im Werth, bis sie auf Null reduzirt, ihre wahre Bestimmung im Kramladen finden. Dieser Gang beruht so sehr auf der natürlichen Ordnung der Dinge, daß, wie mir deucht, es viel zu viel regiert sey, wenn der Staat mit seinen Devalvazions-Tabellen des Censurwesens gewaltsam eingreifen und der guten Sache nachhelfen will. Es bringt dieß nur Stockung in dem allgemeinen Ideenverkehr, und braucht schon der physische Waarenhandel zu seinem Aufblühen Freiheit unumgänglich nothwendig, wie vielmehr muß dieß beim Gedankenaustausch seyn, denn der Geist verträgt noch viel weniger Zwang. Den

Producten des Geistes ist Freiheit, was den Gewächsen Sonnenschein ist. Ueber diese Gegenstände war ich mit meinem Nachbar auf dem Postwagen, einem jungen Mann von anziehender Bildung, ins Gespräch gerathen, und die Fortsetzung der Unterhaltung mit ihm machte mir ihn je länger je mehr dem Geiste nach eben so interessant, als er dem Aeußern nach auf den ersten Blick einnehmend war. Ohne zu den intoleranten Feuer-eiferern zu gehören – sagte er unter andern – die gegen Aufklärung, Schreibfreiheit und Lesesucht unsers Zeitalters noch hier und da zu Felde ziehen, dünkt mir doch etwas Wahres in dem Tadel dieser ohnmächtigen Kämpfer gegen den unaufhalt-samen Gang des Zeitalters zu liegen, aber aus Gründen, die sie vielleicht selbst nicht ahnden. Zu vieles Lesen hindert nämlich nach meiner Meinung, das Selbstdenken, worauf doch alle wahre Aufklärung sich gründen muß. Es ist so bequem, sich von fremden Ideen zu nähren, als es ist von fremdem Brode zu essen, und nur zu leicht vergißt man über jene das eigene Prüfen und Forschen, wie man bei diesem das Selbsterwerben durch eigne Kraftanstrengung verlernt. Gelesene Ideen sind allezeit dunkler als selbst entwickelte, wenn daher weniger gelesen, aber mehr über das Gelesene gedacht und gesprochen würde, hörten wir vielleicht weniger nachgebetete Gedanken, mehr originellen Inhalt. Der Mensch hat einen unüberwindlichen Hang zur geselligen Unterhaltung, aber auch eben so viel Neigung zur Bequemlichkeit; das Buch in der Hand, auf dem Sopha sitzend, kann er beides befriedigen, aber seine ganze durch Lectüre erworbene Kultur bleibt nun auch unvollständig und einseitig. Man darf nur einen Mann von bloßer theoretischer Buchkenntniß und einen Mann von practischer Erfahrung und Sachkenntniß sprechen hören, um den Unterschied zwischen beiden wahrzunehmen; tausend Beobachtung, welche dieser gemacht und für die Anwendung bearbeitet, sind jenem unbekannt oder doch wenigstens nicht deutlich, grade wie dem, welcher Reisen in ein fremdes Land liest, aber selbst nie dahin kommt, das Land nach seiner mannigfaltigen Beschaffenheit doch immer fremd bleibt.

Die alten Griechen und Römer, welche keine Buchdruckerkunst hatten und daher wenig Schriften lesen konnten, mußten ihre Unterhaltung in den Stunden der Muße mehr im geselligen Umgang suchen. Ihr Forum, ihre Portikus waren die allgemeinen Sammelplätze dazu; – freilich Zusammenkünfte ganz anderer Art als unsre steifen Kaffee, Thee und Ballgesellschaften, oder als unsre Klubbs, Ressourcen und Harmonieen! Ohne Kunst und ohne Zwang, in dem gemischten Haufen der Bürger aus allen Klassen, floß dort die Unterhaltung über alle Gegenstände des gemeinen Lebens, über öffentliche und Privatangelegenheiten, frei und leicht; dort lasen die Staatsmänner, die Philosophen, die Dichter aus ihren Werken vor, dort stellten die Künstler ihre Kunstwerke auf, die Thaten der Nation waren dort in Gemälden, ihre Helden in Marmor verewigt und alles das, vereinigt mit dem Eindruck, den die edlere Baukunst jener weiten Hallen, jener langen Säulengänge auf das Gemüth machte, gab dem Geiste Schwung, der Unterhaltung Leben, Mannigfaltigkeit, Unbefangenheit und Solidität. Gleich interessant und nützlich waren daher jene freien Versammlungen für den Staatsmann, den Philosophen, den Künstler, den Schöngeist und selbst den gemeinen Bürger; mehr practische Ideen wurden hier entwickelt, mehr Gleichförmigkeit der Bildung, mehr Gemeingeist der Gesinnungen hervorgebracht. Ganz anders ist alles dieß bei uns. Wir leben, obgleich im Staate vereinigt, doch weniger für den Staat; wir befinden uns zwar sehr oft in Gesellschaft, aber doch immer beschränkt durch die Beschaffenheit des Zirkels oder durch die Fesseln, welche die Konvenienz der Unterhaltung anlegt. Es sind eben so viel verschiedene Stufen der Bildung als es verschiedene Stände giebt, und jeder Stand von dem andern getrennt, macht eine eigne Kaste aus; Handwerker, Kaufmann, Gelehrter, sind durch schwer zu übersteigende Veräunungen von einander abgesondert; ein Theil schreibt blos, ein Theil liest blos, ein Theil handelt blos und jeder wird am Ende, statt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, selbst zu einem Abdruck seines Geschäfts und seiner

Wissenschaft. Da überdem ein großer Theil der Bildung fürs Leben durch bloßes Lesen erworben wird, die meisten Schriften aber, deren man sich hierbei bedient, der Phantasie viel mehr Nahrung geben als dem Verstand, so lernen wir viel mehr mit Bildern spielen, als nach deutlichen Einsichten urtheilen, und unsre gesellige Unterhaltung nimmt dann eben diesen Geist an; bald ist ihr Ton blos tändelnd und witzig, bald schwärmerisch und empfindelnd, bald pedantisch und dozirend; alles mehr mit entlehnten Phrasen als mit selbst entwickelten Gedanken. Der wahre gute Ton, welcher Unbefangenheit und Fröhlichkeit mit Würde, Ernst mit Anmuth paart, ist selten in größeren Gesellschaften anzutreffen, ist allenfalls nur in dem kleinern Kreis der Geschäftsmänner von Bildung, der Freunde voll Herzlichkeit, war hingegeben (nach meiner Vorstellung der Dinge) häufiger und allgemeiner bei den Alten zu Hause, die, wie Schiller sagt, zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophirend und bildend, zugleich zart und energisch, die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft zu einer herrlichen Menschheit vereinigten. –

Indeß, so wahr dieß alles ist, so unmöglich ist es vielleicht, daß hier etwas geändert werden kann. Klima, Staatsverfassung, Volks-Character, allgemeine Sitte und endlich die ganze schreibende, lesende und Buchhandel treibende Welt, stemmen sich mit ihrer Selbstsucht und ihren Leidenschaften dagegen. An einer Kette, die nicht zerrissen werden kann, läuft der Gang unsrer Bildung durch alle Verhältnisse der Zeit hindurch, und folgen wir nur diesem Gang ruhig nach; er wird uns, trotz aller Krümmungen, dem Ziele noch näher bringen als Griechen und Römer ihm gekommen sind, die in der bildenden Kunst und in der anmuthigen Lebensweise zwar die höchste, von uns noch unerreichte Stufe erstiegen, dagegen aber in so mannigfaltigen tieferen wissenschaftlichen Kenntnissen und Kunstfertigkeiten hinter uns zurück geblieben sind. Wenn Griechen und Römer einst, der Form nach, vollendeter waren, so sind wir es schon jetzt, dem Wesen nach, und die Ueberkleidung desselben mit schönen Formen ist ein leichter Schritt zur Vollendung.

Noch tauschte ich mit dem jungen Künstler – er war ein Maler – manche Idee über diese Gegenstände aus, als wir, eine halbe Stunde von Gotha das Schloß und die Sternwarte seitwärts auf einem Hügel zu Gesichte bekamen. Ehrwürdig und herzerhebend ist der Anblick, den dieser Tempel Asträens¹²¹ gewährt, wie er auf dem höchsten Punct der ganzen Gegend so allein da steht, als gehörte er der Erde eben so wenig an, als sein Bewohner, der mit bewaffneten Auge die Himmel durchwandelt; und nicht minder schön ist dabei der Gedanke, daß der edle Fürst selbst, der ihn baute, ein Preister [sic!] in diesem Wohnsitz der Weisheit ist. Diese Liebhaberei des Herzogs macht auch, daß diese Sternwarte an zweckmäßiger Einrichtung und an Güte der Instrumente vielleicht die vorzüglichste Anstalt dieser Art in ganz Deutschland ist.

Die Stadt Gotha erblickt man von der Erfurter Seite her nicht eher, als bis man an dem Thor derselben ist; denn sie liegt am jenseitigen Abhang des Hügels, den man vor sich hat, und auf welchem das Schloß steht. Dieses Schloß präsentirt sich mit seinen weißen schimmernden Wänden und vielen Fenstern ganz schön und hat eine freie Aussicht über die weite Gegend und in die Hauptstrassen der Stadt. Wenn man auf der Seite von Erfurt her etwas näher kommt, führt ein breiter Sandweg, von dickbelaubten Linden beschattet, nach der Stadt und dem Schloß vor diesem ist ein freier Platz, welcher jetzt zu einem Park umgeschaffen wird; in der Nähe zeichnete sich das Palais des Erbprinzen durch seine geschmackvolle Bauart aus. Ein herrschaftlicher Garten, Ställe und Remisen liegen in einiger Entfernung um das Schloß her.

Bei der, übrigens mit Recht so gerühmten und gar nicht zu verkennenden Humanität des Herzogs hätte ich erwartet, daß der Eingang in das Innre des Schloßhofes weniger streng verboten wäre. Kein Fremder darf dieses Allerheiligste betreten. Die bärtigen Schildwachen an den Thoren weisen zwar höflich aber unnachgiebig jeden zurück, der sich nicht mit einem bestimmten Geschäft legitimiren kann. Sogar auf dem freien Platz rund

um das Schloß zu gehen, erlaubten wenigstens damals die aufgestellten Schildwachen nicht; und doch findet man im Uebrigen keine Spur von steifem Ceremoniell und von slavischem Geist, wenn der Herzog oder seine Kinder öffentlich erscheinen. Vielleicht also, daß eine besondere Ursache zu jener strengen Bewachung des Schlosses – sonst ein charakteristisches Merkmal despotischer Regierungen – Anlaß gegeben hat.

So sehr der Herzog Freund und Beförderer der gelehrten Wissenschaften ist, so wenig scheint er den schönen Künsten hold zu seyn. Er erlaubt durchaus keine Schauspiele in seiner Residenz; auch öffentliche Concerte sind selten. Eine Bildergallerie und andere ähnliche Sammlungen älterer und neuerer Werke der schönen Kunst sucht man hier vergebens; nur ein ziemlich reiches Münzkabinet und eine gute Bibliothek besitzt der Herzog. Aus jenen Ursachen und weil überdem wenig Handel und Fabrikwesen hier getrieben wird, auch sonst der Hof keinen großen Prachtaufwand macht, ist diese kleine Residenz wenig lebhaft. Ein großer Schuhfabrikant Meyer, der sehr beträchtliche Versendungen an Schuhen durch ganz Deutschland macht; die große Ettingerische Buchhandlung und eine ansehnliche Englische Waarenhandlung machen die meisten Geschäfte hier. Ausserdem ist ein Leinweber hier, der die hanfnen Schläuche, wie sie jetzt bei den großen Feuerspritzen gebraucht werden, aus dem Ganzen zu weben erfand, indem er durch eine künstliche Vorrichtung eine doppelte Kette anbrachte, durch welche er den Schützen bald oben, bald unten durchschießt; im Fache der Industrie, und im Fache der Litteratur, der berühmte Volkschriftsteller Becker, bemerkenswerth und interessant. Letzterer theilt das Schicksal so vieler verdienstvoller Männer, indem er das Sprüchwort „der Prophet gilt nirgends weniger als in seinem Vaterland“ bestätigt.

Unleugbar ist Becker einer der tiefeingreifendsten Volkslehrer unsrer Zeit, und ein Mann der den Genius des Zeitalters mit Klugheit zu seinem Vortheil zu benutzen, aber dabei zugleich mit patriotischen Eifer den großen ungebildeten Haufen zur

Humanität geschickt hinzuleiten versteht; der also Gemeinnützigkeit mit Privatinteresse auf eine sehr erlaubte Art verbindet. Daß er sich dessen ohngeachtet viele Neider und Feinde zuzog, lag in der Natur der Sache und in der Denkungsart gewöhnlicher Menschen. Er erwarb sich Vermögen, das erregte den Neid, er zog schlechte Handlungen vor den Richterstuhl der Publicität, das machte ihm Feinde. Keine Rolle beinahe ist schwerer, kein Geschäft erfordert mehr moralische Vorsichtigkeit, mehr historische Strenge, mehr politische Klugheit, als das eines Volkslehrers und moralischen Zeitungsschreibers. Hier sind die Grenzlinien der Publicität so fein, daß ein sehr scharfes und geübtes Auge dazu gehört, gesetzwidrige Verletzungen des Namens einzelner Personen – gleichviel ob sie gut oder schlecht sind – von erlaubter Rüge ungerechter und schändlicher Handlungen immer richtig zu unterscheiden. Es sind ferner hier Täuschungen und historische Fehler oft so schwer zu vermeiden, daß es gewiß eben so lieblos als ungerecht ist, dem Manne dem gemeines Wohl, als coordinirter Zweck bei seinen Handlungen und Aeüßerungen doch stets vor Augen schwebte, und dem sein rechtmäßiger Gewinn dabei durch das Mühsame des Geschäfts genug erschwert wird, einen mehr oder weniger verschuldeten Irrthum als hohes Verbrechen anzurechnen und über Einen Fehler, der wohl Einmal geschieht, alles Gute und Nützliche, dessen so viel geschah, ganz zu vergessen. Denn daß des Guten viel durch die Beckerschen Volkszeitungen und Volksschriften bereits gestiftet worden ist, und noch ferner gestiftet werden wird, kann nur gallsüchtige Intoleranz leugnen. Der Ton und die Anzahl der Zeitungen und Volksschriften einer Nation geben einen richtigen Barometer ihrer Kultur ab; und hiernach ist vorzüglich durch die Beckerschen Institute für Deutschland noch eine Periode zu hoffen, wo jener Barometer auf einen sehr hohen Grad des Lichts und der Klarheit stehen wird.

Dreizehnter Brief: Gotha, in: Briefe auf einer Reise durch Thüringen und Hessen geschrieben von einem wandernden Helvetier im Jahr 1800. Altenburg und Erfurt 1801, S. 102-117.

Akademische Bildung

Die Universität Jena wurde durch die Berufung führender Wissenschaftler um 1800 zu einem geistigen Zentrum. Goethe, der als Geheimer Rat auch für organisatorische Belange der Universität zuständig war, hatte sich gezielt für die Berufung von Professoren, die einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der zeitgenössischen Wissenschaften leisteten, eingesetzt. Innerhalb eines Jahrzehnts versammelten sich zum einen bemerkenswerte Größen der Geisteswissenschaften in der Stadt an der Saale. Hegel, Fichte und Schelling, Voß, die Gebrüder Schlegel und Friedrich Schiller lehrten in Jena. Die Liste ihrer Schüler in dieser Zeit ist nicht weniger beeindruckend: Novalis, Hölderlin, Brentano, Fröbel und Arndt saßen in den Vorlesungen. Zum anderen erlebten die Naturwissenschaft in dieser Zeit eine ungeheure Blüte, was die bedeutendsten Forscher auf den Plan rief. Zusammen mit einem hochrangigen Zirkel an Philosophen errang die Universität Jena für kurze Zeit einen intellektuellen Führungsanspruch unter den deutschen Universitäten.

35. Aufwendungen eines Studenten an der Universität Jena 1798

Für Logis jährlich	24 Rthlr.
Für Aufwartung	4 Rthlr.
Drey Jahrmarktsgelder ¹²² zu Hause und am Tische	3 Rthlr.
Mittagstisch	52 Rthlr.
Abendstisch	40 Rthlr.
Licht	4 Rthlr.
Holz	10 Rthlr.

Kaffee und Bier	12 Rthlr.
Taback	8 Rthlr.
Friseur	6 Rthlr.
Wäscherin	6 Rthlr.
Stiefelwichser	8 Rthlr.
Schuster, Schneider	15 Rthlr.
Papier, Siegellack, Briefporto	4 Rthlr.
 Gesamt	 196 Rthlr.

Hans Eberhardt: Aufwendungen eines Studenten an der Universität Jena 1798, in: Hans Eberhardt: Goethes Umwelt. Forschungen zur gesellschaftlichen Struktur Thüringens. Weimar 1951, S. 98.

36. Berufung von Friedrich Schiller nach Jena

Johann Wolfgang Goethe an das Geheime Consilium, 9. Dezember 1788

Gehorsamstes Promemoria.

H[err] Friedrich Schiller, welchem Serenissimus vor einigen Jahren den Titel als Rath ertheilt, der sich seit einiger Zeit theils hier theils in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Nahmen erworben, besonders neuerdings durch eine Geschichte des Abfalls der Niederlande von der Spanischen Regierung Hoffnung gegeben, daß er das Historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist; so gerieth man auf den Gedancken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie neue Vorteile zu verschaffen.

Er wird von Personen die ihn kennen auch von Seiten des Charackters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig und man kann glauben daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.



Abb. 5: Erich Kuitan, *Schiller auf dem Weg zu seiner Antrittsvorlesung* (1909/1910)

In diesen Rücksichten hat man ihn sondirt und er hat seine Erklärung dahin gegeben: daß er eine auserordentliche Professur auf der Jenaischen Akademie anzunehmen sich wohl entschließen könne, wenn auch selbige vorerst ihm ohne Gehalt konferirt werden sollte. Er würde suchen sich in der Geschichte fest zu setzen und in diesem Fache der Akademie nützlich zu seyn.

Endesunterzeichneter hat hierauf, da es in Gotha Gelegenheit gab von Akademischen Sachen zu sprechen, sowohl Serenissimo nostro et Gothano als auch H[errn] Geh. R[ath] v Franckenberg die Eröffnung gethan und der Gedancke ist durchgängig gebilligt worden, besonders da diese Acquisition ohne Aufwand zu machen ist.

Serenissimus noster haben darauf Endesunterzeichnetem befohlen die Sache an Dero geheimes Consilium zu bringen, welches er hiermit befolget und zugleich diese Angelegenheit zu gefälliger Beurtheilung und Beschleunigung empfiehlt, damit mehrge-

dachter Rath Schiller noch vor Ostern seine Anstalten und Einrichtungen machen und sich als Magister qualificiren könne.

W[eimar] d. 9. Dec. 88. / JWvGoethe

Berufung von Friedrich Schiller nach Jena (Johann Wolfgang Goethe an das Geheime Consilium, 9. Dezember 1788), in: GAS II,1. S. 139-140.

37. Jenenser Studenten. Gries

1798

Wir waren in dem Schwarzen Bären abgestiegen, und schon am ersten Abend unserer Ankunft sollte ich mit meinem Freunde einen Auftritt erleben, welcher uns an die noch damals herrschende Roheit der Studenten erinnerte.

Eine Stadt, in welcher man sich länger aufhalten will, die uns eben deswegen durch eine bedeutungsvolle Zukunft wichtig erscheint, hat, wenn man sie betritt, in den ersten Momenten etwas Geheimnisvolles, ja Beängstigendes. Sie scheint mit ungewissen Verhältnissen geschwängert und schon mit dem ersten Moment unser nächstes Schicksal in sich zu schließen. Ich fand im Gasthofe meinen Freund, der schon einige Tage früher angekommen war. Er beklagte sich vorzüglich über das schlechte Essen, welches in der Tat für den Nordländer, der an kräftige und nahrhafte Speisen gewohnt war, abschreckend genannt werden konnte. Wir unterhielten uns, da wir einige Zeit getrennt gewesen waren, lebhaft; ein jeder hatte dem andern genug zu erzählen. Es ward dunkel, ich blickte in die mir fremde Gegend hinaus, und eine unruhige Ahnung von dem, was ich hier innerlich und äußerlich erleben konnte, durchschauerte meine Seele. Da hörten wir in der Ferne ein lautes Getümmel, schreiende Stimmen von mehreren Menschen; sie wälzten sich dem Gasthofe immer näher, wurden immer lauter. Man hatte uns kurz vorher Licht gebracht, und als die laute Menschenmasse sich näherte,

stürzte der Kellner herein, um uns warnend zu bedeuten, daß wir die Lichter auslöschen möchten. Wir fragten neugierig, warum? und was die schreiende Menge wolle. Daß es Studenten waren, vermuteten wir freilich. Der Kellner erzählte uns nun, daß die Studierenden dem damaligen Prorektor, Professor A., mit dem sie unzufrieden waren – ich weiß nicht warum –, ein Perea¹²³ bringen wollten. Das Geschrei von einigen hundert Studenten ward nun immer vernehmlicher. Licht aus! wurde gerufen, und wir hörten einzelne Fensterscheiben klirren, wenn der Warnung nicht schnell genug Folge geleistet wurde. Ich gestehe, daß dieses Ereignis, welches uns gleich, sowie wir nach Jena kamen, verhängnisvoll entgegentrat, mich sehr trübe stimmte. Das war es nun freilich nicht, was mich nach Jena hingezogen hatte; diese Stimmen waren nicht die, welche ich hier zu vernehmen wünschte und erwartete, und die erste Nacht brachte ich keineswegs angenehm zu. Nachdem ich mich in meiner Wohnung eingerichtet hatte, besuchte ich Gries. Er hatte seine Studien vollendet und eben die juridische Doktorwürde erhalten. Er war einer der genauesten Freunde von Rist, und erwartete meine Ankunft. Seine Übersetzung des Tasso¹²⁴ war schon weit gediehen. Er selbst mit seiner kleinen Gestalt, seiner südlichgelben Gesichtsfarbe, lebhaft und freundlich aus den kleinen Augen herausblickend, kam mir herzlich entgegen. Seine Stube war sauber, ja mit einer gewissen Eleganz eingerichtet. Alles um ihn her war in der größten Ordnung; die Zierlichkeit und Anmut seiner Sprache drückte sich durch seine Person, obgleich er keineswegs schön war, wie durch seine Umgebung aus. Er spricht leise und hatte etwas Weichliches in seinem Betragen; aber nach dem rohen Empfange war mir diese stille Ordnung höchst wohlthuend, und es wurde mir recht klar, wie auf den deutschen Universitäten die ungleichartigsten Elemente dicht nebeneinander liegen.

Henrik Steffens: Jenenser Studenten. Gries, in: Henrik Steffens: Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik. Hg. von Friedrich Gundelfinger. Jena 1908, S. 88-90.

38. Berufung Friedrich Wilhelm Schellings als a.o. Professor der Philosophie nach Jena

Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt, 29. Mai 1798

Wir waren beyderseits immer geneigt den Doctor Schelling als Professor hierher zu ziehen, er ist gegenwärtig zum Besuche hier und hat mir, in der Unterhaltung, sehr wohl gefallen. Es ist ein sehr klarer, energischer und nach der neusten Methode organisirter Kopf, dabey habe ich keine Spur von Sanscülotten-Tournüre¹²⁵ an ihm bemerken können, vielmehr scheint er in jedem Sinne mäßig und gebildet. Ich bin überzeugt daß er uns Ehre machen und der Academie nützlich seyn würde. Ich will etwas näher hören ob er wirklich die Absicht hat.

Jena am 29 May 1798.

Berufung Friedrich Wilhelm Schellings als a.o. Professor der Philosophie nach Jena (Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt, 29. Mai 1798), in: GAS II,2. S. 568.

39. Dorothea Michaelis-Veit-Schlegel an August Wilhelm Schlegel, 28. Oktober 1800

Jena, den 28. Oktober 1800.

Ich habe von Friedrich den Auftrag bekommen, Ihnen auf alles zu antworten. Sie können denken, wie der tiefe Freund sich immer mehr in die Tiefe versenkt bei seinem tiefsinnigen Geschäft und wie es ihm Zeit und Gedanken hinnimmt. Die Publika waren beträchtlich voll, nach der geringen Anzahl der Studenten. Gestern haben seine Vorlesungen angefangen, soeben ist er zur zweiten gegangen; wir haben beidemal zwischen 60 und 80 gezählt. Gesetzt, es fallen auch noch zehn zurück und einige Freibeuter, so bekömmt er es dennoch gut

genug bezahlt; es melden sich doch auch jeden Tag einige Herren mit Laubtälcherchen. Es wäre vielleicht zu wünschen, er arbeitete seine Vorlesungen gleich ordentlich aus, so könnte er sie alsdann ohne Zeitkosten drucken lassen. Das kann er aber nicht; er improvisiert sie durchaus und nimmt nichts mit aufs Katheder als ein Quartblättchen mit += $\angle$ und solcherlei Krakelfüße, wie Sie schon aus seinen Heften kennen. Der Beifall ist übrigens geteilt: viele klagen, sie verstünden ihn nicht; diese aber sind gerade die weitläufigsten Beurteiler, wie natürlich. Kommen Sie nur recht bald, damit Sie ihn hören, er wünscht es herzlich. Was befremdend ist, seine persönliche Erscheinung, Stimme, Sprache und Anstand wird gerühmt. Man denke! — — — Der „Florentin“ wird wirklich gedruckt zu meiner großen Angst. Wollte doch Gott, wir könnten dasselbe von der „Lucinde“¹²⁶ sagen. Doch hat der Freund das Dichten nicht verlernt trotz seinem jetzigen Philosophieren. Den Freitag war mein Geburtstag, da hat er mir drei Gedichte gemacht: zwei Sonette, die vor den „Florentin“ gedruckt werden, und noch ein Gedicht, das ich hier beilegen werde, wenn mir Zeit zum Abschreiben bleibt. Es ist nämlich auf einen welken Veilchenkranz, den Auguste einst für ihn gewunden, und den er mir überreichte. Es ist göttlich! Und ist es nicht wieder der ganze Friedrich, der mir unter einer großen Menge der herrlichsten Blumen, Früchten, schönen Flammen und Musik dieses rührende Andenken gibt — ein Totenopfer im vollsten blühendsten Leben! Ja, so ward mein Geburtstag begangen. Wären sie doch zugegen gewesen, unser Entzücken und der innige goldene Frieden hätten Sie gewiß herzlich mit den Familienfesten ausgesöhnt. Wenn Sie wieder bei uns sind, will ich es Ihnen umständlich erzählen. Sie sollen sich schon freuen. — — —

Wie aber der Friedrich ins Philosophieren hineingeraten ist, darüber muß ich Ihnen was Possierliches erzählen. Gestern Abend schlief er auf dem Sofa ein, und wie es spät ward, und ich ihn weckte, sagte er noch halb träumend: „Ja, ja, ich werde mich gleich analysieren“ und wiederholte dies, da ich entsetzlich

lachte, wohl noch einigemal ganz ernsthaft. Kommen Sie bald und wohnen Sie bei uns, es ist recht artig und freundlich hier. Adieu lieber Freund.

*Dorothea Michaelis-Veit-Schlegel an August Wilhelm Schlegel,
28. Oktober 1800, in: FdR, S. 194-196.*

Liebe und Ehe

Schon die Streitschriften zur Moral und die schier endlose Liste der moralischen Erbauungsliteratur lassen den Schluss zu: Das 18. Jahrhundert war keineswegs so sittlich wie sein Ruf. Dies galt nicht nur für die freiheitlich-unkonventionell gesinnten Mitglieder des Schlegelkreises (Texte 44 und 45). Die Liebe ist eines der Hauptthemen der Zeit. Die ‚romantische‘ Generation brach mit Konventionen, integrierte Schwärmereien, Liebschaften, Ehebrüche und Scheidungen (Text 41) in den eigenen Lebenslauf. Öffentliche Skandale waren die Folge. Dass die Konzepte zu einer freien Lebensgestaltung (vgl. die Texte im Band 23; Abschnitt über Friedrich Schlegels ‚Lucinde‘) eher theoretischer Natur waren, merkte man deutlich an den Reaktionen auf den Bruch Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schellings mit August Wilhelm Schlegel zugunsten des genial kantig-schwäbischen Schellings. Die Empörung darüber – gerade der engsten Freunde – kann man aus den Zeugnissen zum Tod von Carolines Tochter Auguste Böhmer entnehmen. Sie werteten deren Tod, der nur kurze Zeit nach Carolines Partnerwechsel eintrat, als Beweis für die Unsittlichkeit ihres Lebenswandels. Die freiheitlichen Lebensentwürfe, denen aufgrund der gesellschaftlichen Zwänge ohnehin nur eine geringe Chance beschieden gewesen wäre, scheiterten denn auch an der eigenen Borniertheit der Mitglieder des Schlegelkreises.

40. Heiratsgenehmigung für den Jäger Blumenstein

**Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt,
3. Juli 1793**

Seit dem Anfange der eigentlichen Belagrung haben unsre Jäger auf ihrem gewöhnlichen Posten weniger Gefahr als vorher. Es wollte einigen gar nicht schmecken. Einer der sich ziemlich gut gehalten hat Nahmens Blumenstein hat um den Trauschein gebeten, er lebt schon lange mit einem Mädchen die Güntherinn heißt. Durchl sind geneigt ihm zu willfahren, hätten Sie wohl die Gütigkeit zu sorgen? daß dem Mädchen das er schwanger zurückgelaßen biß zu seiner Rückkunft von Stadtraths wegen kein Leid geschehe. Es gehen jetzt soviel Weltbürger zu Grunde daß man den neu eintretenden wohl ihre Ankunft facilitiren kann. [...]

Heiratsgenehmigung für den Jäger Blumenstein (Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt, 3. Juli 1793), in: GAS II,1. S. 324.

**41. Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Karl
Gustav von Brinkman, 2. Februar 1799**

Seit 3 Wochen bin ich, nach vielen Contestationen, Scenen, – nach manchem Schwanken, und Zweifeln – endlich von V.¹²⁷ *geschieden*, und ich wohne allein – aus diesen Schiffbruch, der mich von einer langen Sklaverey befreit, habe ich nichts gerettet, als eine sehr kleine revenue, von der ich nur äußerst sparsam leben kann, vielen guten, frohen Muth, meinen Philip, einige *Menschen*, mein Klavier, und das schöne bureau, den ich von Ihnen¹²⁸ habe, und vor den ich Ihnen jezt schreibe – da haben Sie in wenigen Worten alles was ich nun *besitze* – aber wie soll ich Ihnen alles herrechnen was ich *los geworden* bin? – Jezt, jezt wünscht ich Sie wären wieder einmal in unsrer Mitte! Sie

thäten mir grausames Unrecht lieber Freund wenn Sie nicht recht überzeugt wären, daß ich oft, sehr oft mit der freundschaftlichsten Theilnahme Ihrer gedenke, ich wenigstens, habe den festen Glauben, daß, wären Sie jetzt hier, ich dürfte Sie mit den zu der kleinen Zahl auserwählten zählen, die ich bei dieser Gelegenheit bewährt gefunden habe, und würdig meine Freunde zu heißen. O lieber Brinkmann! ich habe manche Menschen kennen gelernt bei diesen Vorfälle, der meine ganze Wachsamkeit erforderte – meine lange Unthätigkeit verhinderte es bis jezt: es war mir nichts wichtig genug es zu untersuchen, nicht einmal die Menschen die sich meine Freunde nannten – wenn ich auch nur diesen Vortheil davon hätte, es wäre schon der Mühe werth! – Wie durch einen Zauberschlag kam mir Ihr Brief gerade jezt, in einen Moment, wo ich seit langer langer Zeit wieder einmal recht lebhaft, recht tief im Herzen das Bedürfniß fühle, alles was mir lieb, was mir werth ist recht eng um mich zu versammeln, und mich meines erworbenen, meines kostbaren Eigenthums zu erfreuen; wie eine freygelassne, die nun erst etwas ihr eigen nennen darf, nachdem sie sich selbst angehört; und nun mit eifersüchtiger Sorgfalt es bewacht. Denken Sie sich mein Gefühl, so lange ich lebe, ist dies das erste Mal, daß ich von der Furcht frei bin, eine unangenehme Unterhaltung eine lästige Gegenwart, oder gar eine demütigende Grobheit ertragen zu müssen. Kaum fühle ich mich noch recht – noch bis jezt ist mir es wie einer, der lange eine große Last getragen, er glaubt sie noch zu fühlen nachdem er ihrer schon längst entledigt ist. Jezt bin ich was ich längst hätte sein sollen lieber Freund! jezt bin ich glücklich, und *gut* – *keine Gruseley* mehr, keine Beschämung vielleicht würden Sie mich auch nicht mehr so hart finden, ich lebe in Frieden mit allem was mich umgiebt! – Es war noch eben Zeit – hätte ich diesen letzten glücklichen Moment nicht fest gehalten, und benutzt, so wäre es dann zu spät gewesen, und – glauben Sie mir – ich hätte es nicht ertragen – was die Welt ein geehrtes Alter nennt, wäre für meine Überzeugung ein schmachvolles Alter gewesen, und dies wollte

ich nicht erleben – *mein Tod* war beschloßen wenn ich hätte unwürdig leben müssen! Diese innere Nothwendigkeit hat mich bestimmt einen Schritt zu thun, der wie Sie län[g]st denken werden die öffentliche Meynung gegen sich hatt – vielleicht wird selbst bis nach Paris allerley drüber geschrieben werden – von allen Motiven die man mir unterschieben wird glauben Sie nichts, als was ich Ihnen hier darüber geschrieben – ich habe nach meiner Überzeugung gehandelt; daß ich es bis jezt (noch) nicht gethan habe, ist unverzeihlich von mir, zu meiner Vertheidigung kann ich nur das einzige anführen, das ich bis jezt meine Rechte eigentlich gar nicht kannte, die Freunde denen ich mich entdeckte nicht meiner Meinung waren so daß ich mich fürchtete ganz allein stehen zu müssen – Schlegel, Schleyermacher, und die Herz haben mich jezt redlich unterstützt – und nun erzählt man sich freylich vieles – Wären Sie doch hier lieber Freund! Unsre kleine Coalition hat freihlich recht viel Verstand – aber an Weltklugheit fehlt es uns beinah allen von Ihnen würde ich lernen – Ihren guten Rath würde ich oft in Requisition setzen! Daß Jette nach Wien reist um dort ihre Selbständigkeit an sich, und ihre Pädagogik an andrer Leute (Kinder) zu probiren, das wissen Sie vermutlich schon durch sie selbst – ich würde ihre Entfernung von mir nicht so ruhig zu gegeben haben, wenn ich nicht dächte, daß es ihr im Grunde doch nicht schaden kann ihre Kräfte zu versuchen, da sie besonders in so guten Händen geräth – daß sie so bald sie will zu mir zurück kehren kann, und es doch alsdann vortheilhaft für uns beyde sein wird, wenn sie gelernt hat etwas ernsthaftes auszuführen – ich werde doch auch auf irgend eine Unternehmung sinnen müssen, wodurch ich meine Einkünfte etwas verbeßere; und das können wir ja dann gemeinschaftlich beßer, als einzeln. Wären Sie doch hier, und könnten uns aussinnen helfen! wenigstens lachen helfen, über die tausend närrische Pläne.

So weit war ich mit meinen Brief an Sie ich versäumte die Post, und unter der Zeit erzählte mir ein Doktor *Weishar*¹²⁹ aus Paris: „daß Herr v. Brinckman mit ihm an ein und denselben Tag aus

Paris gereist, und wahrscheinlich jezt in Stockholm seyn würde – mein Brief mußte also liegen bleiben, wohin hätte ich ihn schicken sollen? und nun kömmt Ihr zweyter lieber freundschaftsvoller Brief! Dank recht herzlichen Dank mein geehrter Freund! Welchen frohen Eindruck hat er mir verursacht – wirklich ist mir jezt wie einem, der unter den Trümmern seiner zerstörten Hütte, (viel) Schätze und Kleinodien findet – wie unendlich reich finde ich mich, und jeder Tag bringt mir neue Freuden, und keine geht verloren! – Sie wollen mir keinen Rath geben? Sie würden schon wollen müssen, wären Sie nur hier, der Rath eines Freundes wie Sie, der so schön Theil nimmt, und nicht *urtheilt*, und *verurtheilt* zugleich Zeit, ist etwas kostbares das Sie mir nicht entziehen dürften – Ja wären Sie nur hier! – ich habe so ganz leise vernommen, daß es nicht ganz vergebliche Wünsche bleiben dürften, Sie vielleicht bald wieder hier zu sehen. – So ist denn ihre Ahndung nur zu gut eingetroffen armer Brinkman! Sie finden das nicht, was meine voreiligen Hoffnungen Ihnen als so gewiß verhießen. – So ist alles was ich dachte damals wirklich nur ein Traum? – Sie kennen mich, Sie werden wissen wie mir dabey zu Muthe ist – meine Trauer (gilt) aber nur (dem) allgemeinen (Unglück) lieber Freund! ich bedauere Sie freilich, daß Sie eine so schöne Zeit Ihres Lebens in Verhältnissen zubringen müssen, die Ihnen unangenehm sind, aber ich glaube doch noch immer, das Ihnen der Aufenthalt in Paris erstaunlich viel werth seyn muß, und daß Sie ihn am Ende doch recht gern mit einigen Unannehmlichkeiten werden erkaufte haben – schmähen Sie nicht lieber Brinkman, über meinen Eigensinn, meine Sophistereyen, und was war es doch noch Alles! – Tüchtig schimpften Sie auf mich, wenn ich Ihnen sonst so etwas sagte; das Ihnen aber jezt Ihre Erfahrung mehr Recht noch zu schimpfen giebt, das hoffe ich soll Sie eben recht weich recht großmütig und vorsichtig machen! – *Bald* müssen Sie aber wieder her kommen wenn Sie mich noch finden wollen, es kann seyn ich verlaße Berlin in einiger Zeit; doch auf keinen Fall auf immer! – meine revenue ist sehr klein, und Berlin ist ungeheuer

theuer, wenn man nur mit einiger Annehmlichkeit hier leben will! – Besonders möchte ich gern irgendwo hin wo es nicht so lange Winter ist, mir ist eine schönere Natur sehr nothwendig – und der Winter ist hier, hart, lang und ertödtet. – Sie sehen, ich schreibe Ihnen blos von mir Neuigkeiten, und was sonst noch für Sie interessant wäre, das werden Sie wohl von Ihren geistreichen Correspondentinnen erfahren. Belohnen Sie mich, und schreiben Sie mir nun recht viel von sich, und recht aufrichtig. F. v. Berg¹³⁰ und ihre überaus liebenswürdige Tochter habe ich vorigen Sommer kennen gelernt; bey einer so kurzen Bekanntschaft habe ich aber genugsames Interesse gefunden, um zu bedauern daß wir uns nicht näher kommen werden. – Nichts *Inerliches* was uns trennt hoffe ich; bloß Conventionen, Stand und das Leben diesseits! –

Schlegel schreibt jezt vortrefliche Sachen; im Athenäum¹³¹ – einen Roman – das sind die wirklichen – Plane hat er unendlich, und auch zu lauter unendlichem. Welch eine vortrefliche Seele ist dieser Schlegel! von ihm Ihnen zu schreiben, wäre ein vergebliches Bestreben. Sie kannten ihn etwas, Sie ahndeten in dieser kurzen Bekanntschaft manches – wenn Sie aber so wie ich um ihn wären, und so nah der Entwicklung dieser reichen üppigen Fülle von Geist, Seele und Leben. Beneiden Sie mich immer um diesen Genuß – oder noch besser kommen Sie und theilen Sie ihn – mit Tieck lebe ich viel, und schätze ihn ungemein hoch. Grüßen Sie doch Humbolds, den D. Veit und den Bildhauer Tieck, auch meinen Bruder wenn Sie ihn sehen.¹³² Humbolds ganz besonders. – Schlegel hat mir aufgetragen Sie herzlich zu grüßen, er schreibt Ihnen gewis bald.

den 2ten Februar 1799. / Die Ihrige D.V.

Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel an Karl Gustav von Brinkman, 2. Februar 1799, in: KFSA 24, Nr. 133, S. 223-226.

42. Clemens Brentano an Sophie Mereau, 5. Februar 1799

Denke sie, in kalten ernsten Stunden, wenn ihre Leiden Ihre Armuth in den Freuden sie allein beschäftigt doch an mich, reimen sie die Bruchstücke meiner beßern und unwürdigeren Erscheinung zusammen, fällen sie ein kaltes strenges Urtheil über mich, von keiner Welle meines Schimmers, von keiner Genügsamkeit, keinem Mitleid, keiner Schonung bestochen, bleibt dann noch ein Schatten der Idee die dunkel, aber innig, in der Dämmerung ihres Herzens lebte, bleibe ich ihnen dann noch lieb und wehrt, o so muß ich ein außerwählter sein, in dem sich auch ein kleiner Stral der Flamme der Göttlichkeit bricht, die so sparsam die Seelen erleuchtet.



Abb. 6: Porträt Clemens Brentano (1778-1842)

Verzeihen sie daß ich es wage über Dinge mit ihnen zu sprechen, die nie die nur von ihnen gefühlt und gesagt werden konnten. Es kann nicht Liebe sein, waß ich fühle, oder habe ich sie nie gekannt, muste ich in der Nähe ihres Zaubers treten, muste ihr Reiz meinen zur Erde gesenkten Blick entfeßeln, um in dieße Sonne zu schauen, und in mich selbst zurück zu taumeln, in der dunkeln Schwermuth meines Herzens Erholung vom Glanze zu finden. Es ist ein schreckliches Gefühl zu sprechen, und stumm zu sein, ach glauben sie immer nur aus Mitleid daß ich sie liebe, unaußsprechlich liebe, Schonung, Genügsamkeit, kein kaltes Urtheil, ich bitte um der Göttlichkeit willen, die nur in diesem Gewande den Menschen näher treten kann. O dürfte ich Wahr, ohne Zagen, gewiß mir zuflüstern. Du liebst mich.

Clemens Brentano an Sophie Mereau, 5. Februar 1799, in: CBWB, Bd. 29. S. 159-160.

43. Clemens Brentano an Sophie Mereau, 21. Mai 1799

Es ist sonderbar, daß Menschen, die sich so schätzen, daß sie sich Dinge vertrauen, die sie kaum denken können, über einzelne Züge im Umgange unter einander, sich wundern sich kränken können, ich finde dieß in dießem Augenblike, und ist es von einer Seite Schmeichelei so ist es doch auf der ihrigen Wahrheit, daß ich es folgendermaßen entwiklen kann. Bei uns beiden ist dieß wohl der Fall weil wir uns sehr früh mit der größten Gehaltvollsten Seite berührt haben. Es ist mir ein beruhigendes Gefühl, daß mich so oft falsch beurtheilen, und daß sie mich doch so nahe zu sich stellten, denn nur so wird mir die Hoffnung ihnen je das volle Licht, die seelige Empfindung fremder Größe die sich in uns spiegelt zurückstralen zu können. Wenn sie wüsten wie mir zu Muthe war in der Minute, da ich sie verließ, wie gerade in dieser Minute ich sie so liebte, daß ich vor sie

hätte niederknien und beten können. Es that mir innig weh, wie mir es zu Hause auffiel, daß sie hätten glauben können, die Worte eines Kindes hätten mich bewegen können, die Handlung eines Kindes zu begehen. – Ach ich bin des seeligen Selbstgefühls nicht werth, Augenblicke sie so zu lieben daß mir es ahndet ich könnte sie und ihre Liebe ganz erfüllen, ich könnte ihnen genug werden, wenn ich in den nehmlichen Augenblicke so unwahr in der Erscheinung sein kann, daß ich ihnen einen Tropfen Kummer mehr in die Fülle hineinträufle.

Ich weiß nicht warum mir es in jenem Augenblicke so zu Muthe war, ich weiß nur daß es mir izt eben so ist, und daß es mir gestern Nachmittag auch so war, ich zittere dann am ganzen Körper, und kann nicht weiter denken, wenn sie in solchen Augenblicken freundlich oder kalt gegen mich wären, ich würde sterben. Indem ich dieß schreibe, weine ich, und das Herz pocht mir fieberhaft, und das nur weil mich der Gedanke ergriff, daß sie in dieser Minute vielleicht an mich denken und mich lieben, ist es denn auch sonderbar? daß ich ihnen dieß schreiben kann.

Aber ich glaube es ist recht, daß ich es thue, weil ich sie nicht betrügen will, und ich faße mich gerade in den Punkten auf, in denen ich beflügelter bin und die ihnen entwischen könnten. Sie verzeihen daß ich gestern nochmals des Abends zu ihnen kam, aber ich muste, es ist ein Drang in mir gewesen sie zu sehn, ihnen nah zu sein der wenn ich ihn nur Stundenlang unbefriedigt ließe, in mich Zerrüttung für lange bringen könnte. Ist der Mensch fürs Glük geschaffen, so werde ich alle meine Wünsche erreichen, denn jezt habe ich Tage voll unsäglicher Pein, oft leide ich nur ihre Leiden, aber wenn ich mich dabei noch fühle mit der Unersteiglichkeit meiner Hoffnung, wenn ich fühle, daß sie sich von mir oft entfernen können, dann ist es mehr als ich je verschulden kann, und dann sagt mir mein Herz daß sie glücklich werden, denn dieß allein kann meine Ruhe, mein Genuß werden. O könnte ich eine Sprache finden, in der ich heilig wäre die der Menschen Sinn tief unter sich fühlte, um ihnen sagen zu kön-

nen, waß unbeschreibar fühle, wenn ich sie denke. Ich kann sie nicht fühlen diese Liebe, daß meine Organe dabei in ruhiger, gleichförmiger Wechselwirkung fortleben. Und kaum ist gleich die Zerrüttung in mir, wenn ich meine Sinne allein mit ihnen beschäftige, der des berauschten, deßen Wohnung ein Erdbeben erschüttert. – Die Menschen müssen wohl vortreflich sein können, weil sie vielleicht nur eine Minute lang einen Menschen lieben konnten. Nehmen sie mein innigen Dank an, daß sie mir diese Freude, dieß Leben gaben. Ich habe eine heiteren Abend genoßen, denn ich habe an sie gedacht, an sie allein ohne ihr Elend, an ihren Wehrt, mir war wie dem Beter der das Bild des Gottes der seine Fabelhafte Geschichte vergist, und in der Natur in der Gottheit selbst betet.

Clemens Brentano an Sophie Mereau, 21. Mai 1799, in: CBWB, Bd. 29. S. 173-174.

44. Über den Umgang der beiden Geschlechter

Der Umgang der beiden Geschlechter äußert sich hier sehr frühzeitig. Schon in den letzten Jahren des Schulbesuches wählt sich mancher Junge seine Geliebte aus seinen weiblichen Schulkameraden, mit der er sich gerne unterhält, die er gegen andere in Schutz nimmt, und der er kleine Geschenke macht. Finden sich nachher die Umstände dazu, daß sie öfter einander sprechen und einander Gefälligkeiten beweisen können, so gibt es eine sehr ernstl. und dauerhafte Liebe, die zu seiner Zeit zu ihrer beiderseitigen glücklichen Ehe führt. Doch ist dies letztere, da in der Folge meistens die Umstände sich ändern und die Eltern immer zu viel Einfluß auf die Heirat ihrer Kinder haben, als daß diese nach Liebe wählen dürfen, ein seltener Fall. Nach der Schule scheinen die Jungen einige Jahre sich nicht um das weibliche Geschlecht zu bekümmern, woran das am meisten Schuld sein mag, daß sie noch nicht in den Zirkel der älteren

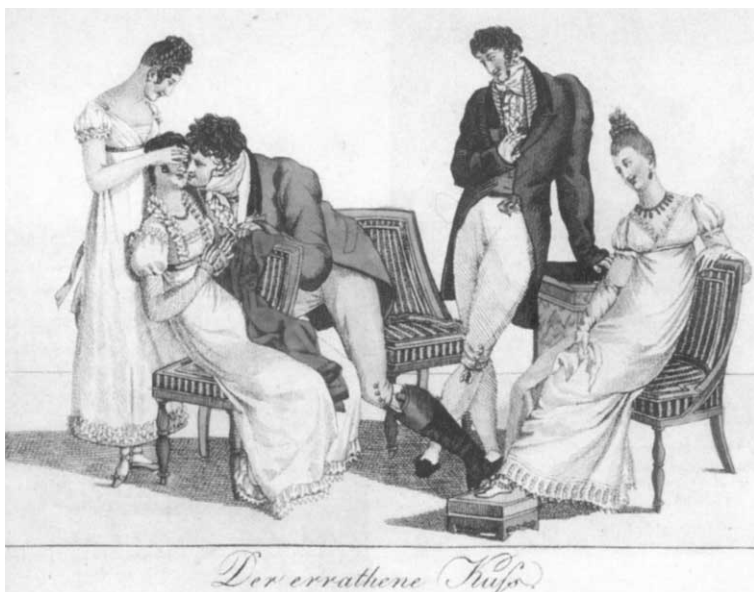


Abb. 7: Gesellschaftsspiel „Kuss erraten“

jungen Purschen aufgenommen sind, die sich für allein privilegiert halten, die Mädchen zu besuchen. Sobald sie aber größer und stärker geworden sind, dann wagen sie sich nicht nur in die Spinnstuben und wählen sich ein Mädchen, um dessen Zuneigung sie sich ausschließl. bewerben, tun auch für dasselbe alles, was die Sitte mit sich bringt. Diese erfordert, außerdem, daß man seine Geliebte zu Winterszeit in der Spinnstube häufig besucht, daß man ihr den Sommer über oft zu Gefallen gehet und sich mit ihr auf dem Feld oder auf dem Weg unterhält, daß man sie, wenn sie auf den Markt geht, sie dort aufsucht, zum Bier führt und nach Hause begleitet, daß man bei Tänzen sowohl an fremden Orten, wo sie ist, oder auch wenn dergl. hier bei der Kirchweih oder sonntags angestellt werden, vorzügl. mit ihr tanzt, und endlich, daß man sie manchmal des Nachts an ihrem Kammerfenster besucht und mit ihrer Erlaubnis in ihre Kammer steigt und einen Teil der Nacht mit ihr zubringt. Sie

bezeugt ihre Gegenliebe, wenn sie anfangs mit einigem Weigern, doch nach und nach aller genannten Äußerungen des jungen Purschen gegen sie mit Wohlgefallen annimmt, ihn fleißig anzeigt, wo er sie ohne Zeugen finden kann und endlich nach vielem Bitten die Erlaubnis erteilt, nachts zu ihr in ihre Schlafkammer zu kommen. Diese nächtlichen Besuche einer Geliebten werden mit dem Ausdruck „ins Dorf gehen“ bezeichnet und sind nach der Volksdenkungsart dem guten Ruf der jungen Leute so wenig nachteilig, daß übrigens ehrbare Eltern wünschen und gerne sehen, daß ihre Töchter solche Besuche, zumal von jungen Purschen, die ihnen recht sind, erhalten, und ihre Söhne ermuntern, zu dem oder jenem Mädchen, das ihnen recht ist, ins Dorf zu gehen.

Nur darf dabei bis zur wirklichen Verheiratung keine Schwängerung erfolgen, welche immer noch, auch nach Aufhebung der Kirchenbuße, als eine Verletzung der Jungfrau- und Junggesellsenschaft für eine große Schande gehalten wird, zumal, wenn die Umstände der Gefallenen so beschaffen sind, daß sie einander nicht heiraten können. Alsdann heißt die Dirne eine Hure und der Pursch ein Schelm, man darf sie so ins Gesicht nennen, ohne daß sie sich darüber beschweren dürfen, solange, bis ihre Sache ausgemacht ist, worauf sie es nicht mehr zu leiden brauchen nach der Kirchenordnung. Unterdessen verlieren beide gar sehr an ihrer Achtung, und, wenn sie nicht reich sind, hält es ihnen schwer, in der Folge eine schickliche Heirat zu tun. Vorzügl. lastet diese Verachtung auf der Geschmähten, bei der man, weil ihr das Kind zufällt, ihren Fehltritt nicht so leicht vergißt. Heiraten aber die Gefallenen einander, so ist auch mit der Trauung alle Achtung gegen sie wieder hergestellt. Man sieht alsdann die Schwängerung als eine bloße Maßregel der jungen Leute an, die Einwilligung ihrer Eltern zu ihrer Verheiratung zu erzwingen oder zu beschleunigen, und man entschuldigt ihren begangenen Fehler desto lieber, je mehr die alten Eheleute sich bewußt sind, daß sie auf die nämliche Weise in den Ehestand gekommen sind.

Die Liebe der hiesigen jungen Leute ist ebensowenig als bei den Vornehmen immer von beständiger Dauer. Selten heiratet ein junger Pursch, der nicht vorher nacheinander mehrere Geliebte, und ein Mädchen, das nicht mehrere Liebhaber gehabt hätte; ja es gibt auch hier, wie in den höheren Ständen, galante Huren und Kokotten; die sich einen Ruhm daraus machen, viele Geliebte und Liebhaber zu gleicher Zeit zu haben, die aber auch, wie dort, am Ende sich genötigt sehen, nicht nach Liebe, sondern nach Convenienz zu heiraten und in einer schlechten Ehe das abzubüßen, was sie durch ihren Wankelmuth in der Jugend gesündigt hatten.

Um der Mädchen willen entstehen oft aus Eifersucht unter den jungen Purschen harte Schlägereien. Seltener ist das der Fall unter den Purschen des nämlichen Dorfes. Fast immer aber geschieht es, wenn ein fremder Pursch ein hiesiges Mädchen, oder ein hiesiger Pursch ein Mädchen in einem anderen Dorfe zur Nachtzeit, wie es die Sitte erfordert, am Kammerfenster besucht. Denn es ist ein uraltes Gesetz, daß die jungen Purschen eines Dorfes ein Näherecht auf alle Mädchen in demselben haben, und daß sie folglich nicht leiden dürfen, daß fremde Purschen ihnen diese Mädchen wegnehmen. Sobald man daher bemerkt, daß ein fremder Pursche hierher ins Dorf geht, so schlagen sich mehrere zusammen, passen ihn, wenn er kommt oder weggeht, auf, prügeln ihn aus oder verfolgen ihn mit Steinen und Prügeln solange, bis er ihnen entwischt ist. Nun kommt ein andermal jener mit Begleitung junger Purschen aus seinem Dorfe, die ihn gegen jeden Angriff verteidigen sollen. Hier gibt es nun manchmal blutige Auftritte, die jedoch selten zu Klagen kommen, weil es für Niederträchtigkeit gehalten wird, gegen eine Volkssitte Schutz bei der Obrigkeit zu suchen.

Friedrich Timotheus Heim: Über den Umgang der beiden Geschlechter, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiels Effelder 1808-1814. Erfurt 1992, S. 137-138.

45. Verheiratungen

Die Verheirathung geschieht entweder auf ehrliche Weise oder nach vorhergegangener Schwängerung. Das letzte wird immer noch allgemein als eine Schande angesehen und deswegen dabei so wenig Umstände als möglich gemacht. Man geht so geheim als man nur kann in die Kirche, läßt sich trauen und kehrt sogleich zu seiner Arbeit zurück. Nur bei der ersten Kindtaufe wird die versäumte Hochzeitsfeier nachgeholt. Die Paten und nächsten Verwandten, die man zur Hochzeit gebeten haben würde, werden eingeladen, man bleibt einige Tage beisammen und es wird da ebenso geschenkt, als bei einer anderen Hochzeit. Auch ist hiermit der begangene Fehler verziehen und vergessen. Bei ehrlichen Verheirathungen wird vorher, wie das Ehe-mandat befiehlt, ein feierliches Verlöbniß im Hause der Braut, gemeiniglich an einem Sonntage abends gehalten. Ehe dieses vorgenommen wird, müssen die Partien schon einig sein. Haben sich die jungen Leute schon vorher geliebt und sich Hoffnung zur Ehe gemacht, und die beiderseitigen Eltern waren mit ihrem Umgang zufrieden, so hat die Sache weiter keine Schwierigkeit. Hat aber der junge Mensch, der heiraten soll, keine Geliebte, oder muß er nach Vermögen heiraten, so kostet es schon mehr Mühe, es bis zur Verlobung zu bringen. Er muß das Haus der Erwählten etlichemal besuchen und dabei zu verstehen geben, daß er Heiratsabsichten habe. Wird er gut aufgenommen und begleitet ihn das Mädchen bis vor die Thür, so ist es ein gutes Zeichen. Geschieht weder das eine noch das andere, so ist das ebensoviel, als wenn er einen Korb bekommen hätte.

Gefällt die Person dem Mädchen, so verspricht sie ihm, daß sie nächstens zu ihm kommen und sich umsehen wolle. Sie geht daher mit Bewilligung ihrer Eltern, gemeiniglich an einem Sonntag nachmittags, bloß von einer guten Freundin begleitet, in das Haus des Ehelustigen und läßt sich sein Haus, seine Güter und ganze Gelegenheit zeigen. Gefällt ihr alles, so gibt sie ihren Sinn dadurch zu erkennen, daß sie von dem, womit

man ihr aufwartet, etwas genießt. Gefällt ihr aber die Lage nicht, so geht sie wieder fort, ohne das geringste anzunehmen, und gibt dadurch zu erkennen, daß er eine abschlägige Antwort erhalten würde, wenn er um sie anhielte.

Bei dem Eheverlöbniß sind nicht nur die beiderseitigen Eltern, sondern auch noch einige Verwandten oder Paten der Verlobten zugegen, von welchen einer von des Bräutigams Seite für ihn das Wort führt, und bei den Eltern der Braut um diese anhält. Die Eltern antworten gemeinlich: „Wir sind es zufrieden, wenn ihn unsere Tochter haben will“, worauf sich der Wortführer an diese wendet, und, wenn er von ihr das Jawort erhalten hat, die beiden jungen Leute sich untereinander die Hände geben läßt. Der Bräutigam gibt alsdann seiner Braut eines oder mehrere Stücke Geld, meist von altem Schlag. Die Alten berechnen sich dann, wann und wie die Hochzeit vorgenommen werden soll. Meistens verschiebt man das nicht weit hinaus, um allerlei Gerede, das bei solchen Gelegenheiten unnütze Zungen zu erregen pflegen, zu verhüten. Braucht der Bräutigam zu Führung seiner Wirtschaft eine Weibsperson in seinem Hause, so darf die Braut ohne Nachteil ihres guten Rufes gleich nach dem Eheverspruch zu ihm ziehen oder oft mehrere Tage und Nächte bei ihm zubringen. Doch eilt man in solchem Falle, die Ehe durch die Proclamation und Trauung zu vollziehen, wenn nicht eben die Trauerzeit oder auch die Zubereitung zur Hochzeit eine Zögerung gebietet. Sonst war es ein Ehrenpunkt, sich öffentlich mit Sang und Klang und mit einer feierlichen Begleitung trauen zu lassen, weil dieses gefallenen Personen versagt war. Seitdem man aber gehört hat, daß es vornehm und folglich keine Schande ist, sich ganz in der Stille und ohne die mindeste Begleitung in die Kirche trauen zu lassen, machen es ihnen mehrere Angesehene auf dem Lande nach. Doch sind immer auch noch, vorzüglich bei reicheren Bauern, öffentliche Hochzeiten mit Musik und Begleitung einer großen Anzahl Gäste gebräuchlich, und meistens lassen sich nur arme und alle Leute, die kein Aufsehen machen und kein großes Tractament geben

wollen, in der Stille, meist auf den Sonntag nachmittags, trauen. Auch bei der geringsten Hochzeit werden 8-14 Tage vorher die Paten der Brautleute dazu eingeladen, indem man ihnen eine Bouteille Wein überreicht und dabei anzeigt, daß sie sich an dem Tag in dem Hause zu ihrer Hochzeit einfinden sollen, welches das *Küssen ansagen* heißt.

Bei einer sogenannten großen Hochzeit wird viele Zubereitung gemacht, 1 fetter Ochs oder starkes Rind, etliche Schweine, und, ist es Herbstzeit, auch fette Gänse und Hühner geschlachtet, 4-6 Sr. Brot gebacken und ebensoviel Weizen zu Kuchen, Pfannkuchen, Nudeln und Plätze gemahlen. Die Braut muß das Brot backen, von dem übrigen aber nichts anrühren, welches eine eigene Köchin besorgt. Hierzu werden 30-40 oder 50 Personen von den nächsten Freunden und auch Bekannten 8 Tage vorher durch den Schulmeister in Begleitung des Bräutigams förmlich eingeladen. Wer eingeladen wird, schlägt es selten ab; die Paten aber müssen kommen, oder, wenn sie etwa durch Krankheit oder dringende Umstände verhindert würden, ihr Küssen oder ein Äquivalent desselben senden.

Am Tage der Hochzeit, welcher gemeiniglich auf den Dienstag, seltener auf den Donnerstag festgesetzt wird, versammeln sich die eingeladenen Gäste im Hochzeitshaus im größten Staat und erhalten da ein reichliches Frühstück, es wird unterdessen um 8 und 9 Uhr mit einer der großen Glocken geläutet, und wenn alles zum Gang in die Kirche fertig ist, welches gegen 11 Uhr geschieht, mit allen Glocken zusammen geschlagen. Vor dem Zug gehen Musikanten mit blasenden Instrumenten. Dann kommt der Bräutigam entweder allein, oder mit seiner Braut, wenn diese keinen besonderen Brautführer hat; hierauf folgen die Väter oder Paten der Brautleute, dann die übrigen männlichen Gäste nach der Nähe der Verwandtschaft.

Die Braut mit ihrem Brautführer, der auf der Achsel ein großes seidenes Tuch herunterhängen hat, geht dem weiblichen Zug vorher, und dicht hinter ihr folgen die Brautjungfern (Brautmäde genannt), wovon die eine von dem Bräutigam und die andere

von der Braut erwählt wird; dann kommen die Mütter oder Paten u. die Gevatterinnen der Brautleute, hierauf die übrigen weiblichen Gäste nach der Nähe der Verwandtschaft. Einer dieser Gäste, die Rumpelfrau genannt, welche einen Sack voll kleiner runder Küchlein, Rumpelküchlein genannt, trägt, schließt den Zug und wirft von diesem Gebackenen handvollweise unter die auf dem Weg versammelten Kinder und Zuschauer, während der Bräutigam unter die nämlichen Geld, Kreuzer und Heller, auswirft. Die Trauung geschieht in solchem Fall nach einer Predigt; nach einer kurzen Musik tritt der Bräutigam vor dem Altar, hierauf führt ihm der Brautführer seine Braut zu, die sich dicht an ihn anschließt, damit man nicht zwischen beide durchsehen kann. Nach der Trauung, während der Pfarrer dem Paar Glück zu ihrer Verbindung wünscht, überreicht ihn die Braut ein seidenes oder baumwollenes feines Tuch, meistens mit einer Zitrone oder Rosmarinstengel, und beide gehen hierauf, die Braut von ihrem Führer abgeholt, wieder an ihre Plätze.

Nach dem Schluß des Gottesdienstes geht der Zug in der nämlichen Ordnung und unter dem nämlichen Auswerfen von Geld und Rumpelküchlein wieder nach dem Hochzeitshaus zu. Der Bräutigam geht durch die gewöhnliche Haustür in das Haus, stellt sich vor die Stubentür, bittet die Gäste einzutreten und empfängt da die Glückwünsche derselben. Die Braut aber reißt sich kurz vor ihrer Ankunft beim Haus vom Zug los, geht durch die Stalltür, legt geschwind den Kühen etwas Futter vor und eilt durch die innere Haustreppe, oder wenn die Wohnstube dem Stall gleich ist, durch den Gang zur Stubentüre, wo sie manchmal noch eher als der Bräutigam anlangt, welches ihr dann zu vielem Lobe gereicht.

In der Hochzeitsstube sind 2-3 Tische bereitet. An dem einen, dem gewöhnlichen Haustische, befinden sich nebst dem Pfarr- und Schulmeister oder deren Stellvertreter die Paten und Gevattern der Brautleute, am 2ten, der Brauttisch genannt, die Braut zwischen ihren Brautjungfern und meist weiblichen Gästen, und am 3ten die übrigen Gäste nebst den Musikanten, die bei-

den letzten Tische sind oft in einer langen Tafel vereinigt. Der Brauttisch muß immer wenigstens von einer Weibsperson besetzt bleiben, sonst wird er von den männlichen Gästen weggenommen, umgestürzt und nicht eher wieder herausgegeben, bis er durch ein Geschenk von der Braut und den Brautjungfern, z. B. 1 Dutzend Pfefferkuchen, eingelöset worden ist.

Die Tische sind gleich anfangs mit einem Butterweck, Stücken Brot und breiten Kuchen und mit Bier und Branntwein und Tabak besetzt, wovon jeder schon vor der eigentlichen Mahlzeit genießen kann, was er will, indem diese oft sehr spät, erst nach 3 Uhr angeht. Man trägt zur eigentlichen Mahlzeit mehr als 10-12 Gerichte samt Zutaten auf, wovon aber nicht alles gegessen werden darf, sondern mehrere bestimmte Stücke in den Bündel kommen müssen, der jedem Hochzeitsgast mitgegeben wird. Um zu sehen, was das für Gerichte sind, will ich hier einen Küchenzettel von einer solchen Mahlzeit beifügen.

- 1.) Fleischbrühsuppe mit soviel Semmelschnitten, daß man beim Anrichten keine Brühe sehen darf.
- 2.) Parte von Rindfleisch mit Meerrettig oder Schwämmchensauce mit kleinen Klößchen. Von dem Rindfleisch wird nur 1/4 gegessen, das übrige gehört in den Bündel.
- 3.) Reissuppe, ziemlich dick und fettgekocht, oft mit Safran.
- 4.) Ein grünes Gemüse, Kohl, Weißkraut, Wirsing mit Bratwurst oder Leberwurst, die aber in den Bündel kommt.
- 5.) Nudelsuppe, ebenfalls ziemlich dick in Fleischbrühe gekocht.
- 6.) Eine süße Brühe mit Rosinen und Mandeln, manchmal mit etwas kurzgeschnittenem Fleisch, oder auch mit Hühnerfleisch.
- 7.) Eine saure Brühe von Fleck, auch mit in kleine Stücken gehackter Lunge und Leber.
- 8.) Sauerkraut mit gekochtem Schweinefleisch oder Rotkraut. Dieses kommt in den Bündel, jenes darf man mit essen.
- 9.) Hirsebrei, entweder mit kleinen Rosinen oder kleinen Bröckelchen von dicken Pfefferkuchen bestreut.

- 10.) Salat, Lattich¹³³ oder Krautsalat mit in 4 Teile geteilten hartgesottenen Eiern ganz bedeckt. Bei dem letzteren bleiben die Eier manchmal weg.
- 11.) Gesottene dünne Zwetschen.
- 12 Rumpelkuchlein eine Schüssel voll, aufgetragen mit dem Witz, daß man auch endlich die hieländischen Erdäpfel versuchen möchte.

Manche, die Teiche haben, geben auch 1 Gericht Fische, andere gezupften Stockfisch. Während die 4 letzten Gerichte aufgetragen und gegessen werden, erhält jeder Gast auf seinen Teller 1 Stück Rindsbraten, 1 Stück Schweinebraten oder Schinken, manchmal auch 1 Viertel gebratene Gans, 1 Stück Leberkuchen, 3 Vierteile von breiten, dicken Kuchen, die einzigen, die in hiesiger Gegend bekannt sind, 3 Pfannekuchen, der 6te Teil eines Semmellaibes, der 6te eines Brotlaibes und endlich, doch nicht immer, ein Plätz.

Das Auftragen dieser Gerichte geht sehr langsam vonstatten, so daß die Mahlzeit 3-4 Stunden dauert. Von einem Gericht zum anderen müssen die Musikanten Musik machen, wofür bei den Tischen ein Teller herumgeht, wo jeder Gast 6-3 Kr. für sie auflegt. Eine solche Auflage wird ferner gesammelet gleich anfangs für den Gotteskasten, dann nach den Musikanten für die Köchin, hierauf für die Aufspülerin, endlich für den Aufwärter. So wie am Anfang also auch am Ende der Mahlzeit wird ein Tischgebet entweder vom Schulmeister oder von der Hausfrau verrichtet, und mit Absingung des Liedes: „Nun danket alle Gott“ beschlossen. Nun steht jederman auf, bedankt sich bei dem Hausvater und Bräutigam, während die Weiber die Bündel einpacken und wegschaffen. Nach dem Essen wird in einem benachbarten Hause getanzt, die Weiber sehen, bis auf einige wenige, die den Brauttisch bewachen müssen, dem Tanz zu, die Männer unterhalten sich untereinander oder spielen Karte.

Gegen 10-11 Uhr wird entweder Kaffee serviert oder Kuchen und Butter und Käse und Brot gegessen, worauf man noch ein paar Stunden aufbleibt, ehe man zu Bette geht. Zieht der Bräuti-

gam in ein anderes Dorf als wo die Hochzeit ist, so muß er mit seiner Braut in diesem Dorf die erste Nacht zubringen und deswegen um Mitternacht da sein und sich beim Schultheißen stellen, widrigenfalls, wenn er sich nicht vorher deswegen abgefunden hat, frischen Einzug bezahlen.

Große Hochzeiten dauern gemeiniglich 3-4 Tage, kleinere nur 2, wo es aber einen Tag wie den anderen geht, und nur den letzten keine Bündel gegeben werden. Bei diesem wird schon am ersten, bei jenem dagegen am 2ten Tag nach eingenommenem Frühstück geschenkt. Zu dem Ende ziehen die Brautleute in ihrem ganzen Staat mit Musik und von ihren beiderseitigen Vätern begleitet, in die Hochzeitsstube und setzen sich an einen Tisch. Die Väter oder der Brautvater und der Bräutigam, wenn er keinen Vater mehr hat, empfangen das eigentliche Hochzeitsgeschenk, welches nach Verhältnis des gemachten Aufwandes und der Zufriedenheit der Gäste bei einer großen Hochzeit von 3-4 Tagen 1-1½ auch 2 Laubtaler¹³⁴, und bei einer kleineren, wo nur auf einem Tag geladen ist, in 1 flfr. oder ½ Laubtaler besteht. Was jeder gibt, wird auf einem Bogen Papier sogleich aufgeschrieben und in einen Bierkrug getan. Davon bekommen die jungen Leute nichts, es dient zum Schadenersatz für den gemachten Aufwand, wozu es aber so wenig hinreicht, daß es Sprichwort ist, wer Hochzeit macht, um Geschenke zu bekommen, ist ebenso töricht als der, welcher ein Haus baut, um Späne zum Brennen zu bekommen.

Die Brautleute erhalten sogenannte Küssen zunächst von ihren Paten, dann aber auch von den Eltern, welchen sie Kinder aus der Taufe gehoben haben. Diese Küssen bestehen entweder in einem eigentlichen Küssen von Barchent und Überzug, welches so voll Federn gestopft ist, daß man kaum eine Vertiefung hineindrücken und in der Folge ein großes Bett daraus machen kann, oder in anderen Sachen, die soviel wert sind, oder auch in Geld, welches wenigstens 2 Laubtaler sein müssen, da der Wert eines Küssens als Patengeschenk gerichtlich zu 5 flfr. angeschlagen wird. Wenn auch der Pate der Braut oder des Bräuti-

gams gestorben ist, so verlieren sie dadurch ihre Küssen nicht, weil dessen Kinder noch dafür haften müssen. Deswegen werden bei Verteilung der Hinterlassenschaft der Eltern auf ihre Paten verteilt, so daß jedes Kind weiß, für welchen Paten es künftig das Küssen zu schenken hat. Außer diesen Küssen bekommt die Braut allerhand blechernes, zinnerne, kupferne und hölzernes Hausgerät und ein Stück Geld bar, z.B. 12 oder 14 Kr. Hafengeld genannt, von jedem einzelnen Gast. Nach Verhältnis dieser verschiedenen Geschenke wird nun auch den und den folgenden Tag den Gästen aufgewartet. Daß das Fest zu Ende sei, wird dadurch angezeigt, daß man zum Sattessen aufträgt oder auch, daß die Köchin einige Töpfe zerbricht und an die Türe wirft. Die meisten Gäste gehen in der Stille nach Haus, andere juchheisen, so lange man sie im Dorfe hören kann, und noch andere lassen sich von Musikanten mit blasenden Instrumenten weit vor das Dorf begleiten. Den nächsten Sonntag geht die junge Frau mit ihren Brautjungfern und den nächsten Verwandten und Paten vormittags in die Kirche, doch ohne Musik, worauf noch eine Mahlzeit gegeben und so die ganze Hochzeitsfeier beschlossen wird.

Friedrich Timotheus Heim: Verheiratungen, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiels Effelder 1808-1814. Erfurt 1992, S. 162-165.

Kindererziehung

Kindererziehung erfuhr vor 1800 eine Wandlung. Die Kindheit wurde fortan als Stadium in der Entwicklung des Menschen als bedeutsam erachtet. Analog zu diesem Bewusstseinswechsel entstanden Lehranstalten und Erziehungsinstitute (Christian Gottfried Salzmanns Schnepfenthal oder Friedrich Fröbels Jenaisches Institut) genauso wie für Kinder bestimmte Literatur: Kinderbücher. Die entwicklungspsychologischen Erkenntnissen folgende Kindheitsbetrachtung sollte sich allerdings erst im Laufe des 19. Jahrhunderts praktisch durchsetzen und auf breiter Ebene wirksam werden: Im Alltag um 1800 war Kindererziehung keine große Sache: das Kind hatte sich, sobald es laufen und sprechen konnte, an die Hausordnung anzupassen und Arbeiten im Haushalt zu erledigen. Dies war keineswegs nur in bäuerlichen Familien so geregelt, sondern fand auch im Bürgertum so statt (Text 46). Eine gezielte Erziehung im Sinne einer optimalen Förderung der Fähigkeiten eines Kindes gab es nicht. Fokussiert waren erzieherische Maßnahmen bestenfalls auf die optimale Vorbereitung auf das spätere Leben – innerhalb des herrschenden Rollenverständnisses (Text 51). Damit sah man das Kind im Grunde als kleinen Erwachsenen – und letztlich verweisen die Briefe Schlegels an die 12-jährige Auguste Böhmer auf eben diese Perspektive, wenn Auguste als Projektionsfolie des Unschuldig-Verheißungsvollen (Texte 47 bis 50) dient.

46. Lebensregeln, geschrieben für Sophie Brentano von ihrer Mutter, Maximiliane von La Roche

Tagesordnung für meine Tochter Sophie, als daß beste geschenk zum Cristkindgen daß ich weiß einem Kind zu geben, welches wünscht seinen Elteren Freude zu machen...

wen dein hertz uns wünscht glücklich zu machen, wen du Segen vom Himmel wünscht wen du mit recht von menschen geliebt, geEhrt Seyn wilt, so folge meinem Raht –

Du hast Verstand gebrauchte ihn deinen Witz zu leiten, niemahls jemand weh thun, niemahls zu frey thun, nie gegen die denen du Ehrfurcht schuldig bist, eine heftige Hitzige antwort geben, nicht einmahl im Spaß, nie denen die minder verstand haben den du oder minder wissen, deine überlegenheit gezeigt. beratschlage dich immer mit deinem Hertzen, es ist gut, es wird dich lernen andere Zu schonen, den Edlen weg Zu gehen den ich meinem kinde anrathen werde, und auf welchem allein Glück u Ehre Zu finden ist. – – – laß nie eine Lüge dieinen [sic!] Mund beschmutzen, kurtz laß diesen den Dolmetscher eines reinen liebevollen Hertzen Seyn – – –

waß deine tägliche verrichtungen angeht so solst du täglich um 8 uhr präciß herunter kommen, gantz net und Sauber gekleidet, und nichts Zerrißnes noch unsauberes anhaben, im Hereintreten deinem Vater und mir guten morgen geben, als dann dich umsehen ob nichts unordentlich da liegt oder da Steht. dieses gleich in Ordnung bringen und den gantzen tag auf ordnung sehen – biß daß frühstück genommen dein clavier studieren. und dieß bis 10. . den in die kirche auß dieser nach hause deine arbeit vorgenommen welche Montag und mitwoch für dich Seyn Soll bestehend im flicken deines geräthes – oder sonst wen du Sonst waß reines brauchst, u es nicht Zu fein für dein Aug Zu nähern ist – die übrigen Tage aber sollen Zum besten deiner geschwister verwendet werden wie auch des haußwesens. Zu diesem Endzweck solst du morgends von eilf biß 12 in die küche gehn, und da lernen waß man Häußliche kost nent. und auch wen du irgend waß gutes hörest oder genießt dir es lernen lassen, ... – –

Bey tische achtung geben wo waß fehlt. und immer deine gedanken da haben wo du bist, man kan viel dencken den ganzen tag bey der arbeit, also widmet man seine gedanken bey Tische, den anwesenden um nichts fehlen zu lassen. und sich angenehm zu machen, wen man diese Sache einmahl gewöhnt so kömbt es einem den nicht mehr schwer an – und man ist thut auch als dan ohne Steifigkeit bey fremden. –

Nach Tische nimbst du deine Arbeit wieder oder hältst deine kleine Schwester daß die andere arbeiten können, du kanst auch mit biglen kurtz gehnir dich für keiner Haußarbeit, dencke waß du deinem Vatter kostest. und suche auf einer anderen Seite dieß Zu ersetzen abends von 5 bis 6 nim deine geschwister Zu dir, lerne Sie etwaß außwendig einen tag deutsch den anderen französisch den gib ihnen noch etwaß auf Zu Stricken biß 7ben, wo Sie hernach Spielen dürfen – übrigens sollest du nicht lesen auser ich erlaube es dir, und thust du es heimlich so bist du nicht werht mein kind Zu seyn, und ich bin eine unglücklige Mutter – bemühe dich deinen Hang zu Tadlen zu unterdrücken, er macht daß dein Hertz mißdeutet, und mich schmerz es so sehr daß ich alle freude und hofnunge meines lebens verliehre. sey munter aber nie auf kosten eines anderen – und behalte die sanfte bescheidenheit bey, ohne welche die größte schönheit, der witzigste Geist nur ein zeitvertreibender Gegenstand für Menschen, aber nie ein geschätzter, noch geliebter Seyn wird. –

alles waß du thust, suche artig zu thun. – es hersche die größte ordnung in deinen Sachen. auch überall wo du unordnung siehst, laß dich nie gereuen hundert mahl aufzuräumen. laß deine Gedanken immer dahin gehen deinen Alteren freude und Glück zu seyn. laß mich keine täge mehr erleben, wo ich mir mit trähnen Sage – – Sophie liebt mich nicht – ihr hertz findet freude andere zu demühtigen, die letzte hofnung auf Glück in meinen leben, gute Edeldenkende kinder Zu Haben, ist auch dahin geschwunden. nein, laß mich dich als einen Seegen des himmels ansehen – der meine thrähnen trocknet – als eine gute Schwester die daß leben ihrer Geschwister Hilft versüßen und

den kleinen ein Beyspiel von güte reinheit und fleiß ist – – – –
erfülst du diesen Wunsch deiner treuen Mutter, so wird Gott
dich seegen, so wie ich dich lieben Seegen und für dich beten
werde – amen – – rufe Gott täglich um beystand an, den er hat
versprochen denen die Zum ihm flehen, Zu helfen –

*[Maximiliane von la Roche:] Lebensregeln geschrieben für
Sophie Brentano von ihrer Mutter, Maximiliane von la Roche zu
Frft: a/M., ca. 1792, in: Staatsbibliothek zu Berlin, Preußischer
Kulturbesitz, Nachlass Savigny, Nr. 76, Bl. 4-5.*

47. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 28. April 1797

An Augustens Geburtstage [Jena, 28. April 1797].

Liebste Auguste.

... Sag Du nur Deiner Mutter gelegentlich: ich hätte Dich eben
so lieb, wie sie; und dann sag ihr auch: sie möchte sich nur in
Acht nehmen. Ich hätte mir vorgenommen, ihr von dem Augen-
blick an, wo ich ihr kein Geld mehr schuldig wäre, wenn sie
mich – welches sie doch nicht lassen kann – über gewisse Dinge,
wo sie kein reines Gewissen hat, fragte, ihr allemahl die reine
Wahrheit zu antworten.

Sag nur dem Vater: Er müßte nothwendig auch eine Historie
schreiben. Ich hätte neulich gelegentlich ausgefunden, daß seine
ganze Natur eigentlich historisch wäre. Wenn die Mutter etwa
auch wissen will, was sie für eine Natur hat, so sag ihr nur: poli-
tisch-erotisch: doch möchte das Erotische wohl überwiegend
seyn. Ich sehe Dir schon an, daß Du nun auch Deine Natur wis-
sen willst. Du hast aber noch keine, liebes Kind. Die wächst
einem erst später. Doch wird sie wahrscheinlich orchastisch
[orgiastisch?] werden.

Heute bist Du nun Punkte 12 Jahr alt, und darfst Dich von nun
an niemahls wieder auf meinen Schooß setzen. Ich sehe wohl

ein, wie hart dieß für Dich ist. Da es aber nothwenig und die Mutter es haben will, so wirst Du mir nicht übel nehmen, daß ich Dirs ankündige. – Du wirst gewiß recht erwachsen von Dreßden zurückkommen. Besonders erwarte ich, daß Du im Müßiggange recht große Fortschritte wirst gemacht haben, worin Du es schon hier so weit gebracht hattest. Oder denkst Du auch zuweilen daran, wie fleißig wir seyn wollen, wenn Du wieder hier bist? Doch an hier denkst Du wohl gar nicht mehr ... Es grüßt dich auch λευæωλενοζ Λωλωε¹³⁵. Denn so nennen wir, ich und Eschen¹³⁶, sie. Wer es ist, wirst Du bei Deiner Kenntniß der Griechischen Sprache wohl wissen. Auch die Fichten¹³⁷ hat mir gesagt, daß sie Dich recht lieb hätte. Du wärest ein anmuuthisches Kind; beynah so anmuuthisch, wie Hartmann¹³⁸. Daß Du ein Kind wärest, habe ich denn gleich zugegeben. Sie meynte auch, Du wärest sehr sittsam. Die ehrliche, gute Frau! Da habe ich sie denn doch eines Bessern belehrt. Die ausgelassensten wildesten Hummeln, sagte ich, wären noch still gegen Dich. Bei meiner Beschreibung standen ihr die Haare zu Berge ...

Nun schreib ich nicht eher wieder, bis die Poesie fertig ist. Ich wollte, die Poesie hinge an dem höchsten Galgen. Die fatalen Griechen!

Lebe wohl, kleines Herzblättchen; und erhalten Sie dero schätzbare Gewogenheit

Ihrem dienstbeflissensten Onkel Fritz.

... Hast Du auch schon wieder Musik gesehn?

Friedrich Schlegel an Augste Böhmer, 28. April 1797, in: CBF I, Nr. 1, S. 611-612

48. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 15. Juli 1797

Weißenfels den 15. Jul. 97.

Große Freude hat es mir gemacht, liebstes Augustchen, daß Du Dein Wort so schön gehalten und gleich den ersten Sonntag nach meinem Tode einen eben so lustigen als lehrreichen Brief an mich geschrieben hast, noch mehr, daß Du am Ende des Briefs selbst verräthst, er sey nicht am Sonntage, sondern – am Sonnabende geschrieben. Gott erhalte Dich dabey, daß Du, wenn Du noch eilf Jahre in der Welt gelebt hast, ebenso ehrlich unehrlich bist ...

Daß ich nicht mehr Geduld mit Dir gehabt, liebenswürdiges Kind, rührt daher: 1) weil ich verdrießlich war, daß ich Dich nur noch so kurze Zeit zur Schülerin haben sollte; 2) weil ich wollte, Du solltest Alles in dieser kurzen Zeit und von mir lernen; 3) von meiner cholerischen Gemüthsart; 4) hätte ich keine Ursach gehabt ungeduldig zu seyn, wenn Du Alles so herrlich und tadellos gelernt hättest, wie den Albernativ in allen Conjugazionen und den Superlativ des kleinen artigen Adjektivs φαυλοζ¹³⁹.

Bey der merkwürdigen oder prächtigen Geschichte von der Wanze hast Du gewiß einen Hauptumstand vergessen. Ich denke, die Mutter wird dabey nicht wenig auf mich geschimpft haben, als ob ich eigentlich die Wanze wäre, die sie gestochen habe: da sie mich für den Vater alles Übels und den Lügner von Anfang hält.

Bitte doch Wilhelm, daß er Dich recht mäßig lobt, und denke nur ans Griechische, nicht an das Los, was Du damit verdienen willst.

Schreib mir auch, ob du noch so viel närrisches Zeug liest, und was. Dieß ist mein voller Ernst. Wenn ich Dich aber sonst ein wenig necke: so mußst Du es nicht übel nehmen. Das macht, weil ich Dich so lieb habe ...

Warum nennst Du mich denn immer Onkel? – Respekt hast Du doch nicht vor mir. Es hilft mir also zu nichts, als daß es mich

erinnert, wie alt ich schon seyn muß, daß ich der Onkel von einem so großen Mädchen von eilf [zwölf] Jahren bin. Und alt bin ich doch wirklich nicht, wie die Mutter bezeugen kann, ob ich gleich seit meiner Abreise von Jena schon viele graue Haare bekommen habe, die mir aber sehr gut stehn. Nenn mich lieber Dein Brüderchen oder Freund oder Fritz.

Sag der Mutter, sie soll ja ein Auge auf Wilhelm haben von wegen der Paulusschen¹⁴⁰ Liebschaft.

Lebewohl, süßes Kind, und lerne Griechisch.

Beylage. Mußt Du kleiner Trotzkopf gleich drohn, Du wolltest mir nicht wieder schreiben, wenn ich mich über Deinen Brief, der gewiß für zwey satt zu lachen enthält, in guter Gesellschaft belustigte? – Und wie kannst Du denken, daß ich das thun würde, da es gar nicht meine Art ist, Alles zu zeigen. – Doch habe ich Dich drum nicht minder lieb, besonders weil Du es *dumm* findest, daß ich gestorben bin. Denn deshalb glaube ich gewiß, Du und Fichte seht es nicht gern, daß ich fort bin, weil Ihr drauf schimpft.

Dein Φριζ¹⁴¹

Friedrich Schlegel an Augste Böhmer, 15. Juli 1797, in: CBF I, Nr. 2, S. 612-614.

49. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer, 25. Juli 1797

Berlin den 25. Jul. 97.

Ich freue mich über Deinen Brief, liebe Auguste, ob er gleich eben so naseweis als kurz ist, weil er doch beweist, daß das gute Kind froher Laune ist, wenn es auch unartig seyn konnte. Aber ich bin nicht froh, Auguste, denn ich kann meine Freunde nicht so bald vergessen, die Mutter und Wilhelm und Dich, wie

Ihr es wohl könnt, Du nicht minder wie die Mutter. Sag nur der Mutter, ich wäre recht böse auf sie, daß sie mir nicht geschrieben hätte, und ich wäre recht unglücklich. Ich möchte oft mein ganzes Leben mit *einem* Seufzer von mir stoßen.

Nun hast Du es sogar auch nach Dresden ausposaunt, daß Du *vielleicht* einmahl Griechisch *können* wirst? Wenn Du es nun nicht lernst, so kannst Du allenthalben Trauerbriefe hinschreiben, es hätte nicht gehn wollen. Wenn Du recht fleißig bist, so wirst Du vielleicht in 8-10 Jahren so viel Griechisch verstehen, als die Fr. v. Humbold. Die hat es aber noch niemand ausposaunt, vielmehr ein Geheimniß draus gemacht. Daran hat sie sehr Recht gethan, weil die Leute, die in allen Stücken so handeln und denken, wie alle andern, alles Ungewöhnliche lächerlich finden. Daraus muß sich niemand etwas machen, aber warum sollte man Veranlassung dazu geben? – Auch könnten Vernünftige leicht denken, Du wolltest nur gelobt werden, wenn Du einen so großen Brasch machst von Etwas, was auch, wenn es schon geschehn wäre, gar nicht viel Aufhebens verdienen würde. Ich meinentheils sehe wenigstens nichts Wundersames darin, wenn Jedermann, Alt und Jung, Mädchen und Mann, so viel Gutes und Schönes lernt und thut, als er irgend kann.

Nimm mir meine kleine Warnung nicht übel und behalte mich lieb. Schreib mir auch bald wieder und recht viel.

Wenn Du etwa in meinem Brief etwas nicht verstehst, so sprich: dann will ich mich deutlicher erklären.

Friedrich S.

Friedrich Schlegel an Augste Böhmer, 15. Juli 1797, in: CBF I, Nr. 3, S. 614-615.

**50. Friedrich Schlegel an Auguste Böhmer,
26. August 1797**

Berlin, den 26ten Aug. 97.

Äffchen Augustchen,

Deine eben so geistvollen als lehrreichen, eben so lustigen als chronologischen Briefe sind mir nicht nur angenehm, sondern auch nützlich. – Im Ernst, liebes Mädchen, ich danke Dirs recht, daß Du mich in meinem Elende nicht verläßt und mir so ordentlich schreibst. Ich habe allemahl eine rechte Freude, wenn ich das Couvert öffne, und mir auch ein Blatt von Deinem liebenswürdigen Gekritzel in die Hand fällt ... Auch vermissen ich die Liste von den Büchern, die Du in der letzten Woche gelesen hast. Wenn Du einmal so viel lesen willst, so wähle mir lauter vornehme, klassische Bücher; nicht so gemeines, alltägliches Zeug, niedern Pöbel der Bücher. –

Nach dem, was Du mir immer von Deinen Fortschritten im Griechischen schreibst, wird Dir die Sprache bald zu enge werden, und sich vor Dir verkriechen. Wenn nur Wilhelm auch so zufrieden mit Dir ist, wie Du mit Dir selbst! – Wenn Du erst ein Buch von Herodot¹⁴² recht fleißig und sorgfältig durchgelesen hast, so wird er Dir gar keine Mühe mehr machen, und nachher wirst Du den Homer¹⁴³ nicht zu schwer finden.

Die Herz, eine alte Freundin von mir (das ist so zu verstehen: die Freundschaft ist jung, aber die Freundin ist alt. Mit Dir wäre es grade umgekehrt. Da ist die Freundschaft alt und die Freundin jung. Das ist auch weit mehr nach meinem Geschmack) – hat mir auf die Sakramente geschworen – und sie ist eine Jüdin – daß sie an der Jenischerey gar keinen Antheil hätte. Sag das der Mutter. Es ist wirklich die Wahrheit.

Was Du im Postscript von den Berliner Frauen und meinem Verhältniß zu ihnen andeutest, hat mich betrübt und erstaunt. *Gottloser* Schelm! – möchte ich zu Dir sagen, wie Apollo zu dem kleinen Hermes. Ich habe Dich lieber, als Du verdienst. Nun bist Du schon übermüthig und trottest. Das betrübt mich!

Du hast also auch die Ähnlichkeit mit der Mutter; eine mehr als türkische Eifersucht. Das erfreut mich! – Es geschieht alles um Deinetwillen, Auguste, damit ich nähmlich in der Anmuth wachse, wie mir die Mutter immer gepredigt hat, und wie ich nun tichte und trachte von ganzer Seele und von ganzem Gemüthe; damit ich Dir nicht mehr so rauh begegne, wie wohl sonst, wenn wir wieder beisammen sind.

Die Liebeskind¹⁴⁴ sehe ich ziemlich oft, finde aber sie und ihr Kind nichts weniger als lieblich. Neulich mußte ich ihren Namen in ein Gesellschaftsbuch einschreiben. Da schrieb ich: Liebeskind: die Liebe, sagte ich, könnte nie zu groß seyn; Kinder aber wären klein. Das hätte sie bald übel genommen.

Wenn die Mutter nicht selbst an mich schreibt, so solltest Du mir immer recht viel von ihr schreiben, was sie gesagt hat, ob sie lustig ist, ob sie von Wespen gestochen ist, oder von andern Ungeheuern, ob sie einen Roman schreibt oder dergl. Vor allen Dingen, bitte sie aber immer und suche sie zu bereden, daß sie mir schreibt.

Ich verspreche Dir auch, daß ich Dir alles berichten will, wenn mich eine Frau liebt (– wenn ichs nähmlich erfahre) – oder dergl.: denn daß ich eine liebe, wird wohl so leicht nicht vorkommen. Übrigens hätte ich wohl so gut Ursache zur Eifersucht wie Du: der vielen Campenhausens nicht zu erwähnen, so ist da Griefß, der Kleine, und Eschen, der Junge¹⁴⁵. –

Willst Du nicht etwa am Attischen Museum¹⁴⁶ Antheil nehmen? Du bekömmst für den Bogen 10 rh. Doch wäre es nicht überflüssig, wenn Du vorher lernen wolltest, die Deutsche Orthographie ein wenig weniger liebevoll behandeln ...

Dein Dir bis in den Tod Getreuer Fritz.

Friedrich Schlegel an Augste Böhmer, 26. August 1797, in: CBF I, Nr. 5, S. 617-618.

51. Hauswirthschaft. Schreiben eines Landpredigers an seine Tochter

Der Morgen ist so schön; er erinnert mich so lebhaft an jenen Morgen, wo Du das väterliche Haus verließest, daß ich keinen andern Gedanken habe, als Dich, meine gute Tochter. Es drängt mich, Dir zu schreiben, damit ich für unsere verlorne Unterhaltung einigen Ersatz habe; und zwar will ich Dir über etwas schreiben, wozu ich Deinen letzten Brief als eine Art Aufforderung betrachte, über Hauswirthschaft. Nicht als ob ich glaubte, Dir wichtige neue Entdeckungen darüber mittheilen, oder Dich, die eine so brave Mutter auch zur Wirthin durch Gewohnheit und Beispiel gebildet hat, darin einweihen zu können, was jetzt zu spät seyn würde: sondern weil ich glaube, daß es Dir gut sey, über das, was Du übst und betreibst, was einen Theil der Geschäfte Deines Lebens ausmacht, auch im Zusammenhange nachzudenken.

Hauswirthschaft und glückliches Leben, wie nahe gränzen diese Ideen an einander, wie eng verbinden, wie vielfach verschlingen sie sich nicht! Zwar ist der Kreis Deiner Erfahrungen und Beobachtungen nicht der weiteste gewesen, aber doch weit genug, um hierüber keines Beweises zu bedürfen. Sollte es diesen doch brauchen; so kann ich ihn Dir aus der guten alten Zeit liefern, in welcher es noch Sitte war, die Hauptereignisse, Freuden und Leiden seines häuslichen Lebens auf die weißen Blätter der großen Foliobibel, die der Talisman des Hauses war, zu verzeichnen. Unter den Inventariestücken der ersten Pfarre, die ich hatte, befand sich auch eine dergleichen Bibel von einem meiner Vorfahren. Außer seinem Geschlechtsregister, den Geburtstagen seiner Kinder, besonders merkwürdigen Vorfällen, enthielten die weißen Blätter auch mancherlei Bemerkungen, und unter diesen folgende:

„Meine Erste Frau führte ihre Haushaltung mit folgenden Vortheilen:* 1) Sie benutzte den Garten, daher sie das ganze Jahr

* Die Fußnoten des Textes wurden nicht berücksichtigt.

lang kein Küchengewächs zu kaufen brauchte, und noch verkaufen oder weggeben konnte; 2) Sie benutzte den Dünger, um Erdbirnen zu bauen, und gewann damit manches Jahr 8 bis 10 Scheffel von dieser Frucht; 3) Sie mästete jährlich Ein, auch zwei Schweine, wozu der Abgang im Garten, die selbsterbauten Erdbirnen, die Kleien, das schwarze Mehl u.s.w. angewandt wurden: und gesetzt auch, daß das Fleisch nicht viel wohlfeiler war; so gewann sie doch an Speck und Schmalz beträchtlich; 4) Sie machte jährlich 12 bis 16 Gänse fett. Eine Gans gab fast drei Mittagsmahlzeiten: aber der beste Gewinn waren doch Fett und Federn; 5) Sie goß selbst das Licht, das im Hause gebraucht ward, bekümmerte sich zeitig um Talg, und gewann damit ziemlich die Hälfte der Kosten, die das Licht vom Seifensieder erfordert; 6) Sie kochte selbst alle Seife, die in der Haushaltung gebraucht ward; 7) Sie baute und kaufte Flachs, ließ spinnen, zwirnen, weben, so viel sie konnte, und gewann damit nicht nur den ganzen Hausbedarf, sondern sammelte auch noch Vorrath; 8) Sie nähte und strickte unablässig, und benutzte dazu alle Viertel- und halbe Viertelstunden, die sie erübrigen konnte; daher die Kleidung des Mannes und der Kinder stets vollständig, ganz und gut war; 9) Sie hielt auf wirthschaftliche Vorräthe aller Art, wodurch sie in den Stand gesetzt ward, Alles mit Vortheil einzukaufen und zu brauchen, welches nicht ist, wenn man jeden Tag so viel kauft, als man eben braucht; 10) Sie revidirte alle Wochen das ganze Haus, um nicht nur Schaden zu verhüten, sondern auch kleine Schäden zu verbessern, ehe sie groß wurden; 11) Sie überhob mich aller wirthschaftlichen Sorgen, bloß das Holz ausgenommen, unterhielt in allen Theilen und Gemächern des Hauses, vorzüglich in meiner Stube, Reinlichkeit, ja Sauberkeit und Ordnung, und förderte dadurch mein Geschäft ungemein: daher ich immer einigen Zuschuß erwarb; 12) Sie setzte ein unumschränktes Vertrauen in meinen Verstand und guten Willen, und entwarf mit mir gemeinschaftlich einen Haushaltsplan zu Befriedigung aller Bedürfnisse. – Die Folgen der hier beschriebenen wirthschaftlichen Vortheile

waren: 1) Daß wir Alle – und Alles genug hatten, nirgends eigentlich Mangel zu spüren war: denn durch ordentlich Haushalten wurden die Kammern voll Reichthum; 2) Daß Alles, was wir hatten, gebrauchten und genossen, von vorzüglicher Güte war; besser als bei andern Leuten; 3) Daß wir jeden Gastfreund willig aufnehmen und nach Gebühr anständig bewirthen konnten, ohne daß dadurch eine Störung in der Haushaltung verursacht ward; 4) Daß von Quartal zu Quartal unsere Rechnung zutraf; d.h. Einnahme und Ausgabe im Gleichgewichte blieb. Nie durften wir sorgen, daß es nicht zureichen würde; denn alles war voraus berechnet, folglich konnten wir ruhig seyn. 5) Wir genossen das, was man häusliche Glückseligkeit nennt, im hohen Grade: denn unser, mein und meines Weibes Genuß ward durch den frohen Mitgenuß unserer Kinder doppelt süß. Durch Krankheiten ist dieser Genuß oft unterbrochen; aber, Gott weiß es! nie durch Mangel.“

Ich will gern glauben, daß mehrere dieser Züge sich in einer Idylle nicht sonderlich ausnehmen würden: Den bedaure ich aber, der in diesem Nachgenuß des guten Pastors nicht Veranlassung findet, sich ein Gemälde häuslicher Glückseligkeit reizend auszumalen. Ich sehe sein freundliches Gesicht, sein leuchtendes Auge, wie er, die Hand seines Weibes an sein Herz gepreßt, gen Himmel blickt, nicht redet, und doch so viel sagt, – mehr als alle Worte, womit Ihr sein Gefühl ausstutzen könntet; und ich möchte wohl, daß irgend ein tüchtiger niederländischer Maler mir den Mann malte, ich würde stundenlang vor dem Bilde stehen. Der gute Pastor! Er verlor sein braves Weib; er heirathete wieder! Ueber seine zweite Frau hat er nur einige Bemerkungen hingeworfen, die aber einen tiefen Blick in sein Innerstes thun lassen, und wodurch mir jene erste Schilderung nicht nur merkwürdiger, sondern wahrhaft rührend wurde. Hier sind diese Bemerkungen:

„Du thust das Gegentheil; verlangst, ohne zu fragen, ob der Mann im Stande ist, es zu geben; verthust, ohne zu fragen: ob es reichen wird? sondern rechnest darauf, daß der Mann Mehr

schaffen muß. – Ob Du jene zwölf Vortheile nicht kennst, oder nicht willst anwenden, das weiß ich nicht. – Ach, eine Haushaltung kann nicht bestehen, als nur unter der Bedingung, daß Mann und Frau gemeinschaftlich nicht nur genießen, sondern auch thätig sind! – In meiner ersten Ehe habe ich den Vorwurf nicht gehört: Giebst nicht genug! Niemals, auch nicht ein einziges Mal!“

Soll unser Maler uns jetzt vielleicht auch das Gegenstück malen? Es wäre so übel nicht, um beide Stücke in dem häuslichen Zimmer junger Eheleute des Mittelstandes aufzuhängen. Wie viel Stoff zu Betrachtungen! Denke, ich stände mit Dir vor dem ersten Bilde; da würde ich etwa sagen:

Es giebt in der Haushaltung eine Menge Geschäfte, die schlechterdings ihren Zweck nicht erreichen können, so lange sie bloß zwangsweise, ums Lohn ausgeübt werden; zu denen also durchaus, sollen sie anders den Zweck befördern, guter Wille erfordert wird. Dieser gute Wille ist nun entweder im eigentlichen Sinne reine Achtung der Pflicht, welche freilich das einzig haltbare und stets wirksame Ressort bleibt; oder in Ermangelung dieser (welche Ermangelung bei dem schönen Geschlechte sehr häufig statt finden soll) ist herzliche Liebe zum Gatten, oder zu den Kindern das einzige Surrogat, das noch einigermaßen Wirkung thut. Wo auch diese fehlt, – da wird Nichts herauskommen.

Jetzt träten wir vor das zweite Bild; ich faßte Deine Hand, und spräche: Meine Tochter! Die moralische Ordnung und die ökonomische Ordnung stehen zu einander im Verhältniß der Wechselwirkung. So gewiß, als die moralische Ordnung mit der ökonomischen steht oder fällt; eben so gewiß hat auch die moralische Ordnung in die ökonomische großen, merklichen Einfluß. Eine Hauswirthin wird und kann immer um so viel mehr Ordnung in ihr Hauswesen bringen, je mehr Ordnung in ihrem Verstande und in ihren Sitten ist. Demnach ist ein guter sittlicher Charakter ein Haupt-Erforderniß einer guten Hauswirthin. Nicht zu gedenken des Einflusses, den der Charakter der Wirthin auf die unmittelbare Behandlung der Familienmitglieder

hat; so kann auch eine Hauswirthin durch Freundlichkeit, Gefälligkeit, Nachgiebigkeit, durch kleine zuvorkommende Dienste und Hilfsleistungen, durch kleine Schmeicheleien, die sie dem Geschmacke, und selbst dem Eigensinne des Mannes macht, dem Hausvater das Leben ungemein erleichtern, kann seine gute Stimmung und frohe Laune befördern und erhalten, welches für Betreibung seiner Geschäfte so gar nicht gleichgültig ist. Ist vollends der Hausvater ein Mann von Gefühl; so kann's ihm doch wahrlich nicht gleichgültig seyn, ob er einen Engel oder einen Drachen im Hause hat.

Nicht wahr, so oft Du dann wieder zu den Gemälden trätest, würdest Du des Vaters und seiner Rede denken?

Wohl Dir, meine Tochter, Du liebst den Mann Deiner Wahl, an Deinem sittlichen Charakter darf ich nicht zweifeln, zu ökonomischer Ordnung bist Du gewöhnt; ich darf also hoffen, daß Du eine gute Hausfrau seyn, Deinem Hause wohl vorstehen, und Deine Umgebung nach Kräften glücklich machen werdest! Warum ich Dir aber doch schreibe? – Aus keinem andern Grunde, als weil es doch gut ist, wenn auch dem Verstande sein Recht wiederfährt.

Um also dem Verstande auch sein Recht wiederfahren zu lassen; so müssen wir uns vor allen Dingen über den Begriff Haushaltung oder Wirthschaft verständigen, damit wir den Umfang des Geschäfts, von dem die Rede ist, bestimmen können. Ich verstehe also vorerst unter Oekonomie, den Inbegriff der Geschäfte, durch welche Güter erworben, und die erworbenen zum Genuß und Gebrauch angewandt werden.

Das Eigenthum der äußern Güter ist die Bedingung, unter welcher Familienverbindung, Hausstand, Haushaltung, Wirthschaft u.s.w. nöthig erscheinen. Weil unter dieser Bedingung die Unterhaltsmittel erworben und zum Genusse und Gebrauche zubereitet werden müssen; so entstehen daraus zwei Geschäfte, welche besser, leichter und schneller von statten gehen, wenn zwei Personen sich darein theilen, als wenn sie beide von Einem betrieben werden sollen. Nach der Regel der Theilung

übernimmt der Mann das Geschäft des Erwerbens, die Frau das Geschäft des Zubereitens. Man kann auch sagen: dem Manne kommts eigentlich zu, die häusliche Thätigkeit (Erwerb), der Frau, den häuslichen Genuß zu reguliren. Auf diese Art entstehen Verhältnisse, Anstalten, Einrichtungen, deren Inbegriff der Hausstand genannt wird. Der Inbegriff der dadurch erzeugten Geschäfte heißt nun die Haushaltung und der weibliche Antheil derselben besonders die Wirthschaft, weshalb man auch jede Hausfrau, in sofern sie eine solche Hauswirthschaft führt, die Wirthin oder Hauswirthin zu nennen pflegt.

Das letztere Geschäft ist so wichtig als das erste; denn um das nothwendige Gleichgewicht zwischen Thätigkeit und Genuß zu erhalten, wird Einsicht und Fertigkeit erfordert. Es ist zur guten Wirthschaft wahrlich nicht genug, daß man nicht viel verthut, sondern es gehört, nach Maßgabe des Erwerbs, besonders auf Seiten der Frau dazu, daß sie den Genußstoff 1) mit Vortheil anschafft, und dabei nicht alles auf den Beutel des Mannes, sondern auch einen Theil auf die Anwendung ihrer eignen Kräfte berechnet; 2) mit Unparteilichkeit und Liebe vertheilt, so daß jedes Familienglied nach Maßgabe seines Verdienstes zu genießen bekommt; 3) mit Geschmack und verständiger Sparsamkeit zum Genusse zubereitet.

Wir werden aber alles am besten ordnen, wenn wir zuerst das Geschäft der Haushaltung, und dann die zur Führung des Geschäfts erforderlichen Eigenschaften der Person darzustellen suchen. Die Sphäre des Geschäfts werden wir erschöpfen, wenn wir den Zweck desselben bestimmen, und sodann die besondern Thätigkeiten beschreiben, durch welche der Zweck befördert und erreicht werden soll.

Der Zweck des Geschäftes, nach dessen Erreichung die gute Wirthin aus allen Kräften streben soll, ist das Vergnügen aller zur Familie gehörigen und aller mit der Familie in Verbindung stehenden Personen, sofern es durch die Befriedigung der wahren (nicht erkünstelten) Natur- und Gesellschafts-Bedürfnisse befördert wird. Die meisten Wirthinnen sehen bloß auf Sich und

die Sachen. Falsch! Die Personen sind der Hauptgegenstand: denn im Vergnügen, im ruhigen und frohen Genusse besteht ja eben der ganze Werth des häuslichen Lebens; dies ist das Verhältniß des Haushaltungszwecks zum menschlichen Lebenszwecke. Das Mittel zu Erreichung und Beförderung dieses Zwecks ist nun eben das Geschäft der Haushaltung, welches wir uns nothwendig als ein aus sehr vielen Theilen zusammengesetztes Ganzes vorstellen müssen. Diese Vorstellung macht folgende Methode nothwendig, nach welcher wir a) die einzelnen Theile, aus denen das Ganze zusammengesetzt ist, oder vielmehr die einzelnen Bedürfnisse, für deren Befriedigung die Haushaltung sorgen soll, aufzählen, b) die Geschäfte, in denen die Sorge für die Befriedigung jedes einzelnen Bedürfnisses besteht, und c) die Direction, oder die Verknüpfung der einzelnen Theile zu einem wohlgeordneten Ganzen, erklären.

Die Bedürfnisse, deren Befriedigung das Geschäft der Haushaltung ausmacht, lassen sich füglich in einheimische, – die sich unmittelbar auf die Familienglieder selbst beziehen, – und auswärtige, – die sich auf die Verhältnisse der Familie zu andern Personen und Familien beziehen, – abtheilen. Die einheimischen (vielleicht auch die auswärtigen) sind theils ordentliche, theils außerordentliche. Jene finden zu allen Zeiten und in allen Familien ohne Unterschied, – diese nur unter gewissen Bedingungen statt. Die ordentlichen sind das Bedürfniß der Nahrung, der Kleidung, der Wohnung, wozu ich auch das Hausgeräth rechne; die außerordentlichen sind: Verpflegung und Wartung kleiner Kinder, Heilung und Wartung der Kranken, Bewirthung von Fremden und Gästen, Ausstattung der Kinder. – Die auswärtigen beziehen sich vorzüglich auf den Umgang der Familie mit andern Menschen, und ich rechne dazu: Besuche, sogenannte Ehrenwerke, Reisen, so weit die Frau dafür zu sorgen hat.

Zu Befriedigung dieser Bedürfnisse gehören – Platz, – Zeit, – Sachen, – Personen. Daher kann das Geschäft dieser Befriedigung füglich in vier Abtheilungen zerfallen, nämlich: Oekonomie des Raums; Oekonomie der Zeit; Oekonomie der Sachen; Oekonomie der Personen.

Wir kommen nun auf die Direction, oder die Vereinigung aller Theile zu einem zweckmäßig geordneten Ganzen. Dazu rechne ich folgende Stücke: 1) Vollständige Uebersicht des Ganzen, 2) Sorge für Erhaltung des Ganzen, 3) Sorge für Vermehrung, Erweiterung, Vergrößerung des Ganzen, jedoch – – nur bis zu einer vernünftig bestimmten Gränze; 4) Richtige Eintheilung oder Abtheilung des Ganzen, d.i. richtig bestimmtes Verhältniß der Theile zum Ganzen. Das ist Alles!

Nun die Eigenschaften der Person, oder Beantwortung der Frage: Welches sind die persönlichen Eigenschaften, durch welche ein Weib zu zweckmäßiger Führung einer Wirthschaft geschickt gemacht wird? – Es versteht sich, daß eine gute Wirthin alle die Eigenschaften besitzen muß, die den guten Menschen charakterisiren. Also mit Uebergang von diesen, stelle ich nur das vor, was auf die Wirthschaft näheren Bezug hat.

Eine gute Wirthin muß haben das Vermögen, muß aber auch haben den Willen, ihre Haushaltung gut und zweckmäßig zu führen. Zum Vermögen rechne ich Gesundheit, Erfahrung, Fertigkeit im Urtheilen, also gebildeten Verstand, Geschicklichkeit im Rechnen und Schreiben, in den Handgriffen der zur Haushaltung gehörigen weiblichen Künste, und im Umgange mit Menschen aller Art. – Der gute Wille beruht auf einer starken oder wirksamen ausdauernden Triebfeder. Welche soll das seyn? Natürlicher Weise muß es Gefühl seyn. Ich benenne sie auf folgende Art. Sie muß überhaupt die Menschen schätzen und immer bedenken, daß die Haushaltung um des Menschen, und nicht der Mensch um der Haushaltung willen da ist; besonders aber soll sie: ihren Mann achten, denn einer Frau, die ihren Mann nicht achtet, oder gar verachtet, geht sehr viel ab; ihre Kinder lieben, auch die Stiefkinder; ihr Gesinde schätzen, jedes nach seinem persönlichen und ökonomischen Werthe, d.h. nach seiner Brauchbarkeit; alle Menschen überhaupt ehren, d.h. eine, wenigstens nicht nachtheilige Meinung von ihnen haben. – Siehe da die Quelle aller Tugenden, aus deren Inbegriff der persönliche Charakter einer guten Wirthin besteht.

Die allgemeinen Kennzeichen einer guten, wohlbestellten und wohl verwalteten Haushaltung sind: Fülle. Darunter verstehe ich nicht, daß Alles im Ueberflusse da seyn soll, sondern nur, daß am Nothdürftigen kein Mangel zu spüren seyn soll. - Sauberkeit, Reinlichkeit, *Propreté*! Schade, daß wir Teutschen dieses Wort nicht übersetzen können; es unterscheidet sich von Pracht und Kostbarkeit merklich; denn diese *propreté* fordert weiter nichts, als daß Alles im Hause in gutem, brauchbaren, und wo möglich gefälligem Zustande seyn soll. - Leichtigkeit der Geschäfte, welche darin besteht, daß allen ihre Geschäfte leicht von der Hand gehen, daß also die ganze Maschine immer im Gange bleibt, ohne Lärm zu machen, ohne alle Augenblicke zu stocken und also Nachhülfe zu erfordern. Eine Haushaltung, wo das nicht ist, gleicht einer Musik, bei der jede Stimme erst dreimal versuchend anschlägt, ehe sie den rechten Ton trifft. - Zufriedenheit der Personen. Wenn man in einem Hause schon mißvergnügte Gesichter sieht, so ist es kein gutes Zeichen. Ist aber jedermann froh, bei der Arbeit sowohl als beim Genusse, da kann man gleich annehmen, daß das System in gutem Stande seyn muß.

Einige allgemeine Regeln der guten Haushaltung sind folgende: 1) Alle Geschäfte der Haushaltung müssen sich zur Beförderung und Erreichung des höchsten Zwecks der Haushaltung wie gute, wirksame Mittel verhalten, d.h. sie müssen einander richtig untergeordnet seyn. Ein jedes Geschäft, das unterbleiben kann ohne Nachtheil für den höchsten Zweck, ist überflüssig, mithin für das Ganze schädlich. Die Haushaltungsgeschäfte müssen einander wohl zugeordnet seyn, so daß sie alle neben einander hin zum Zwecke laufen, in welchem sie sich vereinigen. Besonders ist es ein wichtiges Erforderniß, daß das Ordentliche niemals durch das Außerordentliche gehemmt, gestört, gehindert werde. Häufig geschieht das in den gewöhnlichen Haushaltungen. Waschen, Backen, Krankheit, Besuch: das sind so die außerordentlichen Vorfälle, wodurch der ganze Lauf der Dinge *en dérouté*¹⁴⁷ gesetzt wird. Allemal ein Zeichen

schlechter Einrichtung. 3) Die Menschen bleiben allezeit Hauptgegenstand und die Sachen nur Nebengegenstand, wie bei jedem menschlichen Geschäfte, so auch bei der Haushaltung. Denn: die Menschen bleiben, behaupten sich, die Sachen sind vorübergehend. Also: was die Personen angeht, ist wesentlich, was die Sachen angeht, zufällig. Kann nun wohl eine Frage seyn, was wichtiger sey, die Pflege eines Kranken oder das Scheuern der Zimmer?

Da hast Du, meine Tochter, die Resultate meines öfteren Nachdenkens über einen so wichtigen Punkt für menschliche Glückseligkeit so eng zusammengedrängt, als er mir nur immer möglich war. Hat mein Brief dadurch das Ansehen eines Predigtentwurfs erhalten; so denke, daß er von einem Prediger kommt. Wisse aber auch, daß der Entwurf das Mühsamste, das Schwierigste ist: ist er wohl geordnet, dann ist die Ausführung leicht. Eignes Nachdenken habe ich Dir nicht ersparen wollen, und es soll mir sehr lieb seyn, wenn Du findest, daß in diesem einzigen Briefe eine ganze Reihe folgender eingeschlossen liege, wie in dem Saamenkorn ein ganzer Wald. Daß Du aber über meinen Brief nachdenken werdest, das bin ich von Dir überzeugt, denn Du liebst überall die Klarheit und Bestimmtheit.

Aus diesem Grunde will ich Dir zum Schlusse noch ein ökonomisches Räthsel zu lösen geben.

Erwerben und das Erworbene genießen, das sind die beiden Lebensakte, welche die meisten Menschen für die einzige Bestimmung, den höchsten und einzigen Zweck ihres Daseyns halten. Ob dies so seyn soll? – beantworte ich nicht; aber daß es gegenwärtig wirklich so ist, daß die Menschen im Großen und im Kleinen kein anderes Lebensgeschäft weder können noch mögen ist notorisch, und keinem Auge kann es entgehen, das die Menschenwelt ungeblendet ansieht. Erwerben und Genießen ist der allgemeine und höchste Zweck, Thätigkeit der Körper- und Verstandeskkräfte sind die allgemeinen, zu Erreichung des Zwecks angewandten Mittel, Habsucht und Genußgierde die nie erschlaffenden, stets wirksamen Triebfedern.

Sonderbar! Die sinnlichen Bedürfnisse des Menschen sind in der That sehr leicht zu befriedigen, denn die Natur ist mit Wenigem begnügt. Aber die sinnlichen Bedürfnisse des Menschen, sofern sich in deren Bestimmung die Einbildungskraft mischt, sind fast gar nicht zu befriedigen, denn sie steigen täglich höher. Was heute genug war, das ist morgen schon nicht mehr genug, und was morgen genug ist, damit ist man übermorgen schon nicht mehr zufrieden. Und obschon die Vermehrung der Befriedigungsmittel ins Unendliche unmöglich ist; so bleibt das Streben darnach doch wirklich. Obgleich der Mensch voraus sieht, daß es ihm nicht möglich ist, so viel, als er begehrt, zu erlangen; so hält ihn das darum nicht ab, so viel als möglich zu begehren, und nach unendlicher Vermehrung zu streben. Also: Immer mehr! – So viel als möglich! – Niemals genug! – Das sind die Losungsworte.

Halte das Urtheil noch einen Augenblick zurück, denn ich muß noch etwas beifügen. – Wahr ist's, das Reich der menschlichen Einbildungskraft hat nirgends, und so auch hier nicht, Grenzen. Nun ist aber doch die Einbildungskraft ein Naturvermögen, das allen menschlichen Individuen verliehen ist, und dessen Entwicklung sogar ohne absichtliche Hülfe zu Stande kommt: soll also wohl gar die Einbildungskraft sich, dem Plane unsers Urhebers zu Folge, in die Bestimmung der sinnlichen Bedürfnisse mischen? – Was ist darüber Deine Meinung?

Damit sich aber der Stoff zu neuen Briefen nicht immer neu häufe, so muß ich schließen. Gebe Dir der Himmel so schöne Tage, als mir dieser Morgen war. Einen Theil solcher Tage kannst Du Dir und Deiner Familie selbst schaffen! – Lebe wohl!

Schreiben eines Landpredigers an seine Tochter. In: Journal des Luxus und der Moden 22 (1807), S. 345-359.

Vergnügen

Dass im bürgerlichen Leben dem Vergnügen und der Unterhaltung ein größerer Stellenwert eingeräumt wurde als im bäuerlichen Umfeld, versteht sich von selbst. Die körperlich schwere Arbeit des Bauern und die Notwendigkeit zur autonomen Versorgung ließen ein häufiges Unterbrechen des Arbeitsalltages nicht zu. Ruhetage und Ablenkungen waren zumeist fest in das Jahr eingeplant und damit institutionalisiert (Text 56). Sie fielen größtenteils mit kirchlichen Festivitäten zusammen und waren deshalb streng ritualisiert. Der Alltag des Bürgers und des Städters ließ mehr Freiheiten zu. Durch die soziale Umstrukturierung entstand im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts eine ausgeprägte Unterhaltungskultur. Diese reichte von Theater- und Musikaufführungen (Text 57) über gesellige Runden und Clubs (Text 55) bis hin zur festen Einrichtung von Vergnügungsstätten unterschiedlichster Art (Texte 52 und 54).

52. Bordelle in Halle

Saufen und Besaufen ist der hallischen Studenten Fehler nicht: das ist in Jena und Gießen Mode; in Halle herrscht in Absicht des Trinkens viel Decenz. Das Bier ist hier nicht stark, und wer sich darin benebeln wollte, müste eine gewaltige Portion zu sich nehmen, Brantewein wird noch weniger, oder vielmehr gar nicht getrunken. Wenn daher schon dieser oder jener sich nun und dann den Kopf schwer macht durchs kleine Glas, oder durch Wein und Punsch, so kommt dergleichen doch nicht auf die Rechnung der ganzen Studentenschaft. Genug, daß die meisten sehr sauber und ordentlich – in Absicht des Trunkes sind.

Ich wünschte, daß ich unsere Studenten in Absicht der übrigen jugendlichen Ausschweifungen eben so rühmen könnte. Allein ich muß, um die Aufrichtigkeit nicht zu beleidigen, mit welcher ich meine und meiner Bekannten Händel erzählen will, gestehen, daß hier manches peccirt¹⁴⁸ wird. Es giebt zwar keine Bordelle öffentlich in Halle: aber es giebt doch Löcher, worin der Auswurf des weiblichen Geschlechts dem thierischen Wollüstling mit ihrer halbfaulen Fleischmasse für ein geringes Geld zu Gebote steht. Doch muß ich gleich auch bekennen, daß die Zahl dieser Löcher sich seit einiger Zeit sehr vermindert hat. Ich berichte also denen, welche sonst in Halle gewesen sind, und den Buffkeller, die tiefe Demuth, das rothe Läppchen, den Korb und mehr dergleichen scheusliche Löcher gekannt haben, daß diese nicht mehr sind, und daß nur noch einige meist ganz unbekannte Spelunken dieser Art übrig sind. Freilich schaden diese unbekannten Mördergruben um so mehr, je unbekannter und verborgener sie sind. Die Menscher, welche sich da bei kuppelnden Soldatenweibern hinlegen, kommen gewöhnlich von Leipzig, sind größtentheils insicirt¹⁴⁹, und verbreiten ihr Gift weiter. Und wie es nun sonst geht, daß Pfuscher die venerischen Kuren übernehmen, so geht es auch hier. Mir sind mehrere traurige Exempel bekannt, wie diese Pfuscher zu Mördern geworden sind. Ein gewisser B... der hier zweien abscheulichen Bartkratzern über 50 Thaler für ihre Sudelei hatte geben müssen, verließ im Herbst das Waisenhaus, um nach seiner Heimath zurück zu kehren; er kam aber nicht weiter als nach Jena, und starb da. Schurken waren seine Aerzte gewesen. Ein Liefländer, der im Jahre 1785 gleichfalls einem von jenen beiden Pfuschern in die Hände gefallen war, mußte in Lübeck den Geist aufgeben. Eben so ging es 1786 einem meiner Landsleute: er erreichte zwar noch seine Vaterstadt, starb aber gleich den folgenden Tag nach seiner Ankunft: den hatten die Bartkratzer auch verpfuscht!

Es ist hier der Ort nicht, zu untersuchen, ob man überhaupt Bordelle dulden solle: aber dergleichen Löcher, wie die hallischen

sind, sollten durchaus nicht gestattet werden: die Policei könnte sich ein Verdienst erwerben, wenn sie diese Kammern der niedrigsten Wollust vernichten und zerstören ließ. Pflicht ist es doch immer, als Vormund der ganzen Bürgerschaft auch für das Wohl der Jugend zu sorgen und diese vor Schaden zu sichern. Der Universität kann die Fortdauer dieses Unwesens auf keine Weise zur Last gelegt werden. Der Prorektor hat den abscheulichen Makeros und Makerellen¹⁵⁰ nichts zu befehlen: er kann höchstens die Studenten bestrafen, von denen er erfährt, daß sie an solchen Oertern gewesen sind. Aber die Policei kann und sollte auch billig die Löcher selbst zerstören; oder wenn es durchaus nöthig ist, mit den Bordellen durch die Finger zu sehen, je nun, so könnte man von Policei wegen solche Einrichtungen treffen, daß der Schaden, der sonst gestiftet wird, wo nicht ganz verhütet, doch verringert würde.

Friedrich Christian Laukhard: Bordelle in Halle, in: Friedrich Christian Laukhard: Leben und Schicksale; von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Halle 1792, 2. Theil, S. 119-122.

53. Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Luise Gotter, 25. Dezember 1796

Jena den 25ten Dec [17]96.

Grade zu rechter Zeit traf gestern Dein Päckchen noch ein, liebste Seele¹⁵¹, und Auguste und ich danken Dir herzlich für die gütige und gute Besorgung. ... Täglich und stündlich denk ich an Euch, und wäre Weimar nicht weiter von Gotha wie von hier, so hätte ich nicht geruht, bis ich von dort aus zu Euch gekommen wäre. Sey nicht ganz sicher vor einem solchen Ueberfall. Wenn ich mir ihn selbst nur als möglich vorstelle, so ists bald geschehn. Meistens scheint es mir freylich gar nicht thunlich



Abb. 8: Porträt Luise Gotter (1760-1826)

meine 4 Wände zu verlassen. Auch nach Weimar reißte ich nicht sowohl, als daß die Pferde mit mir davon reißten. Nachher war ich es freylich ganz zufrieden – ohngeachtet ich wieder den Cammerherrn von Einsiedel¹⁵² nicht kennen gelernt. Was mag das Verhältniß dabey für schlaue Absichten haben! Am ersten

Abend waren wir im Schauspiel. Wir hatten gar nicht gewußt, was gegeben werden würde, zum Glück war es nichts uninteressanter als eine Oper, die heimliche Heyrath, italiänische Musik, von *Cimarosa*¹⁵³, die ich in Braunschweig von den Italiänern und immer sehr gern gehört hatte. Mit dem aller Welts Cicerone, dem theuren Bötticher¹⁵⁴, und seiner lieben Frau, die eben so süß und so feyerlich ist, und die Augen bis zum Weißen verkehrt, die Hände faltet und schön! schön! ruft, gingen wir hin, und Mlle. Schröder¹⁵⁵ saß vor mir. Ich merkte, daß sie sich bey meinen Nachbarn nach dem fremden Gesicht erkundigte, und erkundigte mich auch, mit einer Ahndung, daß sie es seyn könnte. Da präsentirte man uns einander. Nun ging ich am 2ten Morgen drauf um 11 Uhr zu ihr, nachdem ich es ihr früh wissen laßen. Schlegel ging mit und wollte Einsiedel besuchen; der hatte eben ausgehn müssen. Abends um 5, wie wir von Göthe zurückkamen und gleich wegfahren wollten, ließ sich Einsiedel ansagen und war vielleicht schon unterwegs, aber wir auch unterwegs in den Wagen, und das ist nun die traurige Geschichte, wie sich Menschen verfehlen! Nachdem bey der Schröder die erste Steifigkeit gelenkig geredet worden war, hat sie uns, und Schlegeln noch besonders für sich, doch recht wohl gefallen. Ich habe sie sehr nach Jena eingeladen, und wenn Ihr im Sommer kommt, so wollen wir sehn, ob sie sich nicht einen Tag herüber verfügt. – Frau von Kalb¹⁵⁶ habe ich auch gesehen, aber Ihr mögt sagen was Ihr wollt, sie kan am jüngsten Gericht als eine ächte Adliche bestehn, und wird so erfunden werden. Über Mangel an Artigkeit hab ich gar nicht zu klagen – allein ihr Geist – und Geist hat sie – ist doch in eine etwas schiefe verrenkte Form gegoßen. – Wer mich entzückt und fast verliebt gemacht hat, das ist Herder¹⁵⁷. Wir hatten einen Thee dort, zu welchen Wieland beschieden worden war, den ich in einer außerordentlich guten Laune gesehen haben soll, und es ist wahr, er sagte lustige Sachen, unter andern schimpfte er gegen die Schweine, deren Schöpfung er dem lieben Gott nie verzeihn könnte – und die er in dem höchsten Anfall von Unwillen darü-

ber Antigrazien nannte – dann über die Xenien – und über Fr. von Berlepsch, Genlis, Staal¹⁵⁸ usw. Aber von mir hat er nachher gutes gesagt, ob er gleich einen argen Schnupfen von dem Abend gekriegt hatte. Er hätte auch den Hals brechen können, weil es just so glatt wurde, als sich „die ältesten Menschen“ (ists nicht so der rechte Styl?) nicht erinren konten. Madam Herder¹⁵⁹ habe ich mir kleiner, sanfter, weiblicher gedacht. Aber für die fehlgeschlagne Erwartung hat mich der Mann belohnt. Der Curländische Aczent stiehlt einen schon das Herz, und nun die Leichtigkeit und Würde zugleich in seinem ganzen Wesen, die geistreiche Anmuth in allem, was er sagt – er sagt kein Wort, das man nicht gern hörte – so hat mir denn seit langer Zeit kein Mensch gefallen, und es scheint mir sogar, daß ich mich im Eifer sehr verwirrt darüber ausgedrückt habe. Den Mittag drauf waren wir bey Göthe, und Herder auch, wo ich bey ihm und Knebeln¹⁶⁰ saß, allein ich hatte den Kopf immer nur nach Einer Seite. Göthe gab ein allerliebstes Diner, sehr nett, ohne Überladung, legte alles selbst vor, und so gewandt, daß er immer dazwischen noch Zeit fand, uns irgend ein schönes Bild mit Worten hinzustellen (er beschrieb zB. ein Bild von Fueßli¹⁶¹ aus dem Sommernachtstraum, wo die Elfenköniginn Zetteln mit dem Eselskopf liebkoset) oder sonst hübsche Sachen zu sagen. Beym süßen Wein zum Desert sagte ihm Schlegel grade ein Epigramm vor, das Klopstock kürzlich auf ihn gemacht, weil Göthe die deutsche Sprache verachtet hat, und darauf stießen wir alle an, jedoch nicht Klopstock zum Hohn; im Gegentheil, Göthe sprach so brav, wie sichs geziemt, von ihm. Gern wär ich noch länger dageblieben, um bey Göthe nicht allein zu hören, sondern auch zu sehn, und daneben freylich auch zu hören, aber das muß auf den Sommer verspart bleiben. Was ich sah, paßte alles zum Besitzer – seine Umgebungen hat er sich mit dem künstlerischen Sinn geordnet, den er in alles bringt, nur nicht in seine dermalige Liebschaft, wenn die Verbindung mit der Vulpius¹⁶² (die ich flüchtig in der Comödie sah) so zu nennen ist. Ich sprach noch heute mit der Schillern davon, warum er sich nur

nicht eine schöne Italiänerinn mitgebracht hat? Jezt thut es ihm freylich auch wohl nur weh die Vulpius zu verstoßen, und nicht wohl sie zu behalten. – Du siehst, daß wir unsre Zeit in Weimar recht gut zugebracht haben. Sollten wir einmal wieder hingehn, so will ich doch Schlegel bitten, daß er sich der Herzogin Amalie bekant machen läßt, und Einsiedel soll uns alsdenn gewiß nicht entgehn. Knebel ist seitdem hier bey uns gewesen – ein ehrlich Gemüth von einem Edelmann! – Wenn wir – oder auch ich allein – im Gasthof waren, so leistete uns Falk¹⁶³ Gesellschaft, der Satiren schreiber, das guthmüthigste Kind von der Welt, der sich jezt in Weimar aufhält und von den Weimeranern lieb haben läßt, die immer jemand des Schlages haben müßen. Im Frühjahr war es *Jean Paul Richter*¹⁶⁴, in deßen Büchern Gotter gewiß nicht *Eine* Seite läse.

Ich höre, daß man die Beylage in der Hamburger Zeitung bey Euch vortreflich gefunden hat. Sie ist auch wirklich gar so übel nicht, aber es müßte freylich noch anders kommen, bis die Xenienmacher Auweh! sagen könnten. Ich glaubte Trapp darin-
nen zu erkennen, aber nun wissen wir, daß Ebeling¹⁶⁵ in Hamburg der Verfaßer ist, und die erste Muthmaßung hatte mich auch schon deswegen wieder verdünkt, weil Trapp nie Stollbergs¹⁶⁶ Parthei, überhaupt nicht die eines Grafen und Christen genommen hätte, auch meinen Schlegel nicht mit seinem Bruder verwechselt. Von diesem lezten steht mit seinem Nahmen im Journal Deutschland ein Aufsatz über Göthe, der ihn allenfalls als Panegiristen¹⁶⁷ gelten lassen könnte, obwohl eine vollkomne Freymüthigkeit darinn herrscht. Hingegen mein Schlegel hat nie etwas über Göthe besonders geschrieben, ob er ihn gleich im Innersten seiner Seele lieb und werth hat. Die heftigste Antwort steht im 10ten Stück Deutschland und rührt von Reichard her. Man muß sehn, was darauf erfolgt. In der Recension des Almanachs ebendasselbst sind nur einige unglückliche Verstöße begangen, nemlich man hat alles auf Schiller gemünzt, und die Epigramme auf Reichard rühren von Göthe her, so hat auch *Göthe* das Epigramm gemacht, das sonst sehr

witzig Schillern als ein *naives* Epigramm zugeschrieben wird. – Diese letzten Nachrichten amüsiren wohl Gotter¹⁶⁸ oder Jacobs, wenn auch Dich nicht, liebste Louise.

Fr. von Berlepsch war eben aus Weimar abgereißt nach Dresden, um *Mounier* aufzusuchen, den berühmten Exdeputirten. Man behauptet, sie will ihn heyrathen.

Zum Schluß hat mein Mann eine Bitte an Deinen Mann. Ob er ihm wohl durch Rousseau die 5 letzten Jahrgänge der schönen Bibliothek zukommen lassen will, die hier nicht aufzutreiben sind, da sie bey Schütz gleich ins Burgverließ kommen. Er kennt sie fast gar nicht und bedarf sie zu einigen allgemeinen Notizen. Indeßen sagt es Jacobs¹⁶⁹ nicht, sonst möchte der sich feindseeliges dabey denken. Vergiß es nur nicht, meine Beste. ...

Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Luise Gotter, 25. Dezember 1796, in: CBF I, Nr. 175, S. 408-413.

54. Konzession zur Aufstellung eines Billards

Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt,

März 1796

Gefällig zu gedenken.

Der hiesige Gastwirth zum Bären wünscht bey sich ein Billard aufzustellen, ich weiß nicht ob so etwas zulässig ist und von wem die Vergünstigung abhängt; Sie haben ja wohl die Güte mir gelegentlich ein Wörtchen darüber zu sagen.

Konzession zur Aufstellung eines Billards (Johann Wolfgang Goethe an Christian Gottlob Voigt, März 1796), in: GAS II,1. S. 495.

55. Antrag einer Genehmigung einer Theateraufführung in Jena

**Henriette Schütz an Johann Wolfgang Goethe,
3. Dezember 1800**

Jena d. 3ten Dezbr. 1800

Eine geringe Anzahl von Freunden und Freundinnen meiner¹⁷⁰ Familie, wünscht das neue Jahrhundert in unserm häußlichen Kreise begrüßen zu können. Es liegt mir als ihrer Wirthin die Pflicht ob, dafür zu sorgen daß solches mit fröhlichen Gesichtern geschehe.

Indem ich keine gefälligere und zugleich Geistreichere Art der Unterhaltung kenne, als die einer Theatralischen belustigung ist; so suche ich bey Ihnen, der eine Gesellschaft von Sterblichen eben so leicht als die der Musen zu erheitern im Stande ist, um eine gnädige Erlaubniß an den kommenden NeujahrsAbend ein Lustspiel, mit dem unß leider öffentliche Bühnen nicht erfreuen: *Scherz List und Rache*¹⁷¹, in meinem Zimmer aufführen zu dürfen. Der Werth des Stüks, wie die Freundliche Nachsicht der Gäste wird mir dafür bürgen müssen, daß das Gastmal nicht höchst ärmlich genannt werde. Denn ein paar Masken und Pappierwände sind unser ganzer Theatralischer Schmuck; und da mithin unsere Thespiade¹⁷² eben so frey von jedem Schein der Wichtigkeit sein wird, als unßre Herzen frey sind von List u. Rache so ist es blos die Bewilligung eines Scherzes um die unterthänig Bittet!

Henriette Schütz

**Johann Wolfgang Goethe an Henriette Schütz,
22. Dezember 1800**

An Frau Hofrath Schütz.

Wenn man immer lieber eine gewährende, als eine abschlägliche Resolution überbringt; so muß ich bedauern daß ich mich gegenwärtig in dem letzten Falle befinde.

Durchl. der Herzog haben sich zu sehr überzeugt, daß eine theatralische Unterhaltung sich mit den academischen Zwecken nicht vereinigen lasse, als daß Höchstdieselben eine Ausnahme zu machen geneigt seyn könnten.

Möchte ich doch bald eine andere Gelegenheit sehen, Ihr Vergnügen und Ihre Wünsche, verehrte Frau Hofräthin, auf irgend eine Weise befördern zu können.

Der ich mich zu geneigtem Andenken bestens empfehle.

Jena am 22. Dec 1800. / J. W. v. Goethe

Antrag einer Genehmigung einer Theateraufführung in Jena (Henriette Schütz an Johann Wolfgang Goethe, 3. Dezember 1800; Johann Wolfgang Goethe an Henriette Schütz, 22. Dezember 1800), in: GAS II,2. S. 654-655.

56. Die Kirchweihfeier zu Effelder

Da die hiesige Kirche dem Heiligen Kilian geweiht gewesen sein soll, so wird die hiesige Kirchweihe allemal den Sonntag nach Kilian¹⁷³ oder nach dem 8ten Juli gefeiert. Es wird zu dem Ende an diesem Sonntag nachmittags eine Kirchweihpredigt gehalten, von vielen nach der Kirche ihren Kirmesgästen ein Kirmesschmaus gegeben und seit 1802 auch abends getanzt und gespielt. Das Hauptfest aber der Kirchweihe geht erst am folgenden Montag zu Mittag an, wo auf der hiesigen Linde ein Plan aufgeführt wird. Es schlagen sich nämlich mehrere aus dem Dorf gebürtige junge Purschen, die aber noch Junggesellen sein müssen, zusammen, wählen sich jeder ein Mädchen, die ebenfalls aus dem hiesigen Dorf gebürtig und Jungfern sein müssen, und zeigen bei dem Schultheißen an, daß sie dieses Jahr den Plan aufführen wollen, wozu ihnen die Gemeinde einen Eimer Bier schenkt und die Linde ausbessern und mit Bohlen zum Tanzboden belegen läßt.

Diese Purschen heißen dann die Platzpurschen, und ihre Mädchen, gemeinlich ihre Schwestern oder nahe Verwandte, die Platzmädchen oder Platzjungfern. Diese Purschen, 4-5 an der Zahl, bezahlen die Musikanten und liefern alles Bier, was während des Kirchweihntanzes getrunken wird, und genießen dagegen folgende Vorteile. Erstens den Eimer Bier von der Gemeinde, 2.) das Geld, das von den Tänzern den Spielleuten gegeben wird, 3.) den Gewinn an Zuckerdocken¹⁷⁴, die an Spieltischen ausgewürfelt werden, wovon sie das Dutzend zu $\frac{1}{2}$ Btz.¹⁷⁵ kaufen und den Spielenden zu 1 ggl.¹⁷⁶ anrechnen, und wovon wohl für 6-10 Rthl. ausgewürfelt werden, 4.) den Gewinn vom Auskegeln einiger Preise z.B. eines seidenen Halstuches, Damast zu einem Busenlappen etc. Am bestimmten Tage lassen sich die Platzjungfern, wie Bräute, mit bloßem Kopf und Kränzen aufsetzen, und die Purschen in ihren besten Kleidern stecken auf den Hut ein neues seidenes Tuch, das sie von ihrer Platzjungfer bekommen, wofür sie ihr in der Folge ein anderes Präsent, z.B. von feinem Tuch zu einem Mieder, machen, und sie während der Kirmes mit Kost und Erfrischungen versehen. So geputzt und abgeholt von Musikanten versammeln sie sich nach 11 Uhr im Hause des Schultheißen, der sie um 12 Uhr unter Vortritt der Musikanten mit blasenden Instrumenten, paarweise und in Begleitung eines Aufwärters mit einer Stütze Bier nach der Linde führt, um welche er mit ihnen 3 mal herumgeht, dann den ganzen Zug an der Treppe der Linde halten läßt, ihnen das Rescript der hiesigen Gerichte, das die Erlaubnis und die polizeilichen Vorschriften zur Planaufführung enthält, vorlieset und sie ermahnt, sich, auch wegen der Nähe des Pfarrhauses, auf dem Tanzboden friedlich und sittlich zu betragen und sich mit der Abendglocke von demselben zu entfernen und sich ins Wirtshaus zu begeben. Hierauf trinkt der Schultheiß unter dem touche der Instrumente mehrere Gesundheiten, der Höchsten Herrschaften, der hohen Kollequien¹⁷⁷, des Gerichtshalters, des Pfarrers etc., auch der Platzpaare, und wenn das geschehen, führt er sie die Linde hinauf und übergibt ihnen diese zum Tanz.

Es versammelt sich immer zu diesem Auftritt eine große Menge Menschen, die dem Zuge folgen und, sobald die Platzpaare die ersten Reihen oder Reigen getanzt haben, entweder auch tanzen, oder dem Gewühle zusehen.

1810 brach am Sonntag abends bald nach dem Anfang des Tanzes die Hälfte des Bodens durch und ungefähr 60 Personen von allerlei Alter stürzten mit den Balken und Brettern auf die Erde herunter. Es war ein fürchterlicher Anblick, diese Menschenmasse mit Brettern vermischt auf dem Boden liegend zu sehen. Niemand verlor jedoch dabei das Leben, nur 7 Personen wurden bedeutend beschädigt, die anderen kamen mit blauen Mählern davon, und manche hatten von ihrem Sturz gar nichts gelitten. Der Tanz ging daher im Wirtshaus fort, die zerbrochenen Balken wurden am folgenden Morgen durch neue ersetzt und so wurde der Plan zur bestimmten Zeit auf der nämlichen Linde aufgeführt, die den Abend vorher ein allgemeines Schrecken verbreitet hatte. Um jedoch künftig ein ähnliches Unglück zu verhüten, wurde das Gebälk um die Linde im folgenden Jahr 1811 auf Verordnung des hiesigen Gerichtshalters, Hzgl. Hofrat Otto, vor der Kirchweihe durchaus und auf eine dauerhafte Weise repariert.

Der Tanz auf der Linde dauert gemeiniglich 3 Tage. Die beiden ersten sind für die Platzpurschen die vorteilhaftesten, zumal wenn die Witterung gut ist, weil sich da sehr viele Fremde einfinden. Den folgenden Sonntag abends kommen die Platzpaare nochmals zusammen im Wirtshaus, wobei ebenfalls getanzt wird. Die Purschen berechnen ihre Einnahmen, bezahlen davon das Bier und anderen Aufwand und verteilen unter sich den Profit, wenn sie etwas übrig behalten, welches gemeiniglich einige Gulden á Person beträgt. Manchmal, doch selten, wenn wenige Fremde gekommen sind, oder die Witterung schlecht war, daß sie nicht auf der Linde tanzen konnten, müssen sie noch etwas darauflegen, um die gehabtten Unkosten zu bestreiten. Die Platzjungfern bekommen nichts und zahlen nichts, setzen aber oft, da sie, wenn sie auch noch so müde sind, vor geendigem

Tanz nicht weggehen dürfen, und mit jedem tanzen müssen, der sie aufzieht, ja sogar verbunden sind, die ankommenden Fremden, wenn sie vielleicht keine rechte Lust zum tanzen haben, selbst aufzuziehen und zum tanzen zu nötigen, dabei ihre Gesundheit zu, weswegen verständige Mütter, so gern sie ihren Töchtern das Tanzen erlauben, doch nicht einwilligen, daß sie Platzjungfern werden.

Bemerkenswert ist noch, daß 1790 den ... Juli [sic!], der so sehr humane Herzog Georg bei einer Reise nach Sonneberg den Kirchweih Tanz auf der hiesigen Linde besuchte, und, aufgezo-gen durch eine der damaligen Platzjungfern, Johanna Maria Ehrlicherin, jetzt verehelichte Bernhardtin, einige Reihen mit derselben tanzte, und seinem Gefolge befahl, ein Gleiches zu tun.

Friedrich Timotheus Heim: Die Kirchweihfeier zu Effelder, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiel Effelders 1808-1814. Erfurt 1992, S. 170-172.

57. Aufführung von Mozart's Requiem in der Hauptkirche zu Weimar

Im Decemb. 1801

Der 24ste November v. J. war für die Freunde der Musik, insbesondere aber für die Bewunderer der Mozartischen Musik ein Festtag. Hr. Konzertmeister *Destouches*, der aus wahrer Liebe zur Kunst und durch eine unermüdete Thätigkeit, wodurch er eine Menge Hindernisse glücklich besiegt, Alles aufbietet, um den Sinn für Musik im größeren Publikum zu wecken, veranstaltete, daß Mozart's unsterblicher Schwanengesang, sein Requiem, in der Hauptkirche aufgeführt werden konnte. – Es war Abends 6 Uhr, wo sich in der erleuchteten Kirche eine zahlreiche Menge Zuhörer versammelten. An der Thür erlegte man



Abb. 9: Mozart-Denkmal in Tiefurt

den billigen Einlaßpreis eines 20 Kreuzerstücks und empfing dagegen den gedruckten Text. Das Ungewohnte der Szene, das Charakteristische der Beleuchtung, die hellen Pfeiler, die dunkeln Tiefen, die langen Schatten, der bunte erwartende Haufe, gab dem Ganzen einen romantischen Anstrich – es herrschte tiefe Stille. Die Musik begann – und mit ihr ein hoher Genuß. – Die Singstimmen waren unter das Personal unserer Oper vertheilt und wurden fast durchgängig rein und deutlich vorgetragen. Besonders verdienen darunter genannt zu werden: Demoiselle *Jagemann*, Madame *Lehnhold*, Hr. *Ehlers*, *Spitzeder*, *Benda*, *Eulenstein* u.s.w. Mehrere Schwierigkeiten zeigten sich bei den Chören; sie sind freilich auf ein sehr großes Personale und überstark besetztes und vollkommen eingespieltes Orchester berechnet, beides also, zumal das letztere, kann bei einer Privatentreprise und bei den ungleichen Fortschritten mitspielender Liebhaber nie zu dem erwünschten Grad von Vollkommenheit gedeihen und man wird immer den Taktmeister durchhören müssen. Ob sich gleich das ganze Personale des Orchesters mit den Sängern an 70 belief, so konnten doch die Chöre die große und hohe Kirche nicht ausfüllen, wozu aber die Lage und Bauart des Chors, welches sehr eng und hoch ist, nicht wenig beitrug. Zu solchen, wie die Mozartischen Kirchenmusiken, müssen die Chöre zweckmäßig und für Musik bequem und passend gebaut seyn, wenn erwünschte Wirkung geschehen soll. Kleinere Kirchen verdienen daher bei schwach besetztem Orchester den Vorzug und vielleicht würde eine zweite Aufführung dieser Messe in unserer Jakobskirche, wenn sich dort der Chorplatz erweitern ließe, von noch größerer Wirkung seyn. Oeffentlich verdient aber Herr Konzertmeister *Destouches* Dank, daß er, unterstützt von dem alles Gute so thätig befördernden, trefflichen Kunstsinn des Hrn. Kammerhern von *Einsiedel*, solche Kompositionen zum allgemeineren Genuß und den Geist für Musik in Anregung bringt, und daß er bei manchen Hindernissen, bei manchem sich findenden Mangel an gutem Willen – das noch zu leisten vermag. Möge er nie abge-

schreckt, und möge er von Seiten des Publikums in solchen Unternehmungen für Kunst und Gefühl doch kräftig unterstützt werden!

S.

Wilhelm Gottfried Herder: Aufführung von Mozart's Requiem in der Hauptkirche zu Weimar, in: Journal des Luxus und der Moden 17 (1802), S. 37-39.

Lesekultur

Das Lese(r)verhalten erfuhr im 18. Jahrhundert einen grundlegenden Wandel. Hinzu kam die Durchsetzung des Deutschen gegenüber dem Lateinischen als Sprache der Gelehrten. Lesen wurde mit den neuen (vor allem auch weiblichen) Leserschichten auch zum Vergnügen, ergänzend zu seinen Funktionen Bildung und Erbauung. Damit veränderten sich die Lesestoffe: der Roman wurde zur beliebten Gattung und die Wahl des Lektürestoffes war zunehmend dem Wandel des Geschmacks unterworfen. Auch Almanache und kurze Formen waren beliebt – Gedichtsammlungen mit Liedbeilagen oder kleine Erzählungen. Inhaltlich verlangte man einerseits nach Neuem – nach Exotischem, nach Abenteuerlichem und Unglaublichem. Andererseits ging es beim Lektüreerlebnis auch um Selbstbespiegelung: Das Interesse für den inneren Zustand der Figuren, für deren Empfindungen und moralische Einstellungen drängten die äußeren, unkalkulierbaren Ereignisse – die ‚Abenteuer‘ – in den Hintergrund. Es war modern und geschätzt, Gefühle und Reflexionen, seelische Vorgänge auf eine aktuelle und alltägliche Art literarisch ausgedrückt zu sehen. Damit wurde das Lektüreerlebnis zum Teil des Selbstfindungsprozesses des Bürgertums.

58. Etwas über Romanenleserei und Leihbibliotheken

Ich hatte schon vor der Revüe einige Studenten (sic!) zu unterrichten im Lateinischen und Französischen. Meine ersten Scholaren waren Herr *Salpius* aus der Mark, Herr *Böhm*, jetzt Doktor der Medicin in Berlin, und Herr *Gassel* aus Westphalen. Nach und nach erhielt ich mehrere. Wenn einige, welche ich zu unter-

richten die Ehre gehabt habe, ihre Namen in meinem Buche nicht finden, so können sie versichert seyn, daß dies nicht daher rühre, weil ich sie vergessen hätte oder es für zu gering hielte, sie zu nennen: ich verehere vielmehr jeden, der zugleich mein Freund war, und das sehr aufrichtig; sondern, weil ich befürchte, manchem Leser lange Weile zu machen, wenn ich da ein großes Namen-Register anführen wollte, wobei ich doch weiter nichts zu sagen hätte, als dem gab ich Stunden im Lateinischen, Italiänischen – Französischen: mit dem las ich den Livius¹⁷⁸ – diesen lehrte ich dies, jenen jenes.

Als ich von der Revüe zurück kam, nahm ich Stadt-Urlaub, das heißt, ich ließ das Traktament dem Kapitain, that keine Wachen, und konnte daher meine Lehrstunden nach mehr Ordnung und Bequemlichkeit abwarten. Dies nöthigte mich aber, meine Sachen so einzurichten, daß ich von meinem Verdienst bei Studenten leben konnte, welches an einem Orte, wie Halle, wo so ziemlich alles theuer ist, und bei einer blos von Studenten abhängenden Lebensart etwas schwer hält. Ich kann indeß nicht klagen, daß es mir jemals an Scholaren gefehlt habe: meine Stunden waren so ziemlich besetzt; würden es aber nicht gewesen seyn, wenn ich soviel dafür hätte nehmen wollen, als die gewöhnlichen Sprachmeister. Daß ich das nicht that, kann man mir im geringsten nicht verdenken; ich konnte ja meine Lektionen ganz und gar umsonst geben, und folglich auch so wohlfeil, als ich dies für mich und meine Kundschaft für gut fand. [...]

Um diese Zeit fing ich auch an, Romane und Komödien zu lesen. Ich hatte zwar schon vorher dergleichen Säckelchen in Händen gehabt, sowohl französische als deutsche: aber niemals war ich erpicht darauf, und ward es erst im Jahre 1784 und blieb es lange Zeit. Der verstorbene Antiquar *Ernst*, welcher mit guten und schlechten Büchern der angenehmen Leserei mittelmäßig versehn war, und um den ich mich auf mehr als eine Art verdient gemacht hatte, brachte mir, da er fand, daß ich dergleichen Büchleins liebte, fast täglich einige, die ich Anfangs nur so durchblätterte, dann mit Behagen las, und endlich gar ver-

schlang. Dies ging so weit, daß ich zuletzt nicht mehr im Stande war, zwei Stunden nach einander bei einem ernsthaften Buche auszuhalten, ob ich gleich Tage lang in den abgeschmacktesten Romanen lesen konnte, sogar in denen, welche vom Verfasser der *Emilie Sommer*¹⁷⁹ und Consorten fabricirt waren.

Für mich konnte das noch so hingehen, wiewol auch ich meine Zeit hätte besser anwenden können und sollen: wenn aber junge Studierende nichts lesen, als Skarteken¹⁸⁰ dieser Art, so ist es beinahe unverzeihlich. In Giessen war dieses Unwesen zu meiner Zeit noch nicht Mode; denn da hatte es dem Herrn Buchhändler Krieger* noch nicht beliebt, sein Romanenmakulatur einbinden und zirkuliren zu lassen: und der Giesser Bursche kauft selten ein anderes Buch, als was er im Kollegium braucht: und so war die so genannte schöne Lektüre, oder das Romanen- und Komödienlesen zu der Zeit in Giessen ganz fremde.

Mit Zotologie hat man sich da beschäftigt, und zotologische Gedichte waren die Modelektüre, bis endlich die Studenten-Komödie und mit ihr das Lesen der Komödien seinen rechten Anfang nahm. In Göttingen waren zu meiner Zeit zwar einige Antiquarien, die Romane u. dergl. zum Verleihen hatten. – Aber in Leipzig und Halle sind jetzt mehrere Büchereien, die einen reichen Vorrath für den Romanenleser enthalten. Man kann da Tag und Nacht lesen, und liest doch kaum den meßlichen Zuwachs dieser Stützen schwacher, weibischer Seelen durch. Da hab ich denn sehr viele gekannt, und kenne noch viele, die wöchentlich drei, vier und mehrere Bände Romane und Komödien durchlesen. Wie viel bei solcher unsinnig ämsiger Lektüre für andre Berufsarbeiten Zeit übrig bleibe, läßt sich denken, und wie sehr dadurch der Geschmack verdorben werde, lehrt die leidige Erfahrung. Ein fleißiger Romanleser scheut ernsthaftes wissenschaftliches Lesen eben so sehr, als einer, der saure Gurken gegessen, und sich die Zähne abgestumpft hat, feste Speisen scheut. Solche Leser sind und bleiben unwissende Stümper,

* Die Fußnoten des Erstdruckes wurden nicht berücksichtigt.

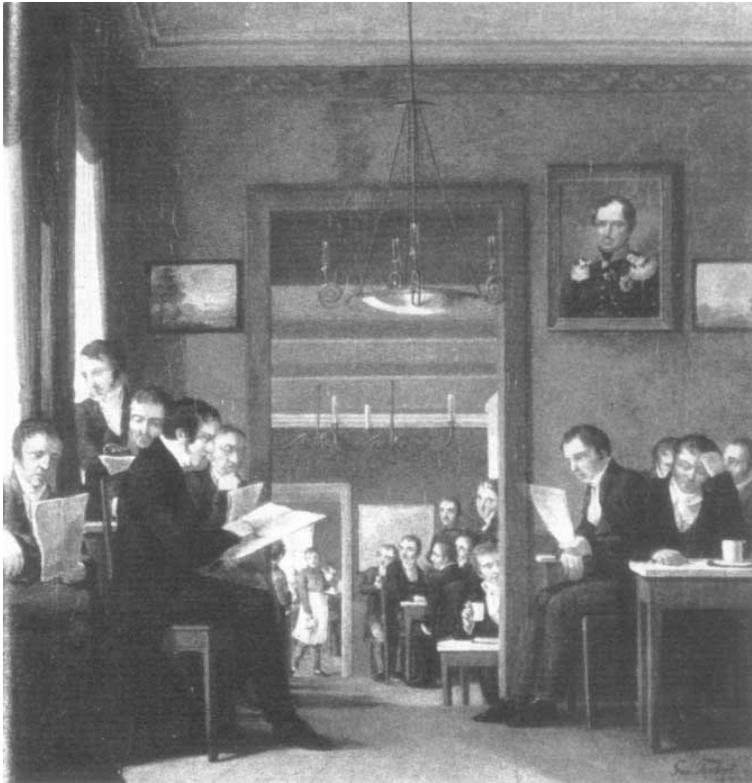


Abb. 10: Lesecafé

und dann, wenn sie die Akademie verlassen, sehen sie ein, daß sie nichts gelernt haben. Erst vorige Woche ging ein gewisser P... von hier ab, der den ganzen Romanenkram beim Buchdruckergesellen Wolf und dem Soldaten Schneider durchstudiert hatte; nun aber, da er fort sollte, nicht einmal ein Thema aus einem sehr leichten Text finden konnte, der ihm vom Konsistorium aufgegeben war. Herrliche Zubereitung auf Brod und künftige Gemeinnützigkeit!

Ich misbillige keinesweges die Lesebibliotheken: ich weiß, daß sie das beßte Mittel sind, gute Kenntnisse und deren Anwen-

dung durch wohlfeilen Umlauf gemeiner zu machen; aber wer in einer solchen Bibliothek nichts sucht oder aufstellt, als Romane, verfehlt diesen Zweck sehr; ja, Bibliotheken, die weiter nichts enthalten, als Romane, sind von keinem Nutzen, sind sogar offenbar schädlich. Sie verwöhnen die Seele zu einem unverhältnißmäßigen Gebrauch ihrer Kräfte, sie bringen ihr einen entscheidenden Hang bei, sich mehr mit Vorstellungen von bestimmter als unbestimmter Art abzugeben, und erhöhen dadurch die Empfindungs- und Einbildungskraft auf Kosten der Denkkraft oft ungeheuer. Da überdies die Gegenstände, oder die Bearbeitung der meisten Romane über das Gebiet der wirklichen Welt hinausschwärmen, so flößen sie jungen Köpfen ideale Maaßstäbe ein, die, gegen die wirkliche Welt gehalten, nie und nirgend passen, und bilden sie so zu Misanthropen, denen überall nichts recht ist. Im geschäftigen Leben, wo ernsthaftes und angestregtes Ueberlegen erfordert wird, kann man aber diese Leutchen nicht brauchen, und am Ende werden sie politische oder geistliche Hieremiasse oder Jonasse¹⁸¹, die weit eher im Stande wären, allgemeine Unzufriedenheit anzuzetteln und dadurch nach und nach zum Aufruhr zu verleiten, als die freimüthigsten Schriften, die irgend ein Philosoph zum Zuchtspiegel für Regenten und Unterthanen aufstellt. Ist aber hieran unsere heutige Lehrmethode nicht hauptsächlich Schuld? Kann das übertriebene *Basedowisiren*¹⁸² zum gesetzten männlichen Denken vorbereiten? Wird nicht überall mehr getändelt und gespielt, als allmählig zum ausdauernden Fleiß bei Gegenständen des Denkens und Handelns angeführt? Wird nicht mehr auf ästhetisches Scheinen als auf philosophisches Seyn gearbeitet? – Aber wir leben in den Zeiten der Spiele und der Täuschung! Könige spielen, Minister spielen, Soldaten spielen, Universitätsler spielen, Consistorialräthe spielen, und nur der geplagte Bürger und Bauer arbeitet oft bis aufs Blut, und rechnet auf Belohnung im Himmel!

Wer da glaubt, daß ich das Wesen und die Folgen des Romanlesens zu hoch berechne, den wird schon der bloße Anblick einer

Lesebibliothek, und etwas Umgang mit Romanenlesern belehren können: Wenigstens stehen in der akademischen Lesebibliothek zu Halle die wissenschaftlichen Werke, wie alle Werke von mehreren Bänden, sobald sie nicht Romane sind, noch beinahe wie ganz neu da, und die lieben Romane sind beschmutzt und beschädigt. Ich bedaure den Herrn *Bispink*, als den Inhaber dieser Anstalt, daß er sein saures Verdienst für eine Grille hingiebt, die weder ihm noch Andern frommet. Er fährt nämlich eigensinnig fort, die besten Werke von Messe zu Messe anzuschaffen, die in Geschichte, Statistik, Länder- und Völkerkunde, Philosophie, Theologie u. dgl. einschlagen: und wer liest sie! Er hat nicht einmal in Halle so viel Liebhaber der ernsthaften Lectüre finden können, um ein Journalistikum aus den besten Englischen, Französischen und Italiänischen Zeitschriften gegen die billigsten Bedingungen zu Stande zu bringen. Wenn es aber auf der berühmten hallischen Universität so ist, wie mag es an kleinern und minderberühmten Oertern seyn! Wie gesagt, wir leben in den Tagen der Spiele und der Täuschung. So denke ich jetzt; 1784 dachte ich anders: und daher kam es denn, daß ich das Romanlesen so lange fortsetzte, als meine Freundschaft mit dem Antiquar Ernst währte.

Friedrich Christian Laukhard: Etwas über Romanenleserei und Leihbibliotheken, in: Friedrich Christian Laukhard: Leben und Schicksale; von ihm selbst beschrieben, und zur Warnung für Eltern und studierende Jünglinge herausgegeben. Halle 1792, 2. Theil, S. 278-290.

59. Glückliche Begeisterung

Ludwig Tieck an Wilhelm Wackenroder, 12. Juni 1792

Halle, am 12. Juni 1792

[...] Lieber W., wenn Du recht glücklich sein willst auf mehrere Stunden, so lies den zweiten Teil vom Genius¹⁸³, der diese

Ostermesse herausgekommen ist, er hat mich äußerst glücklich gemacht, es ist fast gar nichts Wunderbares darin, aber ich habe mich so ganz und gar darin wiedergefunden, alle meine Lieblingsideen so schön ausgeführt, daß ich dem Verfasser außerordentlich gut geworden bin; lies ihn nächstens und besonders aufmerksam die Szenen bei dem Einsiedler, dies ist nach meiner Meinung das Schönste, der Triumph des Verfassers, so dachte ich mir meinen Almansur¹⁸⁴ (wenn Du Dich noch dieses flüchtigen Aufsatzes erinnerst) dies war mein Ideal, so hatt' ich schreiben, so alles sagen wollen. –

Ich bekam beide Teile vom Genius und weil Schwinger¹⁸⁵ [?] oft bei mir ist, und sich fast eben so oft ennuyirt, und weil mit Schmohl¹⁸⁶ nicht so recht etwas anzufangen ist, und am meisten weil ich mir vom zweiten Teil sehr viel Schönes versprach, so machten wir aus, daß ich ihnen beide Teile hintereinander vorlesen sollte, wir fingen um 4 an. Es interessierte sie außerordentlich, wie der erste Teil denn wohl jeden anziehn muß, und wir machten nun aus, daß Schwinger dort bleiben sollte bei uns, weil vorauszusehen war, daß wir schwerlich vor zwei Uhr in der Nacht zu Ende kommen würden, unsre Rechnung traf sehr zu, denn nach neun hatten wir den ersten Teil beendet. Der zweite ward angefangen, ach! und ich bin lange nicht so glücklich gewesen, besonders bei jenen Szenen, von denen ich Dir schon gesagt habe, und grade bei diesen (es war schon nach 12 Uhr) fingen meine beiden Zuhörer alle Augenblick an einzuschlafen, weil hier eigentlich keine Handlung, kein Fortgang der Geschichte war, doch ich war in einer zu schönen Stimmung, alle Menschen waren mir so lieb, die Welt so teuer geworden, daß ich mich darüber gar nicht ärgern konnte, sondern ich las stets weiter mit eben dem Enthusiasmus, mit eben dem ununterbrochenen Eifer, nach 2 Uhr war das Buch geendigt. Eine kleine Pause, worin ich nichts sprechen, nichts denken konnte, alle Szenen wiederholten sich vor meinen Augen, mir war so zumut wie Dir nach einem ergreifenden Akt einer Tragödie während der schalen Musik, ich hörte das Geschwätz um mich her, ohne



Abb. 11: Vorlesung bei Tieck

es zu vernehmen, ich lag in den lieblichsten Träumen eingewiegt, ich empfand, wie ich nur selten, nur in den schönsten Stunden der glücklichsten Begeisterung empfinde, ich stand so viele Stufen höher als gewöhnlich, tausend Ideen, tausend große Vorsätze schwebten auf goldenen Wolken um mich her und winkten mir lächelnd entgegen – doch wozu will ich Dir beschreiben, was keiner als gerade Du besser empfindet. – Schmohl und Schwinger gingen in die Kammer um sich schlafen zu legen, ich wollte die Nacht auf einem Stuhl zubringen, wie ausgemacht war. – Das Licht ward entfernt, ich war allein, Nacht um mich her, nur eine sommerliche Dämmerung brach sich durch die Fenster, und kuckte schläfrig hinter den weißen Gardinen hervor, die Nacht schien mit trüben, verdrießlichen Augen nach dem Tage hinzublicken. Ich stand gedankenvoll mit dem Arm auf einen Stuhl gelehnt, in jener schönen erhabnen

Schwärmerei verloren, nur für Schönheit empfänglich, süße Töne wie abgebrochne Gesänge schwärmten um mein träumendes Ohr, rosenfarbene Bilder umgaukelten mich mit blauen Schmetterlingsflügeln, – als plötzlich – noch schaudre ich, wenn ich daran denke, noch kann ich die Möglichkeit nicht begreifen – als wie in einem Erdbeben alle diese Empfindungen in mir versanken, alle schöne grünenden Hügel, alle blumenvollen Täler gingen plötzlich unter, und schwarze Nacht und grause Totenstille, gräßliche Felsen stiegen ernst und furchtbar auf, jeder liebliche Ton wie verweht, Schrecken umflog mich, Schauder die gräßlichsten bliesen mich an, alles ward um mich lebendig, Schatten jagten sich schrecklich um mich herum, mein Zimmer war als flöge es mit mir in eine fürchterliche schwarze Unendlichkeit hin, alle meine Ideen stießen gegeneinander, die große Schranke fiel donnernd ein, vor mir eine große, wüste Ebne, die Zügel entfielen meiner Hand, die Rosse rissen den Wagen unaufhaltsam mit sich, ich fühlte es wie mein Haar sich aufrichtete, brüllend stürzte ich in die Kammer. – Jene, in der Meinung, ich will sie erschrecken, schreien ebenfalls, als plötzlich sich die kleine Kammer wie zu einem weiten Saal ausdehnt, in ihnen zwei riesenmäßige Wesen, groß und ungeheuer, mir fremd, deren Gesicht wie der Vollmond ist (o jetzt versteh' ich erst ganz diese vortreffliche Schilderung im König Lear) mir war, als sollt' ich niederstürzen, die Angst und Wut schüttelte alle meine Glieder, ich hätte beide niedergestochen, hätt' ich einen Degen in meiner Gewalt gehabt. Ich war auf einige Sekunden wirklich wahnsinnig. Jetzt kam eine verlorne (?) Idee zurück, ich stürzte vorüber, den Zügel wieder zu fassen, der Wagen stand, um Gotteswillen! ich werde rasend! rief ich, und sank halb ohnmächtig nieder, alles gewann nach einem kleinen Kampfe seine natürlichen Umrisse wieder, ich fand mich selbst wieder. Ich war äußerst ermattet. Alle meine Pulse klopfen hörbar. Meine Phantasie arbeitet aber immer noch, wie ich mich nur von wenigen Stunden erinnern kann, der Anblick des Weißen war mir besonders schrecklich, Schmolh mußte sich

daher seinen Überrock anziehen, er war mir noch immer etwas fremd, ich entsetzte mich noch jedesmal, so oft ich ihn ansah. Höchst ermattet legte ich mich endlich aufs Bette, aber alles erschreckte mich, die Tür der Kammer stand auf, und unser Zimmer war mir wie das Reich des Todes, man mußte die Tür zumachen; über eine Stunde brachte ich in einem Zustande zu, der einer Ohnmacht des Körpers nahe war, indes alle Kräfte der Phantasie krampfhaft arbeiteten. Das Licht ward endlich ausgelöscht. Sobald ich die Augen zumachte, war mir als schwämme ich auf einem Strom, als löste sich mein Kopf ab und schwämme rückwärts, der Körper vorwärts, eine Empfindung die ich sonst noch nie gehabt habe, wenn ich die Augen aufmachte, war mir's, als läge ich in einem weiten Totengewölbe, drei Särge nebeneinander, ich sehe deutlich die weißen, schimmernden Gebeine, alles dehnte sich in eine fürchterliche Länge, alle meine Glieder waren mir selbst fremd geworden und ich erschrak, wenn ich mit der Hand nach meinem Gesichte faßte. Schmohl war mir immer ein fürchterliches Ungeheuer, das die einbrechende Dämmerung des Morgens zu fürchterlichen Gestalten umwandelte. So brachte ich noch eine entsetzliche Stunde zu, alle Schrecken des Todes und der Verwesung umgaben mich, alles Schöne war in mir erstorben, ich konnte keinen angenehmen Gedanken denken. Einigemal schlief ich ein, Du weißt, daß das Einschlafen mit einer krampfhaften Zuckung anfängt, diese war aber so gewaltsam, daß ich davon fürchterlich in die Höhe geworfen wurde. Endlich schlief ich ein und erwachte äußerst ermattet. Ich konnte den ganzen Tag nicht ausgehn, und mich kaum von einem Stuhl zum andern bewegen. [...]

Wilhelm Wackenroder an Ludwig Tieck, 15. Juni 1792

Dienstag, den 15. Juni, abends

Mit nassen Augen fang' ich an, Dir zu schreiben. O Tieck, Du hast mir schon manche Tränen ausgepreßt; tausend süße, für die



Abb. 12: Porträt Wilhelm Wackenroder (1773-1798)

ich alle Schätze der Welt nicht verlangte; aber auch bittere, herbe Tränen, die in meinen Augen gebrannt, und mich zu einer melancholischen Sympathie erhitzt haben. Du hast mich lange nicht so erschüttert als durch Deinen letzten Brief. Wenn Du weißt, wie heftig ein solcher Donnerschlag, ein solches Ungewitter, das dem Wohl seines Freundes droht, in dem Herzen seiner andern Hälfte widerhallen muß; wenn Du Dir vorstellen kannst, wie schrecklich wahr und lebhaft alle Züge und Bilder vor mir stehen, die Dein flüchtig kühner Pinsel auf das Papier wirft; o so wirst Du empfinden wie das, was Du mir zu erzählen

wagst, den kältesten Schauer über mein Gebein gegossen, und alle meine Nerven gewaltsam durchbebt hat. Gütiger Himmel! auf welchem entsetzlichen Rande hast Du gestanden! O Tieck, – Gott möge verhüten, daß unsre Freundschaft, die ein Beispiel der möglichen Menschenglückseligkeit sein sollte, keinen Stoff zu einem Trauerspiel gebe.

Um alles in der Welt willen, welcher Dämon macht sich denn ein Vergnügen, Dich unglücklich zu machen? Ich weiß nicht, wie meine Zunge zu Dir sprechen soll; sie erstarrt.

Aber ich muß, ich muß Dir laut zurufen auf Deinen gefährlichen Irrwegen; Du möchtest, – Gott! wie hat es denn dazu kommen müssen. Halt Dir Dein Ohr nicht zu, wenn ich jetzt mit starker Stimme zu Dir spreche, ich muß. – Sprich? bin ich Dir denn so nötig, um Dich von Verirrungen und schwelgerischen, verderblichen Ausschweifungen in den Genüssen des Geistes zurückzureißen? Ist Schmohl denn so ein kaltes, stummes, teilnehmungsloses Marmorbild? Ich bitte Dich, um alles was Dir heilig ist: wende ein Körnchen Deiner Vernunft an, und betrachte, was Du getan hast. Welch ein entsetzliches Unternehmen, zwei Bände in einem Nachmittage und einer Nacht hintereinander in einem Atem zu lesen! Nicht genug! Ein Buch, was alle Phantasie aufs äußerste umherjagt, über die Grenzen der Besinnung herumjagt. Wie ist es denn möglich, daß Du Dich selber nicht mehr kennst? Oder opferst Du einer lüsternen Begier, einem Kitzel, etwas Außerordentliches Dir selbst vorzutun, Deine Zufriedenheit auf, deren Zerstörung Du voraussiehst? Tieck, ich schäme, ich verdamme mich, daß ich solche Ausdrücke brauchen muß, aber ich kann nicht anders. Das Tote, Unbelebte des Buchstabens mag der Nachdruck der Worte ersetzen. Ist Schmohl denn so blutwenig um Dich besorgt? Wie ist es zu begreifen, daß er Dir immer hat zuhören, und, als wärest Du eine Sprechmaschine, dabei einschlafen, ruhig einschlummern können? [...]

Und Du, Du, Tieck, Du könntest unbesonnen genug sein, aus mutwilligem Humor, aus bloßem armseligem Kitzel, aus Sucht,

Dir ein schales kleines Vergnügen zu machen, etwas zu tun, wodurch Du Deine Freunde auf ihre Lebenszeit unglücklich machst, Elend auf ihr heiteres Leben säest, und durch sie auf die sie umgebende Welt auch noch trübsinnige, melancholische Gefühle verbreiten willst? Du denkst: „Ich möchte doch sehen, ob ich das Buch in einem Abend ganz durchlesen könnte, – ich möchte doch wissen, ob ich es aushielte, mehrere Nächte hintereinander oder in einer heftigen Geistesspannung zu arbeiten, – ich hätte wohl einmal Lust, in einem Tage 14 Meilen zu gehn, – ich möchte gern aus Spaß einmal in einer ganz finstern Nacht auf den Giebichensteiner Felsen an den gefährlichsten Stellen heraufklettern“ – und tausend andre Sachen. Entsetzlich! [...]

Tieck, es muß besser werden mit Dir, besser sag ich, – schiele nicht nach dem traurigen Platz um die Kirche hin, wo Hügel und Kreuze stehn, und falber Wermut wächst, – nein! besser in diesem Leben. Sollte der Himmel Dir einen erhabenen Geist bloß zu Deiner eigenen Qual gegeben haben? Und willst Du, unter dieser Voraussetzung, immer selbst Deiner vermeintlichen Bestimmung zum Unglück, entgegenarbeiten? – Es ist nicht möglich, Tieck! Du bist ein Engel! und Du solltest ewig unglücklich sein? [...]

Vergib mir, wenn mein Brief heftig und sonderbar ist. Ich küsse Dich zärtlich, und – verspreche, wenn es nur irgend angeht, Dir künftigen Posttag wieder zu schreiben. Gott sei mit Dir.

W. H. Wackenroder

Glücklichste Begeisterung (Ludwig Tieck an Wilhelm Wackenroder, 12. Juni 1792; Wilhelm Wackenroder an Ludwig Tieck, 15. Juni 1792), in: Wilhelm Wackenroder: Werke und Briefe. Hg. von Friedrich von der Leyen. Jena 1910, Bd. 2, Nr. 8, S. 49-52, Nr. 9, S. 70-77.

60. Eine Damen-Bibliothek

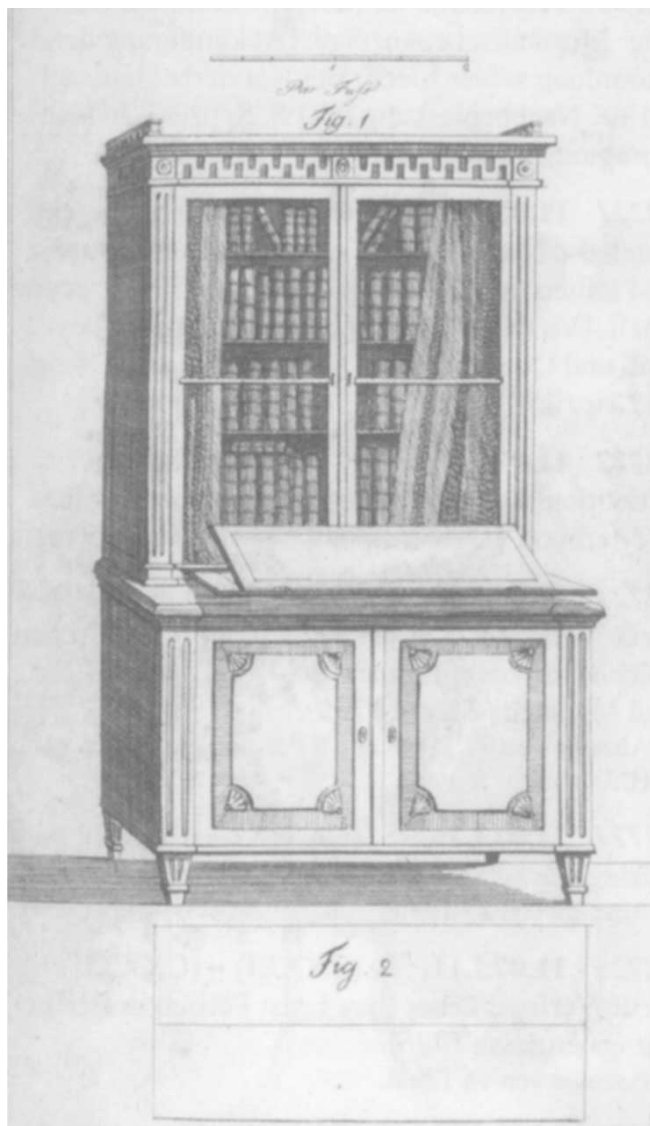


Abb. 13: Damen-Bibliothek

Jedes Frauenzimmer von guter Erziehung und Cultur hat gewiß immer einige Lieblingsbücher und Schriftsteller zur Unterhaltung und Nahrung ihres Geistes in einsamen Stunden, und kann also, ohne sich das nachtheilige Ansehen zu geben, die gelehrte Frau zu spielen, einen kleinen Bücherschrank in ihrem Zimmer haben, der ihre litterarischen Lieblinge, so wie auch, wenn sie Liebhaberin der Kunst ist, Kupfer und Zeichnungen in sich faßt. Daß eine solche kleine Damen-Bibliothek ein schönes, bequemes und gefälliges Meuble seyn müsse, versteht sich ohnedieß. Wir liefern auf Taf. 21. den Riß zu einer solchen Bibliothek, wie man sie anjetzt hat, und zwar in Fig. 1 den Aufriß und in Fig. 2 den Grundriß. Die obere Hälfte ist ein Bücher-Schrank mit 2 Glasthüren und grünseidnen Vorhängen hinter dem Glase. Der Untersatz ist ein noch einmal so tiefer Schrank mit 2 Thüren und 3 hohlen Fächern, zu Kupfern, Zeichnungen oder Musikalien. Zwischen beyden Schränken zieht sich ein Schieber heraus, welcher ein leichtes Lesepult enthält, das man aufstellen kann, wenn man z.E. ein Kupferwerk in Quart oder Folio besehen, und bequem darin blättern will. Die eigne Wahl der Besitzerin wird bestimmen, von was für Holze ein solches elegantes Meuble gemacht werden soll.

Eine Damen-Bibliothek, in: Journal des Luxus und der Moden 11 (1796), S. 381.

61. Langer Stuhl zum Lesen eingerichtet

Sonst waren die sogenannten *Chaises longues*, die weyland der Luxus und Sybaritismus von Paris erfand, blos zum Schlafen und Faullenzen bestimmt; hier ist eine *Chaise longue* von anderer Art zum Lesen und Studiren eingerichtet. Oft hat man, wenn man krank ist, oder lange am Schreibetische mit zusammengedrücktem Unterleibe gegessen hat, Ruhe und der Körper eine liegend ausgestreckte Stellung nöthig. Man will in dieser Stel-

lung vielleicht gern einen Quartband einer neuen Reisebeschreibung, den man nicht in den Händen halten kann lesen, oder ein naturgeschichtliches Kupferwerk und dergl. zur Erhohlung durchblättern. Hier ist ein bequemer Lesestuhl dazu eingerichtet. Er ist von Birnbaum oder Mahagony mit schwarzem Engl. Pferdehaarzeuche oder schwarzem Kamelot gepolstert, der Sitz so lang, daß man mit völlig ausgestreckten Füßen darauf halb sitzen halb liegen kann. Auf die langen ungepolsterten Arme wird, wenn man erst drauf sitzt, ein bewegliches Lese-pult gelegt, welches nicht allein hoch und niedrig gestellt wird; sondern auch unter dem Bodenbrete ein Paar hölzerne Riegel hat, die man von beyden Seiten heraus und in die Nuthen der beyden hölzernen Arme drückt, so daß man auf diese Art das Lese-pult bequem hin und herschieben kann, ohne daß es abschurrt, und von den Armen herunter fällt.

Langer Stuhl zum Lesen eingerichtet, in: Journal des Luxus und der Moden 14 (1799), S. 107.

62. Was wird gelesen?

Im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Leipzig sind von Ostern 1802 bis 1803 erschienen:

Allgemeine Zeitung 1802. 1803. 4. Der Jahrgang 10 Rthlr. 18 fl.

Dieses seit 1798 mit der möglichsten Sorgfalt unterhaltene Institut wird von jedem Sachkundigen als die vollständigste Sammlung dieser Art für unsre Zeitaeschichte anerkannt, worinnen man die Aktenstücke und offizielle Berichte ausführlich, öffentliche Verhandlungen aber in einem gedrängten und treuen Auszug, und was den eigentlichen Stoff der gewöhnlichen politischen Zeitungen, die Tagsgeschichte, betrifft, mit beschreibender und anständigen Wahrheitsliebe und auf solche Art gesichtet findet, daß dadurch wenigstens die erste Brücke zwischen dem Chaos der öffentlichen Sagen, und der historischen Bearbeitung der Gegenstände derselben gebaut ist. Daß dabei nichts versäumt wird, was zur Kenntniß der Sittengeschichte, der Kultur, des Handels, und jeder andern interessanten Ansicht gehört, findet man beynabe in jedem Stücke belegt, so daß diese täglich erscheinende Zeitung, als ein möglichst vollständiges Repertorium der Zeitgeschichte, keiner öffentlichen Bibliothek und keinem mit der Geschichte seiner Zeit fortschreitenden Mann fehlen sollte.

Es sind noch einige vollständige Exemplarien von 1798 bis zum laufenden Jahrgang zu haben, die man, wenn man sich unmittelbar an die Verlags-Handlung wendet, für den Preis von 4 Carolins haben kann.

Almanach des Dames pour l'an 1803. mit Kupf. 16. gebunden 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 fr.

Von den Verfassern, deren Beyträge diesen Almanach zieren, dürfen wir nun Delille, Chenier, Lebrun, Vigée, Collin d'Harleville, Segur l'ainé, Mercier, Mad. de Genlis, Mad. de Beaufort anführen, um den Beifall zu bekräftigen, womit diese niedliche Sammlung auch in diesem zweiten Jahrgang aufgenommen wurde. Die Kupfer sind nach den besten Gemälden des Pariser Museums von Fortier aufs vorzüglichste gestochen und da die Herausgeber im Sinne haben, diese Auswahl fortzusetzen, so erhalten die Besitzer dieses Almanachs zugleich eine sehr interessante Kunstsammlung.

Archienholz (J. W. v.) historische Schriften, 2 Thle. 8. 3 Rthlr. 12 gr. 6 fl. 20 fr.

Der berühmte Hr. Verfasser widmet diese Sammlung der Erzählung ausgezeichneten und bisher nur unvollkommen bekannter Begebenheiten, die sich mehr zu abgesonderten, für sich bestehenden Gemälden, als zu bündereichen Ausführungen eignen.

Der Inhalt des ersten, in der ersten Ausgabe 1791 erschienenen, Bandes, zeigt die interessante Wahl des geistvollen Verfassers, die von ihm in seiner längst bekannten anziehenden Schreibart dargestellt sind:

Gemälde der preussischen Armee vor und in dem siebenjährigen Krieg.

Historische Bemerkungen über die große sittliche Revolution im 16ten Jahrhundert.

Geschichte der Verwörung des Fiesko im J. 1547.

Geschichte des Papsts Cirtus V.

Der 2te, an der letzten Oster-M. erschienene, Band, enthält die Geschichte der Slibustier und ist unter diesem Titel auch besonders zu haben.

Schwerlich war ein Gegenstand aequivalenter, in der gegenwärtigen Zeitperiode historisch dargestellt zu werden, als die Republik der Slibustier. Diese außerordentliche Erscheinung des 17ten Jahrhunderts war noch nie mit derjenigen Vollständigkeit und historischen Kritik behandelt worden, die sie verdient, und es muß daher um so erretlicher seyn, daß ein solches Gemälde von einer solchen Meisterhand ausgeführt wurde.

Wie klein in ihrer Entstehung und wie wichtig in ihren Folgen diese Republik war, der nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich Amerika von einem Vol zum andern zu unterwerfen und der Erde eine ganz andre politische Gestalt zu geben, als wir sie jetzt durch Colonien, Handel und Schifffahrt haben — wird jedermann mit dem größten Vergnügen hier lesen, und die seltne Entwicklung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten bewundern, die die Slibustier in ihrem regellosen, tumultarischen Zustand, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeiz, bloß den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, aufstellten, und Thaten verübten, über welche noch die spätere Nachwelt erstaunen wird.

Archiv, juridisches von Danz, Gmelin und Tasneger, I B. 48 bis III 35 Hest. gr. 8. Jedes Hest brochirt 18 gr. 1 fl. 20 fr.

Die neueste juridische Literatur verdiente schon längst mit derjenigen Unparteilichkeit und Kritik angezeigt zu werden, wodurch sich dieses Archiv auszeichnet, welches neben einer vollständigen Anzeige aller neuern Produkte in diesem wissenschaftlichen Zweig noch manche wichtige Abhandlungen mittheilt, und dem Geschäftsmann wie dem bloßen Literator zu empfehlen ist.

Wollen (E. F.) die Lehre von öffentlichen Unterpfindern, nach römischem, deutschem und württemberg. Rechte, 8. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 fr.

Der Gegenstand dieser Abhandlung hat ohne Zweifel ein

desto arößeres praktisches Interesse, als die Materie nach den täglichen Gebräuchen mit den arößten Schwierigkeiten umgeben ist. Um die Arbeit noch nützlicher zu machen, hat sich der Hr. Verfasser nicht bloß auf das Eigenthümliche der öffentlichen Gesandter beschränkt, sondern auch diejenigen Erfordernisse, so wie die auf den Konkurs sich beziehende Wirkungen, welche demselben mit den andern Prämien gemein sind, untersucht. Auch ist die Materie von der kaiserialischen Verbindlichkeit der Gerichte aus den öffentlichen Beschreibungen vollständig abgehandelt.

Briefe eines jungen Gelehrten an seinen Freund,
gr. 8. 1 Rthlr. 12 gr. 2 fl. 45 fr.

Der Verfasser dieser Briefe ist Johannes Müller, dem wir die Geschichte der Schweiz verdanken: mehr bedarf es nicht, um sie über alle Empfehlung zu erheben.

Burdin vom Menschen. Beschreibung seines organischen Baues, verglichen mit dem Bau der Thiere; Geschichte seiner Krankheiten; Erklärung seines organischen Lebens. Ein encyclopädisches Werk für die Schüler der Heilkunst, für Thierärzte, Gelehrte und Jedem, der sich über die Physiologie des Menschen hinlänglich unterrichten will, um nützliche Anwendungen davon zu machen. Aus dem Französischen übersezt und mit Zusätzen und Anmerkungen versehen von Dr. Neuß, Privatdocenten zu Göttingen. Erster Theil. 2. Der organische Bau. Erster Band. 20 gr. 1 fl. 30 fr.

Der Titel gibt ausführlich genug an, was in diesem Werk zu finden ist, und auch gerunden werden wird.

Cäciliens Briefe an Lilla. Ein Handbuch für Bräute, Gattinnen und Mütter oder solche, die es werden wollen. 8. Zwen Bände 1 Rthlr. 16 gr. 3 fl.

Diese Schrift ist dazu bestimmt, nicht nur heranwachsende Frauenzimmer zu dem wichtigen Schritte in den Stand, der ihre eigentliche Bestimmung ist, vorzubereiten, sie auf den rechten Weg zur Erreichung dieser Bestimmung hinzuleiten, und auf demselben in dem geraden vernunftmäßigen Gleise zu erhalten, — sondern auch denen, welche das Ziel schon erreicht haben, eine glückliche Thätigkeit in ihrem Kreise zu erleichtern. Zu dem Ende schildert sie ihnen im ersten Bande das der

Pflicht und der Klugheit gemäße Betragen sowohl in der Wahl eines Gatten, als der Braut gegen den Verlobten, des Weibes gegen den Mann; im zweyten aber das der Mutter in der Behandlung der Kinder, vornemlich in so fern sie, als ihre erste Erzieherin, auch die erste Hand an ihre Bildung zu legen hat. — Dieses alles nicht im trockenen Lehrtone, sondern in der gefälligen Form eines Briefwechsels zwischen zwey Freundinnen, wovon die ältere die jüngere durch die Erzählung der Geschichte ihrer eigenen Ehe und ihres Lebens unter ihren Kindern über alle diese wichtige Gegenstände belehrt. — Die mit Beyfall aufgenommenen Proben dieser Schrift in einigen Jahrgängen der Flora lassen hoffen, daß auch das Ganze seine Wirkung nicht verfehlen werde.

Damenkalender auf 1803 von La Fontaine, Huber, Jean Paul Richter, Schiller und andern, mit Kupf. geb. 12. 1 Rthlr. 8 gr. 2 fl. 24 fr.

Der Werth dieses seit 1798 erscheinenden Taschenbuchs ist durch die angeführten Verfasser und den großen Beyfall des Publikums hinlänglich entschieden; auch sein künftiger Nachfolger darf sich das Gleiche versprechen.

Prometheus, ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen von J. D. Falk, gr. 8. Belin 2 Rthlr. 16 gr. Postfr. 2 Rthlr.

Die große, beruhigende Ansicht dieses so eben erschienenen Naturgedicht's ist so alt, wie Lukrez, man könnte beynah sagen, so alt, wie die Welt. Unter den Neuern sind vorzüglich Leibniz, Lessing, Spinoza, Jacobi und Andere auf diesem Wege gewesen. Gewiß wird es selbst den Lesern, die mit den neuesten Fortschritten der Astronomie, Philosophie und Naturlehre in unsern Tagen bekannt sind, angenehm seyn, die Resultate des tief sinnigsten Nachdenkens eines Newton, Leibniz, Kant, Herschel, Schröter, Fichte, Schelling, hier leicht, vielend und poetisch ausgedröck, in einer Reihe lehrreicher Fictionen, zu erhalten. Die Wunder der Thier- und Pflanzenwelt, das Geheimniß Gottes in der Wanderung unzähliger Seelen, die Herbergen der Vögel, Pflanzen, Blumen und Insekten, die wie im Schlaf mit uns über diese Erde ziehen, und von Station zu Station umgewandelt, vielleicht immer wieder und wieder zurückkehren: dieß sind die Gegenstände, mit denen sich der Prometheus beschäftigt, und die als solche mit Recht eine Anforderung an die Aufmerksamkeit jedes gebildeten Lesers aus allen Ständen machen.

Was wird gelesen!? in: Taschenbuch auf das Jahr 1804, [nach S. 152] Seiten ohne Paginierung.

63. Zirkel-Romane

Nächst der interessanten, geselligen Unterhaltung aus dem Gebiete der Mnemonik, wo eine ganze Gesellschaft an gemeinschaftliche, aus schönen Formen bestehende, Grundbilder eine genannte Reihe von Gegenständen im Geiste anbindet und sonach jedes Mitglied ein eigenes Bild der Verbindung des Grundbildes und des gegebenen Gegenstandes entwirft, man sich dann solche, der Reihe nach mittheilet und an den mannichfaltigen und oft sonderbar und abenteuerlich abweichenden Beschäftigungen der Phantasie ergötzet, (wovon wir unsern schönen Leserinnen bald eine nähere Ausführung vorlegen wollen) – ist eine zweite Unterhaltungs-Art an die Tagesordnung getreten, wodurch Freunde und Bekannte, auch außer den gesellschaftlichen Zirkeln, auf die angenehmste Weise beschäftigt und in einer interessanten Geistesberührung erhalten werden.

Zwei, drei, vier, auch mehrere Personen von ziemlich gleicher Bildung, nehmen sich vor, einen kleinen Roman, Märchen etc. gemeinschaftlich zu schreiben, und ihre Ideen und Phantasie-Bilder in ein Ganzes zu verweben.

Einer fängt den Roman, Märchen etc. (ich rathe zu dem Romantischen überhaupt!) an und schreibt eine Seite, Viertels- oder halben Bogen, wie man das nun bestimmt hat, voll. Er giebt den Ton an, und hat daher die größte Freiheit, den Schauplatz nach seinen Lieblingsphantasien zu eröffnen. Doch mit Schluß des Blatts oder halben Bogens, und wenn es mitten in einem Pectoden wäre, ist seine Schöpfermacht aus, und er muß das Schicksal seiner Helden in fremde Hände legen.

Er sendet nun das Manuscript an den Nächsten; dieser schreibt weiter nach seiner Willkür, ebenfalls nicht mehr als der erstere; darf aber nicht aus dem angegebenen Tone fallen, dem bereits Geschriebenen nicht widersprechen, und den aufgestellten Helden und figurirenden Personen keinen Characterzug andichten, der mit den vorigen Angaben widersprechend wäre. Er muß

sowohl die Charaktere zu halten, als auch die Geschichte in gerundeter Ordnung wie ein Ganzes fortzuführen suchen.

Uebrigens ist es ihm erlaubt, das Schicksal walten zu lassen, wie es ihm beliebt, alle dießfälligen Anlagen im vorigen Blatte wieder umzuwerfen, die Verlegenheiten und Schwierigkeiten zu häufen, und dem nächsten Schreiber das Blatt oder Bogen an einer Stelle zu übergeben, wo er beinahe nicht weiß, wo aus und ein. Besonders durch Letzteres wird das Vergnügen ungemein gewürzet! – Man freut sich kindisch, den nächsten Schreiber in hohe Verlegenheit gebracht zu haben, und dieser nächste triumphirt wieder, wenn er sich glücklich aus der Affaire gezogen hat. Dabei gewinnt auch der Roman an interessanten Stellen außerordentlich; und man könnte beinahe behaupten, daß nur auf diese Art das romantische Product hervorgehen könne.

Ist der zweite mit seinem Blatte fertig, (wozu man eine Zeit von einigen Tagen festsetzen und für den saumseligen eine gewisse Strafe bestimmen kann.) so sendet er das ganze Product an den dritten; welcher nun auch sein Blatt oder Bogen, unter den nämlichen Bedingungen, wie der zweite, schreibt und weiter schickt.

Ist der Zirkel, welcher doch nie zu groß sein darf, und freilich unter zwei und drei sich am schönsten rundet, vollendet, so bekömmt das Manuscript der erstere wieder und schreibt von neuem sein Blatt, und so weiter, bis man in einer Versammlung der sämmtlichen Autoren durch die Mehrheit der Stimmen entschieden hat, daß die Geschichte nun zum Schlusse gebracht werden müsse.

Wie sehr eine solche Uebung zur Ausbildung beiträgt, den Styl geschmeidiger macht und aufs Wort merken lehrt, fällt in die Augen. – Die ganze Gesellschaft ist, wo sich die Glieder auch treffen, in steter angenehmer Berührung; man neckt sich und lacht über die gegenseitige Verlegenheit; droht das nächste Mal, es noch weit ärger zu machen; klagt über den Vormann und beneidet einander launig über die Stelle, in welcher man in dem durchs Loos bestimmten Zirkel steht.

Die größte Fülle von Vergnügen äußert sich aber vorzüglich dann, wenn eine Gesellschaft, von 4 bis 5 Personen, sich entschließt, zu gleicher Zeit so viel Geschichten anzufangen und im Zirkellauf fortzusetzen, als Mitglieder der Gesellschaft sind. Jedes Mitglied fängt alsdann einen Roman etc. an, und sendet an seinem bestimmten Tage sein Blatt weiter, und erhält sonach auch von seinem Vormann dessen erstes Blatt; nach vielleicht acht Tagen, wo es nun das erhaltene fortgesetzt hat, schickt es dieses wiederum weiter und erhält das vom dritten, wo sein Vormann schon sein zweites Blatt dazu gefügt hat, und so immer weiter. Alles ist in steter Bewegung, und alle 8 Tage wird abgesendet und empfangen. Es durchkreuzen sich die Ideen und Schicksale so wunderbar, man ist so besorgt für seine Kinder, in welchem Zustande man sie wieder bekommen wird, man giebt sich solche Mühe, wenn sie wieder in unsere Hände gelangen, ihr Schicksal so viel wie möglich zu verbessern, daß es einem oft heimlich dabei zu Muthe wird. Die Regel: Was geschrieben ist, ist geschrieben! – wird streng gehalten, und man lernt begreifen, was das Schicksal sey.

C. W.

C. W.: Zirkel-Romane, in: Journal des Luxus und der Moden 22 (1807), S. 654-657.

Mode

Am Erfolg einer Zeitschrift wie dem ‚Journal des Luxus und der Moden‘ konnte man eine Interessensverschiebung in der Öffentlichkeit beobachten: Mode wurde im 18. Jahrhundert fester Bestandteil einer städtisch geprägten Kultur. Das Bürgertum setzte Mode gezielt dazu ein, ein erstarktes Selbstbewußtsein zu demonstrieren. Dazu kamen die durch die industrielle Revolution weiter entwickelten Möglichkeiten der industriellen Herstellung von Stoffen und die Einführung neuer Gewebe. Ein intensiver Austausch über das Phänomen Mode ist en vogue: „Die Gegenstände des Journals sind daher 1) weibliche und männliche Kleidung; 2) Putz; 3) Nippes; 4) Schmuck; 5) Ammeublement; 6) alle Arten von Tisch- und Trinkgeschirr; 7) Equipage, sowohl Wagen als Pferdezeug, und Livreen; 8) Häuser und Zimmer-Einrichtung und Verzierung; 9) Gärten und Landhäuser. Das Journal kann zwar über alle diese Gegenstände nicht sehr weitläufig seyn; soll aber doch, wo es irgend möglich, von jeder der Moden die es anzeigt, ihrer Nützlichkeit, Schädlichkeit oder Gleichgültigkeit, Bequemlichkeit oder Unbequemlichkeit, ihrer Erfindung und Einführung, eine raisonnirende Nachricht liefern.“¹⁸⁷

64. Ode an die Mode, zum neuen Jahre gesungen

Tyrannisch herrscht die Göttin Mode.
Ihr beugt sich Fürst und Demagog,
Der Philosoph und Theolog,
Von Potsdam an bis Almerode.

Beherrscht der Kindheit Periode
Nicht schon ihr Einfluß? – Wer erfand
Die Wickelschnur, das Gängelband,
Und stickt die Windeln aus? – Die Mode.

Umsonst bedräuen sie Pagode,
Und heil'ger Bischofsstab mit Fluch.
Wer pufft das keusche Schleyertuch
Dem Nönnchen anmuthsvoll? – Die Mode.

Wer würzt die schale Episode
Des Daseyns zwischen Wieg' und Grab,
Dem Mann durch Stern und Marschallsstab,
Durch Wallfahrt noch dem Greis? – Die Mode.

Wer präsidiert bey der Synode?
Wer mißbraucht Sonntags die Geduld
Im schwarzen Rock, vom Kanzelpult,
Durch Kantischen Jargon? – Die Mode.

Die Basedowsche Lehrmethode,
Physiognomik, Sturm und Drang,
Der Vorzeit Sagen, Minnesang,
Wer brütete sie aus? – Die Mode.

Sie steigt zum Sterngezelt mit Bode¹⁸⁸.
Der Erdball dreht sich, wann sie will.
Sie winkt – gleich steht die Sonne still.
Cometen selbst beherrscht die Mode.

Journal des Luxus und der Mode,
Auch deine Stunde schägt einmal!
O Erdenwechsel! Das Journal
Der Mode selbst kommt aus der Mode!

Tyrannisirt sie selbst im Tode
Uns nicht? Wer putzt das Baarentuch¹⁸⁹?
Wer ordnet unsern Leichenzug?
Wer setzt ein Monument? – Die Mode.

Und warum sang ich diese Ode,
Ihr Herrn und Frau'n, zum neuen Jahr?
Ey nun, der Grund ist offenbar –
So will's die Tyranney der Mode.

Falk.

Johannes Daniel Falk: Ode an die Mode zum neuen Jahre gesungen, in: Journal des Luxus und der Moden 12 (1797), S. 3-5.

65. Erfurt 1798

Ich weiß nicht, ob Erfurt wirklich durch schöne Mädchen ausgezeichnet ist; soviel ist gewiß, auf mich machten die Frauen und Mädchen, die ich erblickte, einen großen Eindruck. Ich hatte das Fußreisen satt und wollte eben Extrapost nach Weimar bestellen. Unbeschäftigt, blickte ich nach dem Platz vor dem Gasthofe. War es nun zufällig, daß ich drei bis vier Frauen aus der Bürgerklasse entdeckte, eine nach der andern, die sich durch ihre schlanke Gestalt, durch eine zarte Haut und feine Gesichtszüge auszeichneten. Die mir noch neue Tracht der sächsischen Bürgerfrauen, die Mäntel, die, wenn das eine Ende leicht über die Schultern geworfen war, die Gestalt auf eine vorteilhafte Weise hervorhoben, die Mützen, die auf den kleinen Köpfen von einem schönen Halse leicht getragen, sich gut ausnahmen, mögen viel dazu beigetragen haben, mir die Erscheinung angenehm zu machen. Es war mir bedeutend, in der Gegend, wo Goethe wohnte, das weibliche Geschlecht so anmutig zu finden.

Henrik Steffens: Erfurt 1798, in: Henrik Steffens: *Lebenserinnerungen aus dem Kreis der Romantik*. Hg. von Friedrich Gundelfinger. Jena 1908, S. 87.

66. Aber die Frauen haben ja jetzt keine Taille mehr!*

„Aber – rufen die Anhänger der altfränkischen Kleidung aus – die Frauen haben ja heut zu Tage keine Taille mehr!“ – Das liebe Unglück! Wie man doch immer sich von Vorurtheilen und Wörtern bethören läßt! Was ist doch wohl eine Taille? – Das, was wir so zu nennen belieben, ist ein Wort ohne Wesenheit, eine falsche Vorstellung vom Bau des weiblichen Körpers, die man sich bloß nach der Mode, wovon hier die Rede ist, gemacht hat. Das Wort Taille hat in dem Sinn, worinn es hier genommen wird, in keiner alten Sprache sein Gleichgeltendes. Die Taille ist gar nicht von Gott geschaffen. Der Schöpfer bildete die Büste der Frau in gerundeten Linien. Die Erhebungen des Profils stimmen gar nicht mehr mit der *en face* genommenen Zeichnung überein; und bedenkt man, wie zart die Organisation ist, die diese schönen Formen bedecken, so fühlt man die Nothwendigkeit, ihnen kein Leid zu thun, sondern sie frey und unverletzt zu halten. Warum soll denn aus der in Wellenlinien absteigenden Büste einer Frau ein umgekehrter unten sehr enger Kegel gemacht werden? Ich fragte die Frauen oft, zur Zeit, da die Wuth der feinen Taillen noch solche Unformen aufstellte, an welcher Gränze denn diese Feinheit stehen bleiben müßte? und weil die Taille für desto schöner galt, je schwächtiger sie war, ob eine daumensdicke Frau etwa die allerschönste wäre? – So spannt man die Füße der Chinesischen Damen von Kindheit an in die Folter um sie unmäßig klein zu machen. In Wahrheit, gnädige Frau, der niedrigste Ihrer Schuhe könnte leicht ein

* Die Fußnoten des Textes wurden nicht berücksichtigt.

halbes Dutzend solcher Chinesischen Füßchen beherbergen. Ein Chinese findet dies ungemein schön; sollte ich etwa seiner Meinung seyn? Nein! Jede Art von Schönheit hat gewisse von der Natur selbst gegebene Verhältnisse, über welche im mehr und im minder die Mißgestalt anfängt. Eine insektenmäßige Frau, durch das Corset wie eine Spinne oder Wespe entzwey geschnitten, ist ja wohl freylich ein schöner Anblick. Man stelle einen Sack voll Mehl aufrecht, und einen umgekehrten Zuckerhut darauf; ist dies nicht ziemlich genau das Bild der Taille einer Frau im Corset, mit den armen unten hervorgepreßten Hüften? Die Büste einer so ausstaffirten Frau, ungelenk und ganz aus Einem Stücke wie sie war, schien unter der fühlenden Hand des Liebhabers oder Gatten in der That nur ein hartes Holz. Wo war die Geschmeidigkeit der Umrisse, die Elasticität des Lebens? Alles war todt; Gesundheit, Schönheit, Liebreize verlohren gleich viel dabey. Es war also ungemein wohlgethan, diese groteske und verderbliche Kleidung, die nur zu lange geherrscht hat, abzuschaffen.

Der Begriff der Schönheit ist ohne Zweifel von den Begriffen der Kraft, der Gesundheit und Gelenksamkeit abgezogen; das, was man mit der Zeit diesen nutzbaren Zwecken vorzüglich dienlich fand, galt hernach für schön und anmuthig; und in Wahrheit, was ist schöner als ein Körper, in welchem Gesundheit, Kraft und Leichtigkeit der Bewegung in allen Formen bemerkbar ist? Jedoch, da wir nicht lauter Spartaner sind, so kam man überein, diese Art von Schönheit nicht öffentlich zur Schau zu stellen. Ueberdies sind wir etwas frostig, und waren daher bedacht, uns wohlweislich zu bedecken. Hieraus erfolgten ein neues Ansehn und neue Vorstellungen von Schönheit, die, den Kleidern sowohl als dem Körper, den sie dem neugierigen Auge entziehen, angepaßt auf die Regeln der Schönheit der körperlichen Formen und ihrer leichten Bewegung in der Kleidung zugleich gegründet sind. Die zierlichste und geschmackvollste Kleidung wäre demnach die, welche die natürlichen Formen mit Decenz errathen läßt, und dem Auge keinen Zwang, keine Fesseln verräth. Damit nun die natürlichen Formen sich



Wunderbare Kraft der Schnürleiber; eine Pariser Caricatur.

Abb. 14: Wunderbare Kraft der Schnürleiber

errathen lassen, muß man sie beileibe nicht verändern, nicht gewaltsam zusammendrücken; und um alle Vorstellung von Fesseln zu entfernen, darf man keine anlegen. – Nach diesem kurzen Raisonement, das ich für richtig halte, stände der Frau keine Kleidung besser an, als eine lange Tunika, weit genug, um den Gang nicht zu zwingen, für den Winter von warmem, gefüttertem Zeuge, von leichtem für den Sommer; und um sie den Formen des Körpers so sehr als möglich anzuschmiegen, umschlingt man sie mit einem Bande, einem Gürtel, einer Schärpe, dort wo es ihn am mindesten zwingt. Dieser Ort ist natürlich die Zone unmittelbar über der Magenöhle. Die Natur hat dort einen Kuraß von Knochen angelegt, der den Leib ohne Gefahr für irgend einen Theil der Eingeweide zu binden erlaubt. Zudem ist dieser Theil gleichsam das unbewegliche Centrum aller Bewegungen des Obertheils des Körpers. Man beuge sich vorwärts, zur Rechten, zur Linken, sitze nieder, verneige sich, wie man wolle, in allem wird man jenes bestätigt finden.

Unstreitig also kann eine Robe, die, wenn man sie frey hinwallen ließe, durch ihre Weite beschwerlich würde, an jenem Ort am schicklichsten zusammengebunden werden.

Blicken wir hier doch auf die Griechen, unsre Meister und Muster in Grazie und Ebenmaaß! Untersuchen wir ihre Bildsäulen, ihre Reliefs, ihre Denkmäler! Kam es ihnen je in den Sinn, der Venus den Leib zuzuschnüren, um ihr die Taille zu verdünnen, und den berühmten Gürtel des Liebreizes (*Cestus*) an den Hüften umzulegen? Gewiß nicht! Zeichner, Maler, Bildhauer, alle Künstler beobachteten genau das Schickliche; sie legten der Liebesgöttin den Gürtel da um, wo ich ihn an unsern Damen zu sehen wünsche. In der That, es wäre, da wir schon, wer weiß wie lange, in Gedichten, Gemälden, Bildsäulen, Gebäuden, den Griechen nachahmen, endlich einmal Zeit, es auch in der Kleidung zu thun, die vielleicht gerade das beste an ihnen war; denn am Ende ist es doch wesentlicher, ein bequemes Kleid als schöne Säulen an einer Façade zu haben. Ich predige dieses schon manches liebe Jahr; aber ich war die Stimme in der Wüste. Die Vernunft allein vermochte nichts; die weit mächtigere Mode mußte ihr zu Hülfe kommen, und so habe ich endlich die Freude, diese beyden Göttinnen in Eintracht zu sehen.

Lesen Sie doch diese Stelle meines Briefes Sr. Hochwürden ... und dem Herrn von ..., diesen eifrigen Rittern der langgeschnürten Taille und des Corsets vor. Ich mache mich anheischig, bey meiner Rückkunft mit ihnen eine Lanze zu brechen, und ihnen zu beweisen, daß der wahre gute Geschmack, der bey den Moden Eingang zu finden anfängt, eine Folge der allgemeiner als je verbreiteten Aufklärung, der Liebe zu den schönen Künsten und der immer mehr sich ausbreitenden Kenntniß des Alterthums und seiner Meisterwerke sey.

Ich will indeß hiermit nicht gesagt haben, daß unsere Moden schon über und über von der Antike abgeformt sind, und ich sie ganz fehllos finde. Nein, unsre Frauen sind erst auf halbem Wege. Sie verstehen eben noch nicht, was die Tunika ist, und manche sind dabey sehr link und ungeschickt verfahren; sie

haben sich damit begnügt, Corsets mit einer bis zwischen die Schultern verkürzten Taille zu machen; hier haben sie den lang hinunterfallenden Zeug in kleinen Falten angenäht. Aber damit ist es nicht gethan; die Kleidung soll oben nicht ein Corset haben, und an die Haut angeplättet seyn. Alles muß aus einem Stücke seyn, und von den Schultern gehalten werden! Also weg mit den Röcken, die noch den Hüften zu tragen zugetheilt sind, und alles verderben! Man macht die neue Mode durch diese Entstellung sehr lächerlich. Sehr leid thut es mir auch, daß die Frauen den wollenen Zeugen so abgeneigt sind. Gerade diese fallen mit mehr Anmuth, ihrer Falten sind weicher, markiger (*moëlleux*), sie drapiren besser. Die feinen Wollgewebe, die Sammete, wären der Kälte unserer Winter angemessener, als jene durchsichtigen Schleyer, die höchstens für den Sommer passen: die Gesundheit der Frauen würde dabey gewiß nicht verlieren.

Und was ist denn der weiße Staub, den so viele schlechterdings in ihrem Haare haben wollen? Eine barbarische Erfindung, die einem jungen Kopf die Farbe des Greisenalters giebt. Wasser zur Reinlichkeit, Blumen zum Schmuck, können den Staub, der weder Schmuck noch Reinlichkeit ist, sehr gut ersetzen.

Was die Fußkleidung betrifft, so ist die Abschaffung der wunderlichen spitzigen Absätze, auf welchen die Frauen in einer halsbrechenden Balancirkunst schwebten, sehr lobenswerth. Aber wozu dient denn jene lange scharfe Spitze, in welche ein Schuh ausläuft? Und wozu der weit ausgeschnittene Stoff zu den Oberquartieren, der nicht die geringste Festigkeit hat? Gütiger Himmel, sah man denn je einen Fuß einer Nähnaedel gleich? Wann wird man sich einmal darüber wegsetzen können, den Fuß in seiner Bedeckung so sehen zu lassen, wie die Natur ihn zur Tragung des Körpers gab? Wann wird man sichs gefallen lassen, ihn nicht mehr zu verkrüppeln und zu foltern? – Man bewahre ihn gegen die Unebenheit des Erdbodens, bedecke ihn aber nur mit einem leichten, der Nässe undurchdringlichen, biegsamen, weichen Leder, das den Zehen und Gelenken freyes

Spiel läßt! Kann man denn nie mehr als halb vernünftig werden? Wird man sich der Natur und dem guten Geschmack nie ganz nähern? Und hat man sie erreicht, wird man nie mehr von ihnen abweichen? – Die Mode ist ein so ausschweifendes Ding! Hat eine Klein-Meisterin in London irgend einen Fehl zu verbergen, gleich nimmt ihr ganzes Geschlecht, von einem Ende Europens zum andern, ihre Maskerade an. – Aber dem sey, wie ihm wolle, wenigstens, hoffe ich, wird man nicht mehr zu den erstickenden Zusammenpressungen, den großen Reifröcken und hohen Stelzschuhen zurückkehren. Sollte dies ja geschehen, so erkläre ich unsere Gattung für unverbesserlich, verwünsche das menschliche Geschlecht, Sie, gnädige Frau, mit einbezogen, und werde ein Einsiedler.

Aber indeß Ihre Kleidung, meine Damen, sich so sehr vereinfacht und verschönert, bleibt die unsrige unbequem und häßlich. Man ändert die Form, läßt aber die Art, und die Art eben sollte man vertauschen. Wann werden die Bande, die uns Hals, Hüften und Kniee einschnüren, abgeschafft werden? Ein Mann, der mit gebognen Beinen sitzt, ist auf der Folter. Auch für uns möchte ich eine Tunika, kürzer und unserer weniger sitzenden Lebensart angemessener, vorschlagen; den Hals bloß, wie Sie, meine Damen; die Haare kurz und ungepudert. Sogar ein wenig Bart, wohl gehalten, wohl geschnitten, und etwas parfümirt, sollte mein' ich, uns nicht übel lassen. Sie, meine Schönen, würden sich endlich daran gewöhnen, und unser zierliches Stutzbärtchen ganz hübsch finden. Noch vor hundert Jahren gefiel der Bart den Damen recht wohl. – Aber, wendet man ein, Ihr Gesicht ist ja ohne Bart sehr schön, und wir rasiren uns bloß, um Ihnen an Glätte ähnlicher zu seyn. Eitler Wahn! Wie man es auch anfangen mag, wir werden in Ihrer Nachahmung nie glücklicher seyn, als, mit Ihrer Erlaubniß, jenes Thier mit den langen Ohren, als es dem Schoßhündchen seine Künste nachthun wollte. – Bewahren wir nur ganz und gar unser männliches Ansehen! Wir gelten vielleicht nur etwas mehr dadurch!

G. H. de Romance de Mesmon, C. F. D. de Villers: *Aber die Frauen haben ja jezt keine Taille mehr!* in: *Journal des Luxus und der Moden* 13 (1798), S. 392-400.

67. Aufruf an die Modewelt zur Errichtung eines Mode-Telegraphen

Zu allen Zeiten mag es schwer gehalten haben, ein Mann *comme il faut* zu seyn; aber in unsern Tagen kann man es, Gott verdamme mich, anfangen wie man will, man ist immer und ewig *comme il ne faut pas*¹⁹⁰, und möchte auf der Stelle des Teufels werden.

Mir giebt es allemal einen Stich durchs Herz – *it rings me to the Heart* – wenn ich höre, daß wieder ein englischer Lord mit so ein 30.000 *Pounds a year*¹⁹¹, einpassirt ist, *just arrived from London*¹⁹², und daß ich in der nächsten *Assembly*¹⁹³, wo ich ihn treffe, zuverlässig einem Dutzend *Ridicules*¹⁹⁴ und einigen schneidenden *Mortifications*¹⁹⁵ entgegengehe.

Es ist nicht anders möglich! – Sind wir nicht jederzeit um zwei Monate hinter London zurück? – Wer das nicht glauben will, der gehe nur hin. Ich habe es im vorigen Sommer auf meiner Reise erfahren.

Weil ich mich nicht prostituiren wollte, hatte ich mich, eh wir uns in Kuxhaven einschiffen, zu Hamburg vom ersten Modeschneider komplet kleiden lassen – ganz englisch. Aber was geschieht? Zum Unglück holt uns auf der See eine verdamnte Windstille ein; wir liegen 10 ewig lange Tage unbeweglich; ich stehe auf Kohlen. Nach 15 Tagen komme ich endlich in London an, und da ich am 16ten ausgieng, sah ich niemand mehr ähnlich, als höchstens einem Schneider oder Ladendiener und übrigen *Nobodies*¹⁹⁶: denn solches Volk will sich in London eben so gut englisch tragen als bei uns, und äfft Leuten von Stande in Allem nach.



Abb. 15: Mode-Telegraph



Abb. 16: Mode-Telegraph

What could I do? Was war zu thun? Ich ändere, mit furiosem Aufwande, meine ganze Garderobe, lasse mein Haar schneiden, formire mich *ventre à terre*¹⁹⁷, und gehe wieder zu Schiffe. Wir hatten guten Wind, und ohne den kleinen Teufel von französischem Kaper, *le Terrible*¹⁹⁸, kam ich in 4 Tagen nach Hamburg und gab den Ton an: aber wir werden erwischt. Noch konnte es leidlich gehn, wenn wir nicht einem verfluchten Sturme in den Wurf kamen. Dieser treibt uns in Gesellschaft unsres Siegers 5 Tage lang im ganzen atlantischen Meere umher, unter der Linie weg, wo ich den Matrosen einen Brantwein geben mußte, bei Kadir vorbei und bei Gibraltar, das mir der Prisen-Lieutenant zeigte; – bis wir endlich nach Dünkirchen hineinschlüpfen.

Weil ich nun neutral bin, läßt man mich dort sogleich frei; ich habe nichts Eiligeres zu thun, als mich auf ein dänisches Schiff zu setzen, *bound for Hamborough*¹⁹⁹, welches nach Hamburg gieng; und in 12 Tagen bin ich dort.

Trotz meinem Spleen laufe ich noch denselben Abend ins Theater; aber – *God dam!* – wem sah ich ähnlich? – Wieder keinem Menschen, und wieder den Ladendienern mit ihren spitzigen Schuhen.

Ich konnt' es denken! – Während ich mich 24 Tage lang auf der See ennuyire, segelt ein Paketboot, mit besserem Wind als der meinige, herüber, und – bringt Entenschnäbel auf den Kontinent!

Nun warf ich ohne Bedenken ein Dutzend Paar Schuhe und Stiefeln meinem Kammerdiener hin, und schickte von neuem zum Schuhmacher. Daß der Schneider noch denselben Abend, – *that very Night* – kommen mußte, versteht sich – *cela s'entend*. Ich reiste hierauf Tag und Nacht, *à corps perdu*²⁰⁰, und *en courier*²⁰¹, bis ich in unserer Residenz ankam, und hatte doch nun noch die Satisfaction, einmal eine gänzliche Revolution in den Garderoben zu bewirken; denn die hohen Kragen, welche ich mitgebracht hatte, langten erst 8 Tage, und die Entenschnäbel gar erst 11 Tage und 15 Stunden nach mir hier an, und waren schon beinahe wieder passirt als sie kamen.



Abb. 17: Engländer in Negligee-Tracht



Abb. 18: *Elegant im neuesten Schnitt*

Man sieht aus diesem Beispiele, wie schwer es ist, mit der Zeit fortzugehen, und wie sehr wir in unsern Gegenden Gefahr laufen, von ankommenden Fremden für Leute von schlechter Extraction genommen zu werden. – Sinnreiche Köpfe sollten in der That auf Mittel denken, dem Uebelstande abzuhelpen! –

Ich habe *to this purpose*, oder zu dem Ende, in meinen Nebenstunden einen Plan entworfen, der der ganzen Welt sehr willkommen seyn muß. Ich lege ihr denselben hiermit vor. Es wird sich daraus ergeben, daß unsere Moden-Journale, welche wahre Schneckenposten sind, entweder ganz entbehrlich gemacht, oder sehr verbessert werden müssen.

Scheme laid down by myself;

oder

Plan, entworfen von mir selbst.

Firstly, oder erstens: Es treten 10 000 Personen von Stande, *high-lived people, people of fashion* zusammen, und schießen jeder 100 Pfund in eine gemeinschaftliche Kasse, *the treasure of fashion*²⁰² genannt.

Secondly, oder zweitens: Es werden eine erstaunliche Anzahl Telegraphen errichtet, von denen der erste in London steht.

NB. Da hierzu viele Fernröhre nöthig sind, so dient zur Nachricht, daß ein englischer Musikant, Mr. Herrschel, von Geburt ein Teutscher, sehr gute englische Tubusse fertigen soll. Man könnte ihm bei der Gelegenheit etwas zuwenden. Er wird es brauchen können; und ich unterstütze gern Künste und Wissenschaften.

Im dritten Platze: Der Muttertelegraph in London theilt den übrigen täglich die neuesten Mode-Veränderungen mit.

Viertens: Neue Originalbestellungen der Füße und andere Modifikationen des Körpers, die man nur durch Anschauung, *by Intuition*, auffassen kann, werden durch einen großen hölzernen Gliedermann, der neben jedem Telegraphen steht, fortgepflanzt.

Fünftens: Jeder Interessent bekommt die eingegangenen *Nouveautés*²⁰³ in Beschreibungen oder Umrissen so schnell als möglich zugefertigt; so wie denn auch keinen verwehrt ist, sich ein Privat-Observatorium zu bauen, und, zu seiner desto sicherern Bildung, den nächsten Gliedermann selbst zu beobachten.

Und so wären wir denn im Stande, täglich und stündlich im eigentlichsten Sinne modisch gekleidet zu seyn, modisch zu stehn, zu gehn, zu reiten, zu fahren, zu essen, zu trinken, zu spielen, zu schlafen; und in ganz Europa hätte die feine Welt nur einen Ton, nemlich den guten; und wir kämen nie *out of fashion*, aus der Mode, und der gemeine Mann nie hinein, wenigstens nicht eher, als wenn wir schon wieder heraus wären, also immer zu spät; – und wir machten uns nie lächerlich.

Ich bin überzeugt, daß die 10,000 Subscribenten bald zusammenkommen werden, und finde mich geschmeichelt, wenn man mir die Direktion des ganzen Unternehmens anvertrauen will. Meinen Nahmen wird man bei meinen Leuten erfahren.

Aufruf an die Modewelt zur Errichtung eines Modetelegraphen, in: Journal des Luxus und der Moden 17 (1802), S. 66-70.

Religion

Das Religionsverständnis der Vertreter des Schlegelkreises war weitgehend frei von institutionellen Regeln und Konventionen und somit zutiefst individuell. Trotz vieler Abweichungen lassen sich zwei Dinge als übereinstimmend in ihrem Religionsverständnis während der Phase ihres intensiven Austausches feststellen: zum einen kam man über die Beschäftigung mit der Kunst zur Religion, religiöses Empfinden war wichtiges Thema in den literarisch-künstlerischen Ausdrucksformen und Kunst war Produkt von Religion – damit war Kunst Gottesdienst. Zum anderen war Religion im Innern des Menschen verankert und nicht mehr in einem offiziellen kirchlichen System. Obwohl diese individuelle Sichtweise von religiösem Empfinden Grundzüge des Pietismus trägt, war bei den meisten Mitgliedern des Schlegelkreises die Nähe zur katholischen Kirche größer, wie zum Beispiel bei Wackenroder, Novalis oder Tieck. Diese steht jedoch noch nicht im Zusammenhang mit der später einsetzenden Konversionswelle zum kirchlichen Katholizismus (Text 68). Generell bot religiöses Empfinden jedoch nicht nur Weltdeutungsmuster. Kirche und Religion bestimmten um 1800 weitgehend auch die rein praktische Ordnung des Lebens in breiten Teilen der Bevölkerung. Dabei spielte die Einbindung in die (kirchliche) Gemeinde (Text 70) eine ebenso große Rolle wie die religiöse Sinngebung und Perspektivierung des Lebens (Text 69).

**68. Dorothea Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an
Caroline Paulus, 23. Februar 1806**

Köln, 23. Februar 1806.

Vorigen Sonntag war Carneval, der in hiesiger Gegend sehr lustig und ein Volksfest im eigentlichsten Sinne ist. ... In zwei, drei Tagen war an keine vernünftige Lebensart zu denken. Man hat immer so viel von der Finsterniss und Traurigkeit in Köln zu erzählen gewusst. Ich muss Dir aber sagen, dass wir das Volk nirgend so fröhlich, ja ausgelassen lustig gefunden haben als eben zu Köln. ... Wie es mit uns werden wird, wissen wir so eigentlich noch nicht. Es geht alles hier unerträglich langsam. ... Diese unentschiedene Lage ist für jemand, der nicht reich ist, etwas sehr peinliches, und hat besonders eine ruinirende Unordnung in der Haushaltung zur Folge. Anstatt englische Geduld müsste man billig kölnische sagen; denn die Engel selber würden hier ungeduldig werden! ... Welche wunderbare Zeit ist dies! Diese ewige Austauschung und Verwechslung der Staaten! Wie ist es möglich, dass der Landesherr sich an seine Staaten, dass die Bürger sich an ihren Herrn attachiren! Die nächste Woche gehören sie einem andern an. Die Kriege sind nicht mehr ein tiefsinniges Schachspiel, sie sind ein Kartenspiel geworden. Nach dem Spiele werden die Bilder und Matadore wieder frisch umgetheilt, und jeder benützt sie in der Schnelligkeit, nachdem er zu spielen weiss. Unterdessen häufen sich die Beete, und einer muss sie am Ende bezahlen. Diesesmal hat das arme betrogene Oesterreich herhalten müssen; doch ist das Spiel noch nicht ganz zu Ende. Es sieht wieder sehr kriegerisch in der Welt aus, und die Wünsche der entgegengesetzten Parteien vereinigen sich darin, dass der neutrale Egoismus tüchtig in die Wäsche komme!

... Dass die Würzburger sich an den wieder hergestellten Heiligenbildern freuen, ist nicht allein verzeihlich, sondern auch natürlich! Warum hat man sie ihnen mit Gewalt genommen? Diese erzwungene Aufklärung kann keine bessern Folgen

haben. Wir haben so lange von der Gewissensfreiheit, von der Duldung gesprochen. Nun es aber dazu kömmt, so zeigt es sich, dass wir sie nur für uns forderten, keineswegs aber geneigt sind, sie den Andersdenkenden angedeihen zu lassen. Die Protestanten forderten Freiheit für ihren Gottesdienst. Sie erhielten sie, und nun gönnen sie den Katholiken die ihrige nicht und hassen sie, weil sie auch ihre Freiheit behaupten. Lass' uns billig sein, liebe Elisa! ... Ob ich glaube, fragst Du, dass die ewige Jugend im katholischen Glauben stäcke? Freilich glaube ich das, und darum wäre es eben so erwünscht, dass Du katholisch wärest, damit Du bis in Dein neuzigstes Jahr so lustig und liebenswürdig bliebest, wie Du jetzt bist. Aber in allem Ernst, es ist merkwürdig genug, wie die katholischen Dichter so bis in das späteste Alter in voller Jugendkraft blühten. Calderon²⁰⁴ ist über 80 Jahre alt geworden, und seine letzten Sachen sind von seinen Jugendsachen an Kraft nicht zu unterscheiden. Cervantes war so alt, als jetzt Goethe ist, als er den ersten Theil des „Don Quixote“²⁰⁵ schrieb; seine andern Sachen sind noch viel später. Dagegen ist in Shakespeare²⁰⁶, dem ersten der protestantischen Dichter, sehr bemerkbar, wie seine Jugendsachen gegen seine im Alter geschriebenen abstecken. ... Man muss katholisch erzogen, mit diesen Ideen in der Kindheit zusammen gewachsen sein, wenn sie in der Poesie die rechte Kraft haben sollen. Aber warum sollte es deshalb einem Gemüthe nicht erlaubt sein, das sich von der Erscheinung angezogen fühlt, sich ihr hinzugeben? ... Behüte uns Gott, dass wir in die Melodie mit einstimmen, die Goethe und Voss damals über Stolberg's Uebertritt zur katholischen Confession anstimmten, wo Goethe in der Recension von Vossen's Gedichten sagt, dass „Voss einen Freund bedaure, den er auf ewig verloren habe“. Weisst Du, was dies heisst? Ist das Aufklärung? Heisst das etwas anderes, als dass Stollberg auf ewig von seinem Freund losgerissen, d.h. verdammt sei? Sieh, Liebe! in ganz Köln, dem verrufenen Köln, ist nur ein einziger, unbedeutender Geistlicher, der im vergangenen Jahre ein einzigesmal in einer Rede sagte: „Die Prote-



Abb. 18: Wilhelm von Schadow, *Heilige Familie unter dem Portikus* (1818)

stanten könnten nicht selig werden,“ und dieser Mann ist seitdem bei allen lächerlich geworden? ...

Ich hasse diese Aufklärung unserer Zeit recht von Herzen; es ist noch nichts gutes, nein nichts von ihr hergekommen. Schon, weil er so uralt ist, zieh' ich den Katholicismus vor. Alles Neue taugt nichts. Wir haben hier eigentlich die Religion oder besser die Confession noch nicht geändert. Man hat uns kein Glaubensbekenntniss abgefordert. Wir halten uns also nicht für befugt, eines abzulegen. Sollte es aber gefordert werden, so sind wir entschlossen. ... Ungeachtet aber dass wir für Protestanten gelten und auch uns nicht dagegen erklärt haben, haben diese so verrufenen Katholiken dem Friedrich doch die sehr wichtige Lehrstelle der Philosophie anvertraut. Die Orthodoxen haben im Anfang seine Vorlesungen besucht und haben die Hefte der Studenten untersucht, worauf sie dann, da sie seine Mässigung und seine Gründlichkeit erkannten, ihm nicht allein ihre Zufriedenheit, sondern bei allen Gelegenheiten die ausgezeichnetste Achtung erzeugt. ... Wenn es je welche gibt, die so aussehen, als könnten sie einmal Feinde vorstellen wollen, so sind es die wenigen sogenannten Aufklärer. ... Ob ich glaube, fragst Du, dass die Künste in Deutschland eine Folge des Katholicismus seien? Allerdings glaube ich das. Wenigstens sind sie mit dem Katholicismus versunken, so wie sie mit diesem geblüht haben. Alles ist schlechter seitdem, ja Deutschland selber ist darunter zu Grunde gegangen und keine Kraft und kein Wille mehr darin, als etwa noch in dem unglücklichen, unterdrückten und betrogenen Rest, wo auch noch ein kleiner Schimmer jenes alten Glaubens noch sparsam glimmt. Willst Du mir das, wie billig, nicht auf's Wort glauben, so lies die alten Geschichten. ... Hätte ich nur Dein und Deines Wilhelm's Bild, ich würde mit Freuden jeden Morgen meine Andacht davor verrichten, obgleich ich schon eine recht schöne Mutter Gottes habe. Man hat sie mir zu meinem Namenstage geschenkt. ... Eine neue Religion hätte Friedrich stiften wollen, meinst Du? Das kann er nicht gewollt haben. Man macht keine neue Religion. Hat er

von Religion gesprochen und von Poesie, so war es immer die alte und zwar die allerälteste, die uralte, die vor Alter ganz vergessene und deswegen für die ganze Welt wieder neue. Du kannst mir freilich den Einwurf machen: Warum existiren denn jetzt nicht noch grosse Dichter unter den Katholiken, wenn es blos diese Religion macht? Es ist wahr, das Zeitalter der Poesie und aller Künste scheint erloschen; aber es ist erst seit dem fürchterlichen Aufruhr der Reformation erloschen. Allenthalben hat dieser Aufruhr zerstört. ... Ist nicht Klopstock's grosses Werk kalt und hat seine Absicht, Volkspoesie zu werden, verfehlt, weil es protestantisch ist? ... Unsere Gegner haben die ‚Europa‘ beschimpft, den Lessing, dieses herrliche Werk! und über meine ‚romantischen Dichtungen‘, die freilich unter Friedrichs Namen herauskamen, sind sie wie die Harpyen hergefallen. ...

Nachschrift von Friedrich Schlegel

Schliesslich grüsse ich hiedurch Euch noch herzlich. In Ihre dogmatischen Streitigkeiten mit meiner Frau mische ich mich nicht. Sie sehen selbst, was Sie sich für eine Predigt zugezogen haben! Um aber doch zu beweisen, wie ansteckend das Streiten und Predigen ist, will ich wenigstens noch eins hinzufügen aus dem Meinigen. Wenn Sie uns für etwas parteiisch halten für die Katholiken, so muss ich nur gestehen, dass dies zum Theil der Fall ist aus persönlicher Freundschaft. Diese allgemeine Achtung und diese herzliche Freundschaft fand ich nur bei diesen sehr verdammten Menschen. Meine ehemaligen sogenannten Freunde, als calvinische, lutherische, herrnhutische – theistische, atheistische und idealistische mit eingerechnet, haben sich, meinen einzigen leiblichen Bruder ausgenommen, der aber auch ein sehr schlechter Calviner ist, sämmtlich als wahres Zigeunergesindel gegen mich aufgeführt. ...

Ihr Friedrich.

Dorothea Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling an Caroline Paulus, 23. Februar 1806, in: Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel: Dorothea von Schlegel geb. Mendelssohn und deren Söhne Johannes und Philipp Veit. Briefwechsel. Hg. von Johann Michael Raich. Mainz: Franz Kirchheim 1881, Band 1, S. 161-166.

69. Religiöses Empfinden

Das religiöse Gefühl ist die lebendige Empfindung von der Vorstellung eines höchsten Wesens und dessen Einflusses auf die Bestimmung und Schicksal des Menschen. Da diese Vorstellung nicht angeboren ist, sondern gegeben werden muß, so entwickelt sich das religiöse Gefühl erst mit dem erhaltenen Unterricht der Religion, bekommt aber seine Wirksamkeit nicht von demselben, sondern von der Anwendung oder dem Gebrauch, den man davon macht. Daher steht Religionskenntnis und religiöses Gefühl nicht im gleichen Verhältnis. Der größte Theolog hat oft weniger religiöses Gefühl als der niedrige Handarbeiter bei seinen mangelhaften Religionskenntnissen. Die hiesigen Einwohner haben dem größten Teil nach viel religiöses Gefühl in dem angegebenen Sinn, indem sie geneigt sind, alles, was ihnen vorkommt, auf Gott und seine Weltregierung zu beziehen. Leben, Gesundheit, Kräfte, Gedeihen seiner Arbeit, Erwerb und Vermögen, alles Gute und Glückliche glaubt jeder von Gott zu haben, aber auch das Entgegengesetzte: Übel, Tod, Krankheit, Schwäche, Not und Elend, wenn er nicht selbst Schuld ist, schreibt er der göttlichen Vorsehung zu; unser Herrgott läßt ihn krank werden und sterben, er allein hilft ihn auch wieder und errettet ihn vom Tod. Diesen Sinn äußert er bei allem, was ihm vorkommt, nicht nur für sich, sondern auch gegen andere, wo es schicklich ist, um sich und andere zu erfreuen und zu trösten. Daß dieses nicht nur konventionelle Sprache, wie bei Piätisten oft der Fall, ist, sondern Empfindung des Herzens sei, kann man daraus erkennen, daß der Piätismus nie hier einen Eingang fand,

daß diese Sprache nicht etwa nur vor dem Pfarrer oder bei religiösen Feierlichkeiten, sondern bei jedem Geschäft und in gemischter Gesellschaft geäußert wird. Mit diesem Gefühl steht denn auch die Achtung für das äußere der Religion in Verbindung. Man besucht alle Sonn- und Feiertage wenigstens einmal die Kirche, geht meistens zweimal jährlich zum Heil. Abendmahl, verrichtet sein Gebet morgens u. abends u. bei Tisch und enthält sich auf die Sonntage aller Handarbeit, auch, wenn es wegen der üblen Witterung von der Obrigkeit erlaubt wird, Feldgeschäfte nach der Kirche vorzunehmen. Nur derjenige, welcher durch ein lasterhaftes Leben das religiöse Gefühl erstickt hat (davon es jedoch nur wenige gibt), vernachlässigt diese religiösen Gebräuche und scheint dadurch das Urteil mancher Geistlichen zu bestätigen, daß Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes auch Verachtung des religiösen Gefühls nachsichziehe, welches jedoch auf dem Land und vorzüglich hier, der umgekehrte Fall ist.

Aberglauben und Aufklärung haben auf Mehrung oder Minderung der religiösen Gesinnung wenig oder keinen Einfluß, man kann bei dem einen und bei dem anderen höchst religiös und irreligiös sein, wie die Erfahrung großer Beispiele lehrt. Nur wird durch beide die Form und der Ausdruck derselben näher und verschieden bestimmt. Der abergläubisch Religiöse läßt die Vorsehung durch gute und böse Geister, der Aufgeklärte durch den Gang der sichtbaren Natur ihre Zwecke erreichen. Über die Art der Entstehung jedes Ereignisses spricht daher jeder verschieden, aber beide stimmen darin überein, es kommt von Gott und wird von ihm gelenkt.

In der vorigen Zeit herrschte hier, wie überall, viel Aberglauben, und dieser ist auch noch mehr oder weniger bei alten Leuten, vorzüglich alten Mütterchen, zu Haus. Bei den jungen Männern ist sowohl durch den Schulunterricht als dem Geist der Zeiten viel Abergläubisches verschwunden, doch es wird noch lange dauern, und vielleicht nie dazu kommen, daß auch alle Gewohnheiten, die der ehemalige Aberglauben hervorge-

bracht und autorisiert hatte, z.B. bei Wöchnerinnen, bei Trauung der Brautleute, um sich vor Hexerei und daraus entstehendem Unglück zu bewahren, gänzlich abgeschafft sein werden, da alle solche Gebräuche auch von dem aufgeklärt sein wollen den unter dem Vorwand „es gehört sich so“ und „ich weiß wohl, daß es nichts hilft, aber es schadet ja auch nichts“ etc., etc. mitgemacht werden.

Friedrich Timotheus Heim: Religiöses Empfinden, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiels Effelder 1808-1814. Erfurt 1992. S. 147-148.

70. Kirchstühle und Kirchstuhlordnung

Die hiesige Kirche enthält außer dem Herrschaftsstand, dem Singchor und mehreren Dienst- und freien Ständen 347 zu verlösende Stände, näml. 181 männliche und 166 weibliche. Von diesen sind 290 Stände wirklich gelöst und 57 dunkle Hinterstände noch vacant. Jeder Stand hat seinen bestimmten Preis von alters her, der nicht erhöht werden darf, doch ist es erlaubt, mit Bewilligung des Pfarrspiels alle Stände zugleich um 1 bgl. oder einige Groschen zu erhöhen, welches 1803 bei der Fertigung des neuen Stuhlregisters wirkll. geschehen ist. Damals betrug das gesamte Lösegeld aller Stände 101 flfr. 10 ggl. Durch die Erhöhung mit 2 ggl. ist es jetzt 129 flfr. 18 gl.²⁰⁷ oder in runder Summe 130 flfr. Wenn man diese Summe als ein Gotteskastenkapital²⁰⁸ ansieht und damit vergleicht, was in den letzten 10 Jahren v. 1803-1812 inclus. an Lösegeld eingegangen ist und daraus die Mittelzahl zieht, so findet man, daß die Stände jährl. 5 flfr. 4 ggl. eintragen und jenes Kapital sich nur zu 4 p. Cent verinteressiert.

Da hier 436 Eheleute und 61 Witwer und Witwen wohnen und nur 347 zu lösende Stände sind, so gibt es immer, wenn auch

alle Stände gelöst wären, 150 Hausväter und Hausmütter, die keine bestimmten Kirchstände haben. Nun gibt es zwar mehrere freie und vakante Stände, in welche sich diejenigen setzen können, die keinen haben, auch sind bei dem gewöhnlichen Gottesdienst viele gelöste Stände leer, worin jeder Platz nehmen kann, der zuerst kommt.

Allein jeder Einwohner wünscht doch gern seinen eigenen Platz oder Stand, um bei hohen Festtagen oder bei gewissen Feierlichkeiten, wo sich alles zur Kirche drängt, und es an Raum fehlt, nicht in Verlegenheit zu sein, sich setzen zu können. Es ist daher ein allgemeines Streben nach eigentümlichen und zwar bequemen Ständen, und mancher Reiche wird viel Geld anwenden, um einen ihm gefälligen zu bekommen, wenn es nach der Kirchenordnung nicht verboten wäre, sie an den Meistbietenden zu verkaufen. Wegen dieses Verbotes wurde nun allerhand List angewendet, um zu guten Ständen zu gelangen. Die Kirchenordnung erlaubte, den vakant gewordenen Stand an den nächsten Verwandten des vorigen Besitzers zu vergeben. Diese Verwandtschaft wurde nun sehr weit ausgedehnt, nicht nur auf Blutsfreunde, sondern auf Schwäger und deren Deszendenten, und es war oft schwer, die Nähe der Kompetenten gehörig zu bestimmen, woraus sehr häufig bittere Streitigkeiten entstanden und Pfarrer und Geistl. Untergericht bei ihrer Entscheidung der Parteilichkeit beschuldigt wurden. Auch tauschte man Stände oder ließ sich bei Lebzeiten des vorigen Besitzers seinen Stand abtreten, wodurch ein geheimer Handel mit den Ständen getrieben wurde. Wo man auf die Verwandtschaft keine Ansprüche gründen konnte, da verlangte man ein Vorrecht vor anderen wegen seines Amtes, wegen seines Hauses oder wegen einiger Dienste, die man dem Gotteskasten oder der Kirche erwiesen hatte. So geschah es, daß mancher, der keine Verwandten im Pfarrspiel hatte, oder keine ähnlichen Scheinansprüche machen konnte, sein Lebtag ohne bestimmten Kirchstand blieb.

Da dergl. Unordnungen auch in der Schalkauer und Mengersge-reuther Kirche im Schwang gingen, so beschloß das Geistl.

Untergericht 1802 für die Kirchen des Amtes Schalkau (nur Meschenbach ausgenommen, wo keine Kirchstände verlöset wurden) eine eigene Kirchstuhlordnung zu entwerfen und durch das Herzogl. Konsistorium berichtigen und confirmieren zu lassen. Dies geschah durch die gegenwärtig bestehende Kirchstuhlordnung, d. d. Meiningen, den 20. Juli und Schalkau, d. 4ten August 1802, welche in dem hiesigen Documentenkasten verwahrt ist. Sie besteht aus 15 Artikeln deren Inhalt folgender ist.

In dem

- 1.) wird als Grundgesetz bestätigt, was in der Casimir'schen Kirchenordnung der Kirchenstände wegen verordnet ist.
- 2.) Alle Kirchenstände bleiben Eigentum der Kirche, und diejenige Person, die einen zugeschrieben bekommt, ist bloß Nutznießer desselben, solange sie lebt und im Kirchspiel bleibt. Sie kann daher nicht eigenmächtig darüber disponieren, ihn nicht verkaufen, vertauschen, vermieten, vererben, auch die Betretung desselben bei Visitationen, Hochzeiten, Kindtaufen, Leichen anderen nicht verbieten.
- 3.) Jedes Mitglied der Kirchengemeinde hat aber auf die Nutznießung eines Kirchenstandes ein persönliches Recht. Wer wegen seines Gutes, Hauses, Familie oder anderen Titels auf einen oder mehrere Kirchstände ein Recht zu haben behauptet, muß solches beweisen durch Verträge, die darüber vormals geschlossen worden sind, wobei es dann sein Bewenden behält; es sollen aber solche Verträge ohne triftige Ursachen und ohne ausdrückliche Bewilligung des Herzogl. Konsistoriums künftig nicht geschlossen werden.
- 4.) Es sollen neue Stuhlregister gefertigt werden, welche folgende Verzeichnisse enthalten:
 - I.) die in der Kirche befindl. Amts- und Dienststände sowie auch deren, welche gewissen Gütern und Familien zustehen, nebst Beschreibung ihrer jetzigen Beschaffenheit, die ohne höhere Erlaubnis nicht verändert werden darf.

- II.) alle anderen Männer- und Weiberstände nach ihren Nummern mit Anführung des gewöhnlichen Lösegeldes und ihrer jetzigen Inhaber.
 - III.) der Kompetenten, welche Stände zu erhalten wünschen, nebst Anführung des Datums und der Ordnung, in welcher sie sich gemeldet haben, weil die vacanten Stände nach der Priorität der Meldung vergeben werden sollen.
 - IV.) der vermieteten oder noch zu vermietenden Stände mit den dazugehörigen Notizen. Bei allen Verzeichnissen bleibt für jede Nummer soviel Platz, um die von zu Zeit zu Zeit vorfallenden Veränderungen deutlich und leserlich nachtragen zu können. Dies Register hat der Geistliche gewissenhaft zu besorgen und ist dafür, was er einschreibt, verantwortlich. Sowohl dafür, als den Auszug des Lösegeldes und des Pachtgeldes für vermietete Stände, für die Gotteskastenrechnung bekommt derselbe noch ferner das gewöhnliche Ab- und Zuschreibegeld bei Lösung der vakanten Kirchstände.
- 5.) der vakant gewordene Stand: wenn kein gesetzlicher Erbe da ist, wird die Person eingetragen, welche im Kompetentenregister²⁰⁹ in der Reihe ihres Geschlechts oben steht. Trägt sie Bedenken, ihn anzunehmen, wozu ihr 14 Tage Zeit gegeben wird, so wird er der nächstfolgenden und so fort weiter herunter angeboten, bis sich eine Person zur Annahme desselben gefunden hat. Diejenigen aber, welche ihn ausgeschlagen haben, werden oben ausgestrichen und unten angesetzt; nur wenn die Person notorisch arm und der Stand ihr zu teuer ist, bleibt sie einmal in ihrer Reihe stehen, das 2te Mal, wenn sie den ihr wieder angebotenen anderen Stand ausschlägt, wird sie auch, wie andere, unten angeschrieben. Das Zuschreiben geschieht im Beisein des neuen Besitzers und des Kastenmeisters, dem sogleich das Lösegeld bezahlt wird (Hier bekommt der Pfarrer 1 gl. Schreibgebühr u. die beiden Kastenmeister zusammen 1 gl. für ihre Gegenwart).

- 6.) Das Recht der Verwandtschaft soll nach der Casimirischen Kirchenordnung noch ferner für die nächsten Erben des letzten Besitzers gelten, unter diesen nächsten Erben aber nur zu verstehen seien:
- I.) Alle Deszendenten in gerader Linie vom Großvater, Vater und Sohn bis zum Enkel, wenn es Männerstände, und ebenso bei dem weiblichen Geschlecht, wenn es Weiberstände betrifft, in dem Maße, daß die älteren Kinder den jüngeren, und die jüngeren den Kindern der älteren Geschwister vorgehen.
 - II.) Soll nach dem Tod eines Ehegatten dem überlebenden, wenn es sich wieder zu verheiraten gedenkt, wozu dem Mann 2 Jahre und der Witwe 4 Jahre Zeit gelassen werden, erstattet sein, den Stand seines verstorbenen Gatten für den künftigen zu lösen, doch wird dieser bis zu s. Verheiratung zum Besten der Kirche vermietet.
 - III.) Sind keine Kinder von Erben da, und der überlebende Ehegatte will den Stand seines verstorbenen Ehegatten nicht lösen, so werden die Brüder u. Schwestern, doch erstere nur bei Männer- und letztere bei Weiberständen zugelassen. Weiter soll sich das Verwandtschaftsrecht nicht erstrecken, alle übrigen Verwandten sind den anderen Gemeindegliedern gleich zu rechnen. Wer sein Verwandtschaftsrecht gelten machen will, muß sich in einer gesetzlichen Frist, die bei Einheimischen auf 30 Tage und bei Abwesenden auf 3 Monate gesetzt wird, entweder selbst oder durch seine Eltern, Vormund oder Bevollmächtigten förmlich dazu melden. Die, welche diese Frist vorbeilassen, werden ihres Vorzugs verlustig. Wenn jemand seinen Stand nicht selbst betreten kann, z.B. Schulkinder, auswärtige Dienstboten oder andere Abwesende, so wird derselbe einstweilen zum Besten des Kirchkastens vermietet.

- 7.) Dieses Vermieten gilt auch bei solchen Personen, die sich ihres Gewerbes wegen eine geraume Zeit aus dem Pfarrspiel entfernen, z.B. Handwerkspurschen, Pächter, Kaufleute etc. Ihre Stände werden ihnen offengehalten, aber in der Zwischenzeit vermietet. Nur müssen sie es dem Geistlichen melden oder melden lassen.
- 8.) Es darf niemand 2 Stände besitzen. Fällt daher jemand durch das Recht der Verwandtschaft einer zu, den er zu behalten wünscht, so muß er den vorigen der Kirche zur weiteren Disposition überlassen.
- 9.) Wenn jemand durch ein Amt einen Dienststand erlangt, so kann er seinen eigentümlichen durch seine Hausgenossen betreten lassen, ohne Mietgeld zu zahlen. Eben dieses gilt von den Choradstanten, die auf dem Chor ihren gewöhnl. Platz haben. Haben sie aber keine Kinder und Hausgenossen, so wird der Stand zum Besten der Kirche vermietet.
- 10.) Es soll mit den Kirchständen kein Wucher getrieben und das bestimmte Lösegeld für einzelne Stände nicht gesteigert werden. Doch dürfen mit Bewilligung der Vorsteher der Kirchgemeinde die Lösegelder aller Kirchstände zugleich um einige Groschen oder Batzen erhöht werden.
- 11.) Alles Umtauschen, Wechseln, Abtreten der Kirchstände ist verboten.
- 12.) betrifft das Vermieten der Stände nach dem herkömmlichen Mietzins (welches hier 2ggl. jährlich ist).
- 13.) Es soll niemand mehr Personen in seinen Stand nehmen, doch jeder gefällig gegen Fremde sein, um ihnen durch Zusammenrücken einen anständigen Platz zu verschaffen.
- 14.) Sollten Fälle vorkommen, welche eine Ausnahme von der hier vestgesetzten Ordnung nötig machten, so soll der Geistliche sie dem Geistl. Untergericht anzeigen, welches die Sache dem Herzogl. Konsistorium vorlegen wird.
- 15.) Damit diese Stuhlordnung zu jedermanns Kenntnis gelange, und niemand sich über Verkürzung wegen Unwissenheit der darin enthaltenen Vorschriften beschweren könne,

soll sie die 2 ersten Jahre jährl. 2 mal und die 3 folgenden jährl. einmal von der Kanzel verlesen werden.

Friedrich Timotheus Heim: Kirchstühle und Kirchstuhlordnung, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiels Effelder 1808-1814. Erfurt 1992. S. 214-217.

Tod

Der Umgang mit dem Tod war in wesentlich höherem Maße Bestandteil des täglichen Lebens als dies heute der Fall ist. Die Säuglings- und Kindersterblichkeit war immens hoch und nicht selten starben Frauen bei der Geburt (Text 74). Die durchschnittliche Lebenserwartung war deutlich geringer als heute. Sterben und Tod waren für die Menschen eine unmittelbare Alltagserfahrung, damit Lebensbestandteil und zudem fest in den Glauben eingebettet. Man ging auch deshalb selbstverständlicher damit um, weil man Lebensweg, und damit auch Krankheit oder Tod, als gottgegeben und folglich schicksalhaft ansah. Ebenso gehörten die Beerdigungsfeierlichkeiten zum Alltag. Es waren genauso gesellschaftliche Ereignisse wie Hochzeiten oder Taufen. Der finanzielle Aufwand für diese Veranstaltungen richtete sich daher eher nach Repräsentationsgründen aus (Text 75).

71. Wie der Herr Hauptmann von Mildheim gestorben und begraben worden, und was sich dabey für ein großes Unglück veroffenbaret

Die beständige Traurigkeit des Gemüths war nun mit Ursache, daß der Herr von Mildheim den Tod seiner zweyten Gemahlin kaum ein halbes Jahr überlebte. Er starb aber am Podagra, welches in den Leib zurück schlug, da er einmahl, wider die Vorschrift des Arztes, in feuchter Witterung auf die Jagd geritten war. Sein Sohn kam aber noch vor seinem Ende von der Universität zurück, und drückte ihm die Augen zu. Er betrübte sich

auch über seinen Tod, wie sich ein guter Sohn über einen guten Vater zu betrüben pflegt: denn der alte Herr hatte ihn, als seinen Stammhalter, herzlich geliebt, und der Sohn liebte ihn wieder von ganzen Herzen. Ehe nun die Beerdigung geschahe, gieng der Küster mit dem Todtengräber in das hochadeliche Erbbeergräbniß, um darin einen Platz für den Sarg auszusuchen. Und wie sie die Thür vom Gewölbe aufthaten, stürzte der Küster vor Schrecken und Entsetzen zu Boden über die schreckliche Gestalt, die ihm da ins Auge fiel. Der Todtengräber erschreck so sehr über den Fall des Küsters, daß er nicht gleich sahe, was es war: aber wie er die Augen wieder aufrichtete, sah ers auch, und fieng an mit allen Gliedern zu zittern, wie ein Espenlaub, und die Haare auf dem Kopf standen ihm zu Berge. Die verstorbene gnädige Frau saß nähmlich leibhaftig in ihrem weißseidenen Todtenkleide auf einem Sarge. Mit dem Rücken lehnte sie an der Mauer des Gewölbes, und auf ihrem Schoose lag etwas, wie ein Gerippe von einem kleinen Kinde. Das lange weisse Todtenkleid war mit Blut befleckt, und das Gesicht war grausam entstellt. Der Todtengräber ließ den Küster, der in Ohnmacht gefallen war, liegen, wo er lag, und wankte bis zum nächsten Leichensteine: weil ihn seine Füße nicht weiter trugen; so starr und steif hatte ihn das Schrecken gemacht. Unterdessen kam des Küsters Hund herzugelaufen, der heulte und bellte jämmerlich, da er seinen Herrn wie todt auf der Erde liegen fand, und die weisse Gestalt in dem dunkeln Gewölbe sah. Durch dies Bellen des Hundes kam endlich der Küster wieder zu sich selbst, und lief nun, was er konnte, nach dem Schlosse, die Sache zu melden. Vor Stottern und Stammeln konnte er aber nichts herausbringen, als die Worte: „Ach! die selige gnädige Frau im Gewölbe! – Gott erbarme sich!“ – Der Verwalter, der keine Gespenster glaubte, nahm daher flugs etliche Leute mit sich, und gieng hin, zu sehen, was es wäre. Und da standen sie mit großer Betrübniß und Entsetzen, daß es wirklich der todte Leichnam, der vor einem halben Jahre während ihrer Schwangerschaft plötzlich verstorbenen gnädigen Frau war. Der Ver-

walter und alle, die bey ihm waren, schrien: ach! daß es Gott im Himmel erbarme! die liebe selige Frau! und weinten und schluchzten laut, da sie merkten, wie es zugegangen seyn müsse, daß sie aus ihrem Sarg gekommen, und da aufrechts saß. Sie war nämlich nicht warhaftig todt gewesen, als man sie begraben hatte: sondern sie hatte nur in einer starken Ohnmacht gelegen; wie es denn Exempel giebt, daß solche Ohnmachten drey, vier Tage und drüber anhalten. Im Gewölbe war sie hernach wieder zu sich selbst kommen. In der Angst und Verzweiflung hatte sie sich das Gesicht und die Arme zerfleischt, und nachdem sie endlich den Deckel vom Sarge herabgebracht und herausgestiegen war, hatte sie vermuthlich vor Schrecken und Furcht eine unzeitige Niederkunft gehabt, und war darnach vor Schwachheit, und weil ihr niemand zu Hülfe kam, gestorben. Dieses mußte des Nachts geschehen seyn; indem sich niemand im Dorfe erinnerte, um jene Zeit ein Pochen oder Schreyen in der Kirche gehört zu haben; wiewohl auch die Kirche etwas abwärts von den Häusern auf einer Anhöhe liegt. Weil der Sarg, auf den sie sich gesetzt hatte, eben in einer Ecke des Gewölbes stand: so war ihre Leiche im Tode nicht umgefallen, sondern aufrechts sitzen geblieben, und sahe desto fürchterlicher aus. Die Nachricht von diesem grausamen Unglück lief nun bald durchs ganze Dorf, und alles schrie und wehklagte, daß die liebe gnädige Frau so ein schmähliges und jämmerliches Ende hatte nehmen müssen. Der alte Herr Pfarrer weinte wie ein Kind, und dachte wieder an den Spruch, den der selige Herr so oft gesagt hatte: ich sahe an alles Thun unter der Sonne, und es war alles eitel und Jammer. Denn er hatte selber die Heyrath gestiftet: weil die Selige eine brave christliche Person und von vornehmen Adel, aber eine so arme Waise war, daß sie bey ihren Anverwandten das Gnadenbrod essen mußte. In ihrem Ehestande war es ihr nun recht wohl gegangen. Der Herr von Mildheim hatte sie ihrer Sittsamkeit und Tugend wegen recht herzlich geliebt; darüber hatte sich der alte gute Pfarrer in seiner Seele gefreuet, und nun hatte die unglückliche Frau eines so

erbarmenswürdigen Todes sterben müssen. Der junge Herr wollte sich nicht zufrieden geben über dieses große Unglück, und aß vor Traurigkeit in zwey Tagen keinen Bissen. Denn er hatte seine Stiefmutter lieber gehabt, als manche Kinder ihre rechte Mutter haben, und sie hatte ihm auch so liebe reich beggnet, als ob er ihr rechter Sohn wäre. Jedoch brachte ihn der Herr Pfarrer, der bey seinem Troste selbst bitterlich weinte, endlich durch Zureden dahin, daß er wieder aß und trank. Noch an dem Abend, da das Begräbniß des verstorbenen Herrn geschahe, stellte er ihm unter andern vor: Gott habe dieses große Unglück wohl deswegen geschehen lassen, damit er und das ganze Dorf darauf merken, und keinen Menschen wieder begraben lassen sollten, ehe man ganz gewiß versichert wäre, daß er wirklich todt sey. Denn so mache es der gute Vater im Himmel gar oft, daß er ein Unglück geschehen lasse, nicht um die Menschen, die es trifft, dadurch zu strafen, sondern die andern, die es nicht trifft, zu warnen, daß sie dem Unglücke auf ein andermahl zuvorkommen sollten. „Aber, sagte der junge Herr von Mildheim, was hatte denn meine liebe brave Mutter verschuldet, daß dieß entsetzliche Unglück eben über sie kommen mußte? Es sterben ja so viele andere gemeine Leute im Dorfe?“ – Fassen Sie sich, gnädiger Herr! antwortete ihm der Herr Pfarrer – Gott ist eben so weise, als er gütig ist. Sehen Sie! die Särge der gemeinen Leute werden in den Gräbern so schwer mit Erde bedeckt, daß sie nicht herauskommen können, sondern elendiglich darinne ersticken müssen: daß man es also nicht gewahr wird, wenn einer im Grabe wieder aufwacht. Im hochadelichen Gewölbe konnte dieses aber leichter bemerkt werden, und darum hat es Gott wohl geschehen lassen. Mir schaudert die Haut, wenn ich denke, daß vielleicht schon mancher von unsern Nachbarn so lebendig begraben worden ist. Aber doch sey Gott gelobt und gedankt, daß er uns nun die Augen geöffnet hat! Das muß Sie trösten, lieber Herr, daß die Selige eine so fromme gute Christin war, die gewiß einen schönen Tod gehabt hat, und daß sie sich nun im Himmel darüber freuen wird, wenn ihre letzte

martervolle Stunde hier auf Erden Ursache ist, daß von nun an hier im Dorfe und vielleicht in der ganzen Gegend alle Menschen vor solchem Unglück bewahret bleiben. „Und wie soll das geschehen? fragte der Junker. Das verdient, daß wir recht sorgfältig darüber nachdenken, antwortete der Herr Pfarrer, und dazu möchte jetzt nicht Zeit genug vorhanden seyn: weil der Leichenwagen schon angespannt ist. Darauf begleiteten sie den Leichnam des seligen Herrn in aller Stille zu Grabe, und schieden traurig von einander.

Rudolph Zacharias Becker: Wie der Herr Hauptmann von Mildheim gestorben und begraben worden, und was sich dabey für ein großes Unglück veroffenbaret, in: Rudolph Zacharias Becker: Noth- und Hülfsbüchlein für Bauersleute. Gotha, Leipzig 1788, S. 5-9.

72. Novalis an Friedrich Schlegel, 28. Juli 1800

Weißenfels: den 28sten Julius. 1800. [Montag]
Du hast mir eine sehr traurige Nachricht geschrieben. Wilhelm dauert mich am Meisten. Hat ihr Tod einen Zusammenhang mit Karolinens Geschichte? Du schreibst mir nicht deutlich darüber. Auguste war ein liebes, schönes Mädchen. Die hellen Farben und der schlanke Wuchs kündigten das frühe Hinscheiden wohl an. Sie wäre sehr reizend geworden. Der Himmel hat sich Ihrer angenommen, da Ihre Mutter sie verließ und ihr Vater sie hingab. Eben auf der Schwelle der Welt mußte sie umkehren. Sie ist einem trüben Schicksal entgangen, und laß ihr uns glückwünschen und uns freuen, daß sie ein reines, jugendliches Andenken von dieser Welt noch mitnahm.

Der Frieden ihrer Seele komm auf Wilhelm. Für die Mutter ist es eine ernste Warnung. Ein solches Kind läßt sich nicht so leicht, wie ein Liebhaber, erhalten. Sie ist nun ganz frey, ganz

isolirt. Ich zweifle, daß Sie es so nimmt, wie es zu nehmen wäre. Die Eitelkeit ist ein unsterbliches Kind.

Ich kann, so gern ich auch wollte, jezt nicht zu Dir kommen. In wenig Tagen muß ich in die Gegend von Magdeburg reisen, und dann gleich nach Dresden.

Empfehl mich an Madame Veit. Dein

Freund / Fridrich vHbg.

Novalis an Friedrich Schlegel, 28. Juli 1800, in: NS 4, 164, S. 333-334.

73. August Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck, 14. September 1800

Bamberg, den 14. September 1800.

Habe Dank für Deinen innigen freundschaftlichen Brief, der mir wohlthätige Thränen entlockt hat. Freylich bin ich jetzt leichter zu rühren, als je: es ist, als hätte ich alle meine Thränen hierauf gespart, und manchmal habe ich ein Gefühl gehabt, als sollte ich ganz in Thränen aufgelöst werden. Wenn die geliebten Wesen in unsern Gesinnungen leben, wie Du sagst, so hätte Auguste nie mehr gelebt, als jetzt; ich wußte zwar, daß ich sie sehr liebte, aber ihr Tod hat alle noch verborgene Liebe ans Licht gerufen. Um das schmerzlich süße Andenken zu nähren, ist noch ein Bild von ihr vorhanden, zwar vor bey nahe zwey Jahren gemahlt, aber doch ähnlich. Vor Kurzem haben wir für's erste eine Zeichnung darnach bekommen; mit einem leisen Heiligenschein umgeben, steht sie auf meinem Zimmer, und wird stündlich von mir betrachtet und angebetet.

Caroline dankt herzlich für Eure Theilnahme. Sie hatte vor ein paar Wochen eine Unpäßlichkeit, die ihre Kräfte gleich wieder völlig erschöpfte, jetzt ist es besser, doch wird sie schwerlich ihre volle Gesundheit wieder bekommen. Wie ist es möglich bey diesem Gram, der sie oft halbe Nächte wach und weinend erhält?

Du hast mich sehr dadurch verbunden, daß du gleich an deinen Bruder geschrieben. Zwar muß ich beynah die Hoffnung aufgeben, daß er nach Deutschland kommen und die Arbeit des Monuments über sich nehmen wird. Denn nicht lange, nachdem ich den Brief an dich abgeschickt, erhielt ich über Jena einen von ihm, als Antwort auf den vorigen Winter bey dir eingelegten, worin er äußert, daß er auf den Winter schon nach Italien zu gehen hofft. Indessen, wer weiß, ob er sich nicht bey der ungewissen Aussicht auf den Frieden und den unruhigen Zeiten, noch entschließt seinen Plan zu verändern, und Gesellschaft mit Humboldts macht um den Winter mit dir und anderen Freunden in B[erlin] zuzubringen. Es wäre herrlich. Auf jeden Fall kann es nicht schaden, daß du ihm geschrieben, denn es ist sein Auftrag an mich, dich zu mahnen. Wenn er nun auch den Vorschlag wegen des Sarkophags nicht eingehen kann, so hat er doch bey Gelegenheit einige Nachricht von deinem Thun und Treiben bekommen. Ich selbst habe ihm noch nicht antworten können, weil er mir seine Adresse nicht meldet, die du nicht vergessen wirst, deinem nächsten Briefe beyzufügen.

Auf den Fall, daß dein Bruder nicht zurück kommt, habe ich bey Schadow vorläufig anfragen lassen. Will oder kann dieser nicht, oder ist zu übertrieben in seinem Preise, so werde ich Goethe erst zu Rathe ziehn, an wen ich mich am besten wenden könnte. Vielleicht an Dannecker in Stuttgart. – Freylich wäre ich gern gegenwärtig bey dem Entwurfe. – Ob es mir erlaubt wird, das Denkmal in den Brunnenspaziergang an die schöne Stelle, die ich ausgewählt habe, zu setzen, darüber habe ich bey den unruhigen Kriegszeiten noch keine Entscheidung erhalten können.

Die Sache liegt mir sehr am Herzen, und die Kosten werden wir nicht dabey sparen – eine beträchtliche Summe ist schon dafür bestimmt. [...]

Die Flecke auf der ersten Seite sind Spuren von Thränen, – ich erwähne es nicht als eine Seltenheit, denn diese Libationen auf das Grab des geliebten Mädchens werden sich immer erneuern,

diesen Tod werde ich nie aufhören, zu beweinen. Auf die erste Nachricht habe ich geglaubt, wahnsinnig zu werden, – dieser wütende und empörte Schmerz stellte sich auch bey dem Besuche in Bocklet wieder ein. In der mildesten und heitersten Stimmung liegt mir doch die Wehmuth beständig nahe.

Lebe recht wohl, mein geliebter Freund, ich grüße deine Amalie²¹⁰ aufs herzlichste und küsse die allerliebste kleine Dorothea²¹¹. Wenn du mir von Hamburg aus noch antwortest, so adressire nach Braunschweig bey dem Professor Wiedemann, sonst nach Jena. Nochmals Adieu.

Dein / AWS.

Denk dir, vor einigen Tagen lasen wir ganz zufällig in einer französischen Zeitung, daß der gute Eschen, auf einer Alpenreise, in eine Eisspalte gestürzt und kläglich umgekommen ist. Es hat mich recht gejamert. Er hat mir noch seinen Horaz geschickt mit einem Briefe, den ich erst bekam, wie er schon todt war.

August Wilhelm Schlegel an Ludwig Tieck, 14. September 1800, in: Henry Lüdeke (Hg.): Ludwig Tieck und die Brüder Schlegel. Frankfurt a. Main 1930, S. 53-57.

74. Clemens Brentano an Carl von Savigny, November 1806

Lieber Savigny!

Mein Weib ist tod, sie liegt mit dem neugebohrnen Kinde unter der Erde, ich kenne mich nicht mehr in der Welt, wenn ich laut jammere, so höre ich, daß ich lebe, und erschrecke vor mir, ach allmächtiger Gott, so unendlichen Jammer soll man theilen auf der Erde, und soll ihn einsam hinab nehmen, wo die herrlichen Menschen vergehen. Fröhlich, glücklich, und gesund war mein



Abb. 20: *Porträt Sophie Mereau (1770-1806)*

Weib, wir giengen aufs Schloß Abends um 5 Uhr, wo der elende Gatterer die schönen Bäume fällen ließ, die Sophie aus unserm Fenster so gern ansah, sie bat um unsere geliebteste Linde, die Stricke zogen der Baum fiel, mit Tränen des Unmuths giengen wir herab, die Sonne gieng herrlich unter, Sophie sah froh hinein, sie war lebendig himmlisch wie ein ewiges Kind, sie sagte, ich sehe so in die Sonne, ich will, ein recht herrlich Kind gebähren, sie gieng froh nach Hauß, die alte Lassaulx, Görres

und Kadi²¹², waren bei uns, sie waren den Tag vorher zu Schiff angekommen, Kadi und ich und Sophie und Madame Lassaulx rüsteten freudig die Wiege, mein Weib ordnete freudig unter Wehen alles noch selbst, wir staunten sie an, die Lassaulx blieb bei ihr, ich gieng mit Hulda²¹³ und Görres und Kadi in ihr Haus, bald gieng ich zurück, mein Weib wollte noch keinen Acoucheur²¹⁴, das Kind hatte eine böse Lage, nach einer Stunde verlangte sie den Acoucheur ich brachte ihn, keine Gefahr, um ein Uhr in der Nacht, das Kind, tod, wodurch weiß Gott, mein Weib fragt matt nach dem Kind, wehe, wehe, ach und stirbt wie der Held in der [Schlacht] an der Verblutung, man ließ mich nicht zu ihr, ich war von Sinnen, habe nicht geredet mit ihr, sie nicht gesehen, der Morgen kam, Görres hielt mich in den Armen, man brachte mich aus dem Hauß, aus der Stadt, ich bin in Frankfurt, die Rudolphi²¹⁵ hat die Hulda zu sich genommen, meine gute trefliche Magd hütet mein Hauß, aus dem Leben bin ich gerissen, alles Begonnene ist zerbrochen, waß mir bevorsteht, kann ich nicht lieben, waß mir geschehen ist lauter Jammer, Alles, Alles ist hin, ich bin versteint, ich hatte alles in Sophie wiedergefunden, waß ich in ihr liebte, in ihr verlohrt, waß sie war, ach ich war unaussprechlich glücklich, wohin, wie, wo ich weiß nichts, die meinigen sind mir, sind sich fremd, ich habe keine Hülfe, keiner Art, einsam muß ich zurück kehren in das Hauß, das verlassen ist, von seinem Gott, in meine Angelegenheiten, die meine Liebe führte, alles liegt und steht, von ihren Händen gelegt, geordnet, ich werde leben mit der toden Begehrte Mereau sein Kind zurück, so wird es auch elend, die arme Schubert, welche dem Hunger oft nahe ist, hat nun ihre einzige Stütze verlohren, ich weiß nichts von ihr, wo Arnim ist, weiß kein Mensch, vielleicht unter den Toden, o Savigny, wäre ich tod mir wäre Besser, mir wäre wohl, sie waren oft freundlich gegen Sophien, sie war ihnen sehr gut, nehmen Sie meinen Dank, ich kann nur an dies Weib denken, wie an einen Gott, ich habe in dem letzten Jahr Dinge in ihr begriffen und geliebt, die mich zur tiefsten dehmütigsten Liebe zwangen, ach Savig-

ny, ich habe alles verlohren, alle Geschichte meines Lebens, alles waß mich liebte, trieb, und erhielt, ich habe keinen Wunsch als zu sterben –

ihre Clemens

Clemens Brentanos an Carl von Savigny, November 1806, in: CBWB, Band 31, S. 591-593.

75. Gebräuche beim Sterben und Leichenbegängnissen

Wenn jemand sterben will, kommen nicht nur die Hausgenossen, sondern auch die nächstwohnenden Bekannten gerufen und ungerufen zusammen und sehen (nicht heulend und schreiend) in der Stille seinem Sterben zu. Ist er noch bei Verstand, so redet man ihn zu Zeiten an und merkt seine letzten Worte und Äußerungen, nimmt auch von ihm Abschied und wünscht ihm ein seliges Ende. Liegt er aber schon in den letzten Zügen und hört und sieht nichts mehr, so läßt man ihn still und unverrückt liegen, bis er zu atmen aufhört und ein Zeichen des eingetretenen Todes von sich gegeben hat. Dann erst fängt man an, über sein Hinscheiden laut und oft heulend und schreiend zu klagen. Dies tun die nächsten Verwandten, die Ehegatten, Eltern oder Kinder, während die anderen Anwesenden sie zu trösten suchen, indem sie sich untereinander über das Leben, die Krankheit und andere Umstände des Verstorbenen unterhalten und daraus Gründe hernehmen, daß es unser Herrgott wohl mit ihm gemacht habe und daher auch die Hinterbliebenen nicht verlassen werde. Man ruft den Pfarrer gewöhnlich nicht zu den Sterbenden. Ist er aber zufälligerweise zugegen, so benutzt er natürlich diese Stimmung der Anwesenden zum Zweck seines Amtes; was er bei einem solchen Auftritt sagt, bleibt länger hängen und ist wirksamer, als was er von der Kanzel spricht. Nach einer Stunde oder

auch länger läßt man bei Mannspersonen zwei Männer, bei Weibspersonen 2 Weiber, die zwar von der ärmeren Klasse, aber doch gute Freunde des Verstorbenen sind, kommen, welche ihn ankleiden, waschen und, nach angezogenem weißen Hemd, auf einem Brett, das zu diesem Zweck gewöhnlich in jeder Haushaltung vorhanden ist, so zurechtlegen, wie er im Sarg liegen soll. Daher der Ausdruck: „Er liegt auf dem Brett“, d.i. er ist gestorben. Hierauf trägt man ihn in eine dunkle Kammer, bedeckt das Gesicht und andere angegriffene Teile seines Leibes mit in Branntwein getauchten Tüchern und sieht bei Tag und bei Nacht öfters nach, ob er noch in der gehörigen Ordnung liegt, oder ihn sonst nichts begegnet ist, weswegen auch diejenigen, welche ihn angezogen haben, bis zur Beerdigung die Nacht über im Leichenhause wachen. Noch an dem nämlichen Tage, wenn es nicht schon zu spät ist, sendet man einen Nachbar oder Hausfreund ab, den Todesfall bei dem Pfarrer und Schulmeister anzuzeigen und von dem ersten bestimmen zu lassen, wann der Verstorbene beerdigt werden soll. Das geschieht gemeinlich nach zweimal 24 Stunden; doch kann es auch früher oder später geschehen, nachdem der Pfarrer in Rücksicht der gehabten Krankheit das eine oder andere für zuträglich hält.

Es gibt 4 Arten von Leichen hier. Totgeborene oder bald nach der Geburt verstorbene Kinder werden in Begleitung des Kindesvater von der Hebamme auf den Gottesacker ohne Gesang und Geläut in der Stille beerdigt. Wochenkinder werden öffentlich, d.i. mit Gesang und Glockengeläute mit einer sogenannten Danksagung, d.i. Verlesung eines Stückes aus der Casimirischen Kirchenordnung²¹⁶, das hierzu bestimmt ist, und Absingung einer Begräbniscollecte vom Pfarrer oder Schulmeister in einem besonderen Häuschen auf dem Gottesacker, zur Erden bestattet. Die 3te Gattung ist die Haltung eines Leichensermons hinter dem Altar in der Kirche; auf diese Weise werden alle Kinder von den Wochen an bis zur Confirmation beerdigt. Die 4te ist mit einer Leichenpredigt und Verlesung eines vom Schulmeister verfertigten Lebenslaufes, womit alle Erwachse-

nen von der Konfirmation an zu Grabe getragen werden. Jede dieser Leichenarten hat ihre besondere Taxe von Gebühren, welche der, welcher die Leiche bestellt, sogleich mitbringt. Ein Erwachsener wird nur höchst selten mit einer geringen Sorte von Leichenbegängnis beerdigt; aber mehrere Eltern lassen ihre noch kleinen Kinder mit einer Predigt beerdigen. Der nämliche Mann, welcher die Leiche beim Pfarrer anzeigt, bestellt auch den Sarg, welcher von weichen Brettern ganz leicht gefertigt und mit Leimfarbe, schwarz, braun, himmelblau oder, wie er sonst bestellt wird, angestrichen, aber auf jedem Fall immer teuer bezahlt wird, weil es für unschicklich gehalten wird, darüber mit dem Schreiner zu handeln. Den Tag vor der Beerdigung werden die Leichenleute zur Leiche eingeladen, die auswärtigen durch eine oder mehrere Mannspersonen, die man Grabladen nennt, und die im Dorf durch die eine oder die beiden Totenweiber.

Im hiesigen Dorf werden zu einer Leiche mit Predigt das ganze, zu einer geringeren die Hälfte des Dorfes, worin sich das Totenhaus befindet, geladen. Manche Personen, die nahe verwandt sind, Geschwister, Paten etc. werden zu 2 Personen, die übrigen nur einfach eingeladen. Die Grabladerin bekommt in jedem Haus ein Stück Brot, auch manchmal ein Glas Bier oder Brantwein. Die Träger werden besonders geladen; man nimmt dazu gemeiniglich die Gevattern oder sonstige gute Bekannte des Verstorbenen. Die Verheirateten werden von 6-10 Männern getragen, ebenso auch die gefallenen Personen; die Keuschen ledigen aber und die Kinder von jungen Purschen, die noch Junggesellen sind. Auch bekommen diese eine Krone auf den Sarg, die den gefallenen Personen versagt wird.

Die Kinder und jungen Leute werden mit einem weißen mouselinen oder leinwandenen Sterbekittel bekleidet, der mit rosenfarbenen Strohbindern und vielen Blumen und ganzen Sträußen ausgeputzt wird. Ältere verheiratete Personen haben, doch nur selten, ihren gewöhnlichen Staatsanzug an; gewöhnlich erhalten sie auch einen weißen Sterbekittel und eine dergl. Mütze mit

schwarzem oder blauem Band besetzt. Diese Sterbekittel und dessen Anlegung und übrigen Putz besorgt eine Putzmacherin, die von dem Hauptstück des weiblichen Putzes auf dem Lande, der Haube, die Haubenmacherin heißt. Diese, sobald der Tote auf Stroh und Heu in Sarg gelegt worden ist, macht die Küssen, worauf der obere Teil desselben zu liegen kommt, bekleidet ihn mit dem Sterbekittel und befestigt ihn an einer Einfassung, welche über den Rand des Sarges ein wenig hervorragt. Sobald alles fertig ist, wird der offene Sarg zur Schau für jedermann in den Hausern ausgestellt. Nach 1 Uhr geht das Leichenbegängnis an, welches durch 3 Pulsen der kleinen Glocke, welches man stemmen heißt, öffentlich angezeigt wird. Auswärtige Leichen werden gewöhnlich hierher gefahren, und die unten vom Dorf hereinkommenden vor dem Pfarrhaus, die von Rückerswind und Corberod aber in der Kirchgasse beim ersten Haus niedergesetzt. Auch die von Schichtshöhn werden beim Pfarrhause niedergesetzt. Die von Ober-Effelder, der Au- und Papiermühle behaupten, daß ihnen die Schule und die Geistlichkeit bis vor das Dorf entgegengehen müsse. Die im Dorf werden vor dem Totenhaus mit Gesang und Geläut abgeholt. Der Zug geht folgendermaßen. Zuerst die Schule mit dem Kreuz, wenn der Tote ein Schulkind war, die ganze Schule, Mädchen und Knaben, sonst nur die Knaben der ersten Klasse, welche singen können, dann, wenn Musik bestellt worden ist (welches nicht immer geschieht), die Choradstanten²¹⁷ und hierauf Pfarrer und Schulmeister. Nun folgt der Sarg und dicht hinter demselben die beiden Totenweiber, hierauf erst die männlichen, dann die weiblichen Leidtragenden nach der Nähe der Verwandtschaft und dem Alter, so daß die Kinder und Paten des Verstorbenen, die jenen gleichgeachtet werden, vorausgehen, hierauf der Gatte oder Brüder und Gevattern, dann die Eltern, und hierauf die entfernteren Verwandten und Freunde paar- und paarweise folgen. Solange der Zug auf dem Wege ist, wird mit allen Glocken geläutet, wozu die Leichenleute 2 Männer, die die großen Glocken läuten, absenden müssen. Sobald die Leiche an dem

Grabe, welches seit 1788 ohne Unterschied der Person nach der Reihe von oben an von der linken zur rechten gemacht wird, angekommen ist, wird der Sarg mit der Bahre daneben niedergesetzt, nochmals geöffnet, der Tote nochmals dem Volke gezeigt, von den Totenweibern zurechtgelegt, d.i. alle Bündel und Läppchen, die an den Mund kommen könnten, eingestopft und ein Stück Rasen unter das Kinn gelegt, damit der Mund sich nicht öffnen kann u.s.w., welches alles jedoch von vielen für unnützer Aberglauben gehalten wird, und, nachdem der Deckel wieder daraufgelegt ist, der Sarg ins Grab gesenkt. Während dieses geschieht, sind von den Leidtragenden nur die Weiber zugegen, die Männer stellen sich, wie sie ankommen, unten neben der Kirchenmauer und bleiben da solange ruhig stehen, bis das Begräbnislied, das manchmal von 4 Choradstanten, die sich zum Grabe stellen, mit einem sogenannten Wieder-ruf aus dem alten Hildburghäuser Gesangbuch begleitet wird, abgesungen ist. Gemeiniglich machen die Träger gleich nach eingesenktem Sarge das Grab zu; bei größeren Leichen aber tun dieses bloß die Grabmacher, nachdem die ganze Leichenbegleitung in der vorhergehenden Ordnung in die Kirche gezogen ist, um dem bestimmten Leichengottesdienst beizuwohnen. Die nächsten männlichen Leidtragenden setzen sich im Chor in die Bank, die gerade unter dem Herrschaftsstand ist, die übrigen auf den Emporlauben in beliebige Stände, die weiblichen mitten in die lange Bankreihe nach dem Gottesacker zu, und die übrigen hinter ihnen oder auch in die kurze und Quer-Reihe nach Belieben, man hört dem Vortrag des Geistlichen in aller Stille zu und hält es überhaupt für sehr unschicklich und unanständig, sei es unterwegs oder beim Grabe oder in der Kirche, seine Trauer in Heulen und Schreien ausbrechen zu lassen, wie es oft an anderen Orten oder von Personen geschieht, die aus anderen Pfarrspielen hierher kommen. Nach der Kirche, wo erst die Mannspersonen nach der vorigen Ordnung, dann die Weibspersonen herausgehen, werden die Leichenleute von den Grabmachern oder eigene dazu bestellten Personen eingeladen, bei dem

Leichentrunk zu erscheinen, der entweder im Totenhaus oder im Wirtshaus gegeben wird. Hier wird von den bestellten Personen Bier und Brot und Branntwein vorgelegt und bei größeren Leichen auch jedem ein Weck von 1-2 gl. gegeben. Fremde halten sich nicht lange auf, um noch vor nachts nach Haus zu kommen, die Einheimischen bleiben aber bis weit in die Nacht hinein sitzen und trinken solange, bis alles Leid vergessen ist. Im Wirtshaus wird weit mehr verzehrt als wenn der Trunk im Leichenhaus gegeben wird, weil viele in das letzte nicht gehen oder sich wenigstens nicht lange darin aufhalten.

Ein solcher Leichentrunk, wenn er im Wirtshaus gegeben und mit Wecken begleitet ist, kommt auf 30-40 flfr. Wenn man dazu den Sarg, der bei großen Leichen 4-5 Rthl. kostet, den Sterbkittel u. die Leichengebühren, wovon jedes fast ebensoviel beträgt, dazu rechnet, so verursacht eine solche Leiche immer einen Aufwand von 50 flfr. und noch mehr, je nachdem der Sterbkittel von feinerem Zeug gemacht wird, und man sich generös gegen die Geistlichkeit bezeigen will. Geringere Leichen armer Leute sowie auch Kinderleichen sind viel wohlfeiler, theils weil weniger Personen eingeladen werden, theils jeder bescheiden genug ist, ihnen nicht einen Aufwand zu verursachen, der ihnen wehe tun muß.

Auch die Leichenkosten sind mehrmals durch Herrschaftl. Befehle und zuletzt 1802 durch ein scharflautendes Mandat eingeschränkt und insonderheit die allgemeinen Leichentränke verboten worden. Da es aber wider die Landessitte ist, an seinem im Leben geliebten Toten zu sparen und ihm nicht die Ehre zu erzeugen, die er nach seinem Vermögen verdient, so sind alle jene Befehle und auch das letzte Mandat ganz ohne Wirkung geblieben. Man würde einen Mann, der seine Frau, eine Frau, die ihren Mann, und Kinder, die ihre reichen Eltern in Rücksicht jenes Mandats ohne Leichentrunk beerdigen lassen wollten, geradezu des schändlichsten Geizes und Undankes gegen den Verstorbenen beschuldigen, und man fürchtet das nachtheilige Urtheil seiner Mitwelt weit mehr als die Strafe der Obrigkeit,

zumal, wenn man weiß, daß diese nicht weiter danach fragt, ob man den gegebenen Befehl übertritt oder nicht. Auch ist der Aufwand bei Landleuten, vorzüglich wenn sie Bauern sind, so drückend nicht, als er nach der Summe des Geldwertes scheint. Der Bauer gibt die Bretter zum Sarg, den Weizen zu den Wecken, auch oft zum Branntwein, das Korn zum Brot aus seinem Vorrat her, so daß er also nur das Macherlohn des Sarges, den Sterbekittel, das Bier und die Leichengebühren mit Geld zu bezahlen hat, welches viele alte Personen schon lange vorher gesammelt, niedergelegt und ehe sie sterben, bestimmt haben, wieviel davon auf jeden Artikel verwendet werden soll.

Wie wichtig der Leichentrunk in den Augen der Leute ist, kann man daraus abnehmen, daß eine ganz contracte, arme Weibsperson, welche bloß von der Milde der hiesigen Leute lebte, mir mehrere Jahre vor ihrem Tode 3 flfr., die sie mit Bündelmachen, die einzige Arbeit, die sie noch verrichten konnte, verdient hatte, aufzuheben gab mit dem Auftrag, dafür bei ihrer Leiche Bier und Brot für die Leichenleute kaufen zu lassen, damit sie nicht wie eine arme Sünderin beerdigt werden möge.

Die Trauerzeit wird noch ganz nach der alten Sitte beobachtet. Der Ehemann trauert für seine Frau ein halbes Jahr, und diese ein ganzes für ihren Mann. Für Eltern trauert man ebenfalls ein ganzes Jahr, für Kinder ein halbes Jahr, für Geschwister 3 Monate und für entferntere Verwandte mehrere oder weniger Wochen nach der Nähe der Verwandtschaft. Wer die Woche über zu einer Leiche gegangen ist, erscheint am Sonntag darauf in der Kirche in Trauerkleidern. Diese Trauerkleider bestehen bei den Mannspersonen in dem nämlichen schwarzen Tuchrock und Weste, in dem sie getraut worden sind und in welchem sie zum Abendmahl gehen. Unverheiratete Mannspersonen begnügen sich mit einer schwarzen Weste oder auch nur einem Flor um den Arm. Die Weiber tragen ebenfalls ihr Abendmahlkleid, nur daß Hauben und Tüchlein ebenfalls schwarz sein müssen, späterhin trägt man auch schwarzgeblühten oder -gestreiften Kattun. Die Mannspersonen trauern die Werktage gewöhnlich

gar nicht, außer, daß vielleicht mancher ein schwarzflorenes Halstuch umlegt und einen alten schwarzdamastenen Buserlappen anzieht. Die Weiber aber haben auch die Werkstage etwas schwarzes zum Zeichen der Trauer an, eine schwarze Schürze, ein schwarzgestreiftes Kopfhudeln und dergleichen Halstuch. Selten wird dazu etwas neues gekauft.

Friedrich Timotheus Heim: Gebräuche beim Sterben und Leichenbegängnissen, in: Friedrich Timotheus Heim: Topographie des Pfarrspiels Effelder. Erfurt 1992, S. 165-170.

76. Gotthilf Heinrich Schubert an Emil von Herder, 9. März 1810

Nürnberg am 9ten März 10.

Innigen Dank mein theurer Emil! für deinen Brief, deine Nachrichten von unsrer verehrten Luise, deine Bemühungen und Aussichten. Wie sehr verlangt uns, sie nach den letzten drey bedeutenden Jahren einmal wiederzusehen.

Ritters Tod hat mich ungemein erschüttert. Seit deines und später meines Vaters Tod, weiß ich keinen Moment der so entschieden auf mich gewirkt hätte. Der Zeitgeist geht strenge mit uns um! Die anscheinend so viel versprechende, rüstige Jugend, die noch vor etwa 6 Jahren den Geisterhimmel stürmen wollte, die tüchtigsten Kämpfer der neuen Schule die Deutschland ein neues, goldenes Zeitalter, glänzender als das erste, eine neue Blüthenzeit der Poesie und Wissenschaft bringen wollte, wo sind sie hin? Sieh, einmal um dich her! Was ist aus Tiek, den beiden Schlegels, Steffens, Görres, und wie sie sonst heißen, geworden? Glaube mir, Ritter hat unter allen noch die honetteste Auskunft gefunden!

Ja die Zeit geht ein wenig ernst mit uns um. Es war nicht bloße Vermuthung, es wird Gewißheit, daß der bisherigen europäi-



Abb. 21: Grab Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling (1763-1809)

schen Geistesculturn der Herbst naht, und schon gekommen ist. Wir aber hielten einige milde Tage des Spätsommers schon für den neuen Fröling. Der Fröling wird wohl kommen, aber erst dann wenn der Winter, ein kurzer Winter, vorübergeht, und

nun stehen wir am Herbst. Und laß uns froh seyn daß er da ist. Das jetzige europäische Streben in seiner ganzen, vielartigen Verwirrung hat lange genug des Tages Last und Hitze getragen, möge denn die Zeit der Erndte kommen, die Zeit kommen, wo sie zusammengekeltert werden. Der Lorbeer ist für dieses Zeitalter von dem Felde der deutschen Litteratur hinweggenommen (die Nächte werden etwas kalt) so laß denn den Gärtner für ihn sorgen, er wird ihn wiederbringen, und wenn auch vielleicht erst dann wenn keine Bücher mehr geschrieben werden. Hätte die arme schwersinnige Psyche auch wirklich ihre Schmetterlingsflügel noch, sie würde doch nicht mehr Honig geben, – die Blumen sind verblüht. Eins nur hat der bessere Geist unsrer Zeit noch zu thun, das Werk des sterbenden Schmetterlings, oder des sterbenden Polypen im herbstlich kaltem Bach: für die junge Nachkommenschaft im nächsten Fröling zu sorgen. Glaube mir, wer nicht willig ans Werk geht wirds noch gezwungen thun. Das Werk der Erziehung ist am meisten an der Zeit. Ich meine das nicht blos seitdem ich jetzt selber Schulmeister bin, und rede überhaupt von Erziehung in größerem, weiteren Sinne als die ist die ich betreibe; auch fühle ich mich nicht etwa mit angesteckt von dem vielseitigen Geschwätz unsrer Zeit über Erziehung (wiewohl selbst der epidemische Charakter dieses Strebens gerade kein übles Zeichen ist); vielmehr weil mir es scheint, daß es diesmal dem hohen Baum der seine Wurzeln in einige frühere Jahrtausende hinübertreibt, ernstlicher als sonst ans Leben gehen wird, und daß es eben noch, ehe wir selber mit abgehauen werden, Zeit ist, für die jungen Sprößlinge zu sorgen. Deutschland allein ist noch wach, draußen schläft schon Alles, „nur die Hähne hört man krähen“; dem deutschen Geist ist demnach das letzte große Werk das dieser ganzen Periode der Geschichte zu thun war aufgegeben, verbindendes Mittelglied zu seyn zwischen dieser und einer neuen höheren Zeit, Bewahrer des vom Himmel geraubten Lichts, (der Leuchte, die nie verlöschen darf), in der letzten stürmischen Nacht. Mit den Deutschen wäre sodann für unsre Zeit etwas Bedeutendes anzu-

fangen; aber mit welchen, mit den Alten? Die werden uns nicht hören, von ihnen wird auch keiner mehr in das gelobte Land der neuen Zeit hineinkommen, selbst uns, und noch Besseren als wir wird es nur von ferne gezeigt werden, ehe denn man uns begräbt; die neuaufblühende Jugend der neuen Generation ist, an die unsre „Mission“ geht, für die wir leben und wirken sollen. Ihr all unser für uns selber unausgeführtes und vielleicht unausführbares Streben mit hinüber geben in die neue Zeit; sie wird tausendfältig für uns bezahlen, was wir in der jetzigen ungünstigen Zeit, bei dem besten Willen nicht einfach hätten bezahlen können. [...]

Schlaf wohl. Frau und Freund grüßen dich.

Ewig dein treuer Schubert.

Sey doch so gut und suche mir in München bei jemand auf etliche Wochen die Wernerischen Kristallisationsmodelle zu borgen. Ich brauche sie ungemein nöthig bei meinem Unterricht, und will mir schnell welche danach machen lassen.

Kennst Du Franz Baader²¹⁸? sprichst Du Schelling oft? Das sind ein paar tüchtige auserwählte Männer!

Gotthilf Heinrich Schubert an Emil von Herder, 9. März 1810, in: Gotthilf Heinrich Schubert in seinen Briefen. Ein Lebensbild. Hg. von D. Gottlieb Nathanael Bonwetsch. Stuttgart 1918, S. 83-84.

Anmerkungen

Mehrmals auftretende Begriffe, Personen oder Sachverhalte werden nur bei erstmaliger Nennung im Text in den Anmerkungen erläutert.

- 1 Johann Christian Günther (1695-1723), Lyriker.
- 2 Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781), Schriftsteller, Religionsphilosoph, Kritiker.
- 3 Daniel Jenisch (1762-1804), Prediger, Philosoph, Schriftsteller.
- 4 Fabrik zur Herstellung von wollenen Stoffen.
- 5 Öffentlicher Gottesdienst, der jährlich zum Andenken der Stiftung und Einweihung der Kirche eines Ortes gehalten wird, auch Kirchweihe, Kirchweihfest.
- 6 Auch Kofent: schwaches Bier, auch Nachbier genannt.
- 7 Friedrich Ludwig Wilhelm Meyer (1759-1840), Bibliothekar, Kritiker, Verfasser von Dramen und Schauspielen.
- 8 Amalie Reichard, Frau von Heinrich August Ottokar Reichard (1751-1828), Gothaer Bibliothekar.
- 9 Therese Huber (1764-1829), Tochter des Göttinger Altertumsforschers Christian Gottlob Heyne, Jugendfreundin Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schellings, Schriftstellerin. Sie war in erster Ehe mit Johann Georg Forster (siehe Anm. 10) verheiratet, in zweiter Ehe mit dem Schriftsteller und Redakteur Ludwig Ferdinand Huber (1764-1804).
- 10 Johann Georg Adam Forster (1754-1794), Schriftsteller, Natur- und Völkerkundler. Seit 1788 als Bibliothekar in Mainz tätig und dort maßgeblich an der Mainzer Republik beteiligt, 1792 Präsident des Mainzer Jakobinerklubs.
- 11 Johann Heinrich Voss (1751-1826), Schriftsteller, Übersetzer, Vertreter der Aufklärung.
- 12 Daniel Itzig (1723-1799), Bankier in Berlin.
- 13 Johann Rudolf Bischofswerder (1741-1803), General, enger Vertrauter des preussischen Königs Friedrich Wilhelm III.
- 14 Wahrscheinlich eine Anspielung auf: Johann Gottwerth Müller (von Itzehoe): *Selim der Glückliche*. Berlin 1792.
- 15 Johann Georg Forster: *Ansichten vom Niederrhein, von Brabant, Flandern, Holland, England und Frankreich, im April, Mai und Junius 1790*. Berlin 1791-1794.
- 16 Dicksohlige Fußbekleidung der Schauspiele im antiken Theater zur Erhöhung der Gestalt, hier im übertragenen Sinn: erhabener Stil.
- 17 Wahrscheinlich eine Anspielung auf den bevorstehenden Besuch von Georg Ernst Tatter (1757-1805), Freund der Familie Michaelis in Göttingen.
- 18 Gottfried August Bürger (1747-1794), Schriftsteller des Sturm und Drang.
- 19 Alexander Pope: *Eloise to Abelard*. London 1717.
- 20 Georg Leonhard Wächter, Pseudonym: Veit Weber (1762-1837), Schriftsteller, Historiker.
- 21 Friedrich Ludwig Bouterwek (1766-1828), Philosoph und Literaturhistoriker aus Göttingen.

- 22 August Lafontaine (1758-1831), Schriftsteller.
- 23 Johann Wolfgang Goethe: *Der Groß-Cophta*. Berlin 1792.
- 24 Ludwig Ferdinand Huber (1764-1804), Schriftsteller und Diplomat, Legationssekretär in kursächsischen Diensten; Ludwig Ernst Sigismund Müller (1766-1850), Superintendent.
- 25 Georg Ernst Tatter (1757-1805), Freund der Familie Michaelis in Göttingen (vgl. Anm. 17).
- 26 Gottlieb Hufeland (1760-1817), Jurist, Mitherausgeber der *Allgemeinen Literatur-Zeitung* in Jena.
- 27 Karl Friedrich Ernst Frommann (1765-1837), Buchhändler und seit 1798 Verleger in Jena.
- 28 Johann Diederich Gries (1775-1842), Schriftsteller und Übersetzer in Jena.
- 29 Clemens Brentano (1778-1842), neben Achim von Arnim bedeutendster Vertreter der Heidelberger Romantik. Er studierte zeitweilig in Jena.
- 30 ‚M‘ ist Friedrich Ernst Karl Mereau (1765-1825), Bibliothekar und Jurist, verheiratet mit Sophie Mereau von 1793 bis 1801; ‚J‘ ist Jette d.h. Henriette Schubart (1769-1831), Schwester Sophie Schubart-Mereau-Brentanos, Übersetzerin.
- 31 Emil Gottfried von Herder (1783-1855), bayrischer Oberforstrat in Erlangen, fünfter Sohn Johann Gottfried Herders.
- 32 Karl Friedrich Hindenburg (1741-1808), Mathematiker, Hochschullehrer in Leipzig.
- 33 Romanus Adolph Hedwig (1772-1806), Botaniker in Leipzig.
- 34 William Hogarth (1697-1764), englischer Zeichner, Maler und Kupferstecher.
- 35 Friederike Augustine Konradine Unzelmann (1760-1815), Schauspielerin in Berlin.
- 36 Luise Philippine Antoinette Michaelis (1741-1808), Mutter von Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling.
- 37 Wahrscheinlich Emma Michaelis, Tochter von Gottfried Philipp Michaelis (1768-1811), Bruder Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schellings, Arzt in Harburg.
- 38 Luise Friederike Michaelis-Wiedemann (1770-1846), Schwester Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schellings, verheiratet mit Christian Rudolf Wilhelm Wiedemann (vgl. Anm. 45).
- 39 Frz., zähmen, umgänglicher machen.
- 40 Christian Rudolf Wilhelm Wiedemann (1770-1840), Naturforscher, Literaturhistoriker.
- 41 Christoph Friedrich Nicolai (1732-1811), Verleger, Philosoph, Schriftsteller der Aufklärung in Berlin, Herausgeber der *Allgemeinen Deutschen Bibliothek* von 1765-1806.
- 42 Johann Bernhard Vermehren (nach 1770-1803), Theologe, Schriftsteller.
- 43 Rudolf Zacharias Becker (1751-1822), Buchhändler, Schriftsteller in Gotha. Herausgeber diverser Zeitschriften und Autor des *Noth- und Hilfsbüchleins für Bauersleute*.
- 44 Carl Eberhard Schelling (1783-1854), Bruder von Friedrich Wilhelm Joseph Schelling, von 1799 bis 1801 Medizinstudent, später Arzt in Stuttgart.
- 45 Ludovico Ariosto (1474-1533), ital. Schriftsteller.
- 46 Reimist Albrecht Heinrich Matthias Kochen, wurde 1798 in Jena zum Dr. phil. promoviert, schrieb für Schillers *Almanach*; später Superintendent in Eutin.
- 47 Ludwig Tieck: *Fortunaze*, in: August Wilhelm Schlegel (Hg.): *Musen-Almanach*. Tübingen 1802.

- 48 Sophie Sander geb. Diederichs (1768-1828), Schriftstellerin, führte seit 1800 einen Salon in Berlin.
- 49 Justus Christian Loder (1753-1832), Professor für Anatomie in Jena und Halle, danach Leibarzt des Zars Alexander in Moskau.
- 50 Kr. oder gr. d.i. Kreuzer, gebräuchliches Währungsmittel.
- 51 Fl. oder flfr. d.i. Gulden, gebräuchliches Währungsmittel.
- 52 Altes Längenmaß, 1 Zoll waren in Sachsen 23,6 mm.
- 53 Dünne lange geschliffene oder gespaltene Späne, die als Fackeln benutzt wurden.
- 54 Altes Längenmaß, 1 Elle entspricht etwa der Länge eines Unterarmes (eines Mannes), also etwa 65 cm.
- 55 Hölzernes Gefäß.
- 56 Martin Gottlieb Klauer (1742-1801), Bildhauer, seit 1773 Hofbildhauer in Weimar, seit 1781 Lehrer an der Zeichenakademie, gründete 1789 die Kunstbacksteinfabrik.
- 57 Charles Gore, Esquire (1729-1807), engl. Kaufmann, Schiffsbauer, Kunstliebhaber, seit 1773 auf Reisen, seit 1791 dauerhaft in Weimar ansässig, Freund Goethes und dem Hofkreis angehörig.
- 58 Charles Louis Clérissseau (1721-1820), franz. Architekt.
- 59 Wolfgang Amadeus Mozart: Die Entführung aus dem Serail. Komisches Singspiel in drei Akten. 1781. KV 381; Wolfgang Amadeus Mozart: Die Zauberflöte. Große Oper in 2 Akten. 1791. KV 620.
- 60 Christian Wilhelm Büttner (1716-1801), Naturforscher und Sprachwissenschaftler, ab 1763 Professor der Philosophie in Göttingen.
- 61 Christian Gottlob Voigt (1743-1819), Regierungsrat in Weimar.
- 62 August Johann Georg Karl Batsch (1761-1802), Professor der Botanik in Jena. Im Jahr 1790 richtete er den dortigen botanischen Garten ein und stiftete später die naturforschende Gesellschaft zu Jena.
- 63 Friedrich Justin Bertuch (1747-1822), Weimarer Verleger.
- 64 Wahrscheinlich Ehefrau von Christoph Wilhelm Hufeland (1762-1836), Mediziner und Leibarzt am Weimarer Hof, seit 1801 königl. Leibarzt, Direktor des Ärztekollegiums an der Charité in Berlin.
- 65 Henriette Herz geb. de Lemos (1764-1847).
- 66 Napoleon Bonaparte (1769-1821), Napoleon I., französischer Kaisers 1804 bis 1814/15.
- 67 Götz von Berlichingen (1480-1562), deutscher Reichsritter. Götz von Berlichingen: Lebens-Beschreibung Herrn Gözens von Berlichingen, Zugenannt mit der Eisern Hand. Nürnberg 1731.
- 68 Benvenuto Cellini (1500-1571), italienischer Bildhauer und Goldschmied.
- 69 Friedrich August Tischbein (1759-1812), Maler und seine Frau Sophie Tischbein (1762-1840).
- 70 Rahel Levin (1771-1833), ab 1814 verheiratet mit Karl August Varnhagen von Ense (1785-1858), preußischer Diplomat und Schriftsteller.
- 71 August Wilhelm Schlegel begann 1797 Shakespeare zu übersetzen. In den ersten beiden Bänden erscheinen Romeo und Julia, Ein Sommernachtstraum, Julius Caesar und Was Ihr wollt; 1798 folgt Hamlet. 1810 brach er die Übersetzungen, nachdem er ungefähr die Hälfte der Shakespeare-Stücke übersetzt hatte, aufgrund mangelnder Resonanz, ab.
- 72 Sophie Bernhardt geb. Tieck (1775-1836), Schwester von Ludwig Tieck.

- 73 Rinde eines in Peru wachsenden Baumes, die bei kaltem Fieber eingesetzt wurde. Sie wurde daher auch Fieberrinde und der Baum der Fieberrindenbaum genannt.
- 74 Jonas Veit (1790-1854), Maler, älterer Sohn der Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel; Philipp Veit (1793-1817), Maler, vierter Sohn von Dorothea Mendelssohn-Veit-Böhmer.
- 75 Julius Wilhelm von Oppel (1765-1832), seit 1790 Bergkommissionsrat beim Oberbergamt in Freiberg.
- 76 Abraham Gottlob Werner (1749-1817), seit 1775 Professor der Bergbaukunst und Mineralogie in Freiberg, Lehrer und Freund von Novalis.
- 77 Louis Bernard Guyton de Morveau (1737-1816), franz. Chemiker.
- 78 Griech., brenzlich.
- 79 Tonartiger Stein, der aus zarten, glänzenden Blättern besteht, die sich spalten lassen, auch Marienglas, Argyrolithus.
- 80 Nicht näher zu ermittelnder Großgrundbesitzer in Voigtstedt.
- 81 Lat., rückwirkend.
- 82 Lat., im Voraus.
- 83 Lat., nicht akzeptabel, inakzeptabel.
- 84 Lat., Schauer vor etwas empfinden, etwas von sich abweisen; besonders in der Rechtssprache: jemanden als Richter ablehnen.
- 85 Griech., Entstehung der Gesteine; Oryktognosie, Oryktologie, Mineralienkunde; Oryktographie, Beschreibung der Mineralien.
- 86 Lat., Widerspruch.
- 87 Lat., wegen Schaden (durch Erosion) ist weitere Aufteilung des Besitztums statthaft.
- 88 Josias Friedrich Christian Löffler (1752-1816), evangelischer Theologe, Generalsuperintendent, Oberkonsistorialrat in Gotha, Ephorus des Gothaer Gymnasiums.
- 89 Adolf Heinrich Friedrich Schlichtegroll (1765-1822), Bibliothekar und Aufseher des Münzkabinetts in Gotha.
- 90 Madame de Gachet, Pseudonym einer franz. Emigrantin.
- 91 Karl Reichsfreiherr von Dalberg (1744-1817), Dalberg wurde 1787 zum Koadjutor, also zum Amtsgehilfen des Bischofs von Mainz und Worms berufen. Er zeigte Interesse an Ritters Demonstrationen über Galvanismus.
- 92 Lat., wohl oder übel.
- 93 Johann Christian Friedrich Hochhausen (1772-1824), Sachsen-Weimarischer Hofadvokat. Er wurde in den Geldangelegenheiten Ritters als Notar eingeschaltet.
- 94 Frz., die Gegensätze berühren sich.
- 95 August Stephan Winkermann (1780-1806), Mediziner.
- 96 Zeitschrift herausgegeben von August Klingemann, Leipzig 1800.
- 97 Währungseinheit um 1800 in Thüringen.
- 98 Verlagsbuchhandlung in Gießen.
- 99 Die Aufführung der Oper Iphigenie auf Tauris (1779) von Christoph Willibald Gluck fand am 13.04.1801 in Weimar statt.
- 100 Georg Christian Steffany, Bauinspektor am Weimarer Hofe seit 1799.
- 101 Anspielung auf eine Demonstration über Galvanismus am 9. April 1801 am Hof in Weimar.
- 102 Friedrich Majer (1772-1818), Indologe, Privatdozent in Jena.
- 103 Johann Gottfried Herder: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. 1.-4. Theil. Riga und Leipzig 1784, 1785, 17987 und 1791.

- 104 Friedrich Wilhelm Joseph Schelling: Erster Entwurf eines Systems der Naturphilosophie. Jena und Leipzig 1799.
- 105 Die Entdeckung der Galvanischen Elektrizität erfolgte 1791 durch Luigi Galvani (1737-1798). Er fand heraus, dass ein Froschschenkel in Zuckungen gerät, wenn man Nerven- und Muskelfasern mit zwei verschiedenen, miteinander verbundenen Metallen berührt.
- 106 Eigentlich *ad rem* (lat.), zur Sache.
- 107 Am 2. April 1801 fand die „Schlacht auf der Reede“ von Kopenhagen statt. Dänemark befand sich seit 1780 im Bündnis mit Schweden, Russland und Preußen gegen England. Durch einen Angriff der englischen Flotte wurde Dänemark 1801 gezwungen, aus dem Bündnis auszuscheiden.
- 108 Jean-Claude Delamétherie (Hg.): *Journal de Physique, de chimie, d’histoire naturelle et des arts*. Bd. 52, 1801.
- 109 Dr. Michael Friedländer (1769-1824), praktischer Arzt und Naturwissenschaftler.
- 110 William Shakespeare: Wie es Euch gefällt. 2. Akt, 3. Szene, 14-15: „O, what a world is this, when what is comely / Envenoms him that bears it!“.
- 111 Erlanger Literaturzeitung, Nr. 16, 18. April 1801.
- 112 Antoine François Comte de Fourcroy: *Système des connaissances chimiques et de leurs applications aux phénomènes de la nature, et de l’art*. Paris 1800-1802.
- 113 Abraham Christoph Thiele (1729-1805), Academicus in Leipzig.
- 114 Ernst Friedrich Christoph Netto, Pfarrer in Weimar.
- 115 Gerhard Friedrich Wilmans (1765-1830), Kunsthändler, Frankfurter Verleger, u.a. der Werke Hölderlins.
- 116 Die Rengersche Buchhandlung war ein Verlag in Halle, der seit 1697 den Namen Johann Gottfried Rengers (Schweigersohn des Gründers) trug.
- 117 „Christian Mevius war bis in die Mitte der sechziger Jahre Gothas bedeutendster Verleger. Die Buchhandlung von Johann Paul war seit 1749 im Besitze eines ehemaligen Seidenhändlers, der später an einem andern Orte zu den bekanntesten Verlegern Deutschlands gehören sollte, Johann Christian Dieterichs; von diesem erkaufte sie 1775 der bedeutendste Gothaische, ja thüringische Verleger des 18. Jahrhunderts, der Herzoglich Sächsische Hofagent Carl Wilhelm Ettinger (1774-1805). Gleich Anfangs mit starkem Verlage einsetzend, hatte er ein Zweiggeschäft in Langensalza und erwarb 1785 die ehemals Webersche Buchhandlung in Erfurt hinzu. Aus der Ettingerschen Handlung aber wuchs wiederum der noch heute bestehende Justus Perthesche Verlag hervor. Die Ettingersche Handlung bestand von 1778-1785 als „Handlungs-Sozietät“, der u. a. auch Johann Georg Justus Perthes (Oheim von Friedrich Perthes) angehörte. 1785 schied Perthes aus und begann einen eigenen Verlag, der in den Meßkatalogen von 1792 an auftritt. Gerade einer seiner wichtigsten Artikel ist schon vorher unter der Firma Ettinger verborgen: der von Joh. Christ. Dieterich 1765 begründete Gothaische Hofkalender, dessen Verlag Perthes, samt dem des Almanach de Gotha, von Ettinger mit der Verpflichtung der Beibehaltung der Ettingerschen Firma übernahm, und der Jahrzehnte hindurch der Mittelpunkt seines ganzen Geschäfts blieb und seine geschäftliche Bedeutung noch heutzutage besitzt.“ in: Johann Goldfriedrich: *Geschichte des Deutschen Buchhandels vom Beginn der klassischen Litteraturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft (1740-1804)*. Leipzig 1909. S. 491.
- 118 Julius Wilhelm Hamberger (1754-1813), Hofrat und Bibliothekar.
- 119 Christian Ludwig L. Lenz (1760-1833), von 1784 bis 1787 bei Basedow in Dessau am Philantropin als Aufseher und Lehrer tätig, dann wurde er von Salzmann nach

- Schnepfenthal berufen und heiratete dessen Tochter. Verfasser einiger pädagogischer Schriften.
- Christian Gotthilf Salzmann (1744-1811), Pfarrer und Pädagoge, Begründer des philanthropischen Erziehungs-Instituts in Schnepfenthal und Herausgeber der aufklärerischen Zeitschrift *Der Bote* aus Thüringen.
- Georg August Grieshammer (1765-1833), erwarb 1794 den Verlag von Christian Ernst Gabler in Leipzig und gründete die Verlagsbuchhandlung Grieshammer.
- Karl Theodor Anton Maria Freiherr von Dalberg (1744-1817), seit 1772 Geheimrat und Statthalter in Erfurt, 1802 Kurfürst von Mainz.
- 120 Elie Luzac (1723-1796), Rechtsgelehrter, Philosoph, Verleger. Ursprünglich französischer Hugenotte, emigrierte in die Niederlande und unterhielt in Leiden einen Verlag, in dem u.a. die Werke La Mettries erschienen.
- 121 *Astraea* oder *Astraea*, Figur der griech. Mythologie. Es gibt zwei Auslegungen. Sie war zum einen die Tochter des Titans *Astraios*. *Astraios* schuf den Süd-, Nord- und Westwind, den Morgenstern und die Gestirne des Himmels. Zum anderen wird *Astraea* mit *Dike*, der Göttin der vergeltenden, strafenden Gerechtigkeit gleichgesetzt. Sie verließ im sog. eisernen Zeitalter die Erde, auf der sie bis dahin gewohnt hatte. Seit dieser Zeit glänzt sie unter dem Namen der Jungfrau als Sternbild im Tierkreis. Der Kontext legt hier die erste Deutung nahe.
- 122 Geld, das zum Jahrmarkt fällig wird, Abgabe an den Marktherrn, Gabe der Schüler an den Schulmeister.
- 123 Lat., jemandem ein *Pereat* bringen heißt soviel wie jemanden zum Henker wünschen.
- 124 Torquato Tasso: *Befreites Jerusalem*. Übersetzt von Johann Diederich Gries. Jena 1800-1803.
- 125 *Sansculotten-Tournüre*, Haltung eines *Sansculotten* i.e. die Revolution unterstützend.
- 126 Dorothea Schlegel: *Florentin*: ein Roman. Hg. von Friedrich Schlegel. Leipzig, Lübeck 1801; Friedrich Schlegel: *Lucinde*: ein Roman. Berlin 1799.
- 127 Simon Veit (1754-1819), Bankier in Berlin, erster Ehemann von Dorothea Mendelssohn-Veit-Schlegel.
- 128 Karl Gustav von Brinkman (1764-1847), Diplomat und Schriftsteller.
- 129 Jakob Friedrich von Weishar (1775-1834), Politiker und Jurist.
- 130 Caroline Friederike Freifrau von Berg geb. Gräfin Häselar (1760-1828).
- 131 August Wilhelm und Friedrich Schlegel gaben das *Athenaeum* von 1798 bis 1800 heraus.
- 132 Wilhelm von Humboldt (1767-1835) Naturwissenschaftler, Sprachphilosoph, preußischer Staatsmann; seine Frau Caroline von Humboldt geb. von Dacheröden (1766-1829); David Joseph Veit (1771-1814), Arzt und Schriftsteller; Christian Friedrich Tieck (1776-1851), Bruder Ludwig Tiecks, Bildhauer.
- 133 Gartensalat.
- 134 Gebräuchliches Nahrungsmittel.
- 135 Griech., offensichtlich eine Verballhornung; Sinn nicht ermittelbar.
- 136 Wahrscheinlich Friedrich August Eschen (1777-1800), Übersetzer und Schriftsteller, Schüler von Johann Heinrich Voss, Student in Jena und Mitarbeiter am *Musenalmanach* Schillers.
- 137 Marie Johanne Fichte geb. Rahn (1755-1819), Ehefrau von Johann Gottlieb Fichte.

- 138 Evtl. Anspielung auf Christian Ferdinand Hartmann (1774-1842), Historien- und Porträtmaler, 1801 Preisträger der Weimarer Kunstausstellung, seit 1803 in Dresden, später Professor und Direktor der Kunstakademie in Dresden.
- 139 Verballhorntes Griechisch für *faul*.
- 140 Karoline Paulus (1767-1844), Frau von Heinrich Eberhard Paulus.
- 141 Griechische Lautung für *Fritz*.
- 142 Herodot (ca. 485-425 v. Chr.), griechischer Geschichtsschreiber.
- 143 Homer (8. Jh. v. Chr.), griech. Epiker.
- 144 Sophie Dorothea Margarete Liebeskind geb. Forkel (1765-1853), Jugendfreundin von Caroline Michaelis-Veit-Schlegel-Schelling, Schriftstellerin.
- 145 Das Geschlecht Campenhausen wanderte im 15. Jahrhundert nach Livland aus. Ungefähr im Jahre 1500 wurde Johann Camphusen Bürgermeister der Stadt Riga. Sein Enkel Balthasar (I) von Campenhausen (1689-1758) war eine prominente Figur sowohl in der schwedischen als auch in der russischen Geschichte. Im Jahre 1708 wurde er Major und Trabant des schwedischen Königs Karl XII. Er war zwei Mal verheiratet und hatte insgesamt zehn Kinder. Der jüngste Sohn Balthasar (1745-1800) studierte an den Universitäten Helmstedt, Halle und Leipzig Katuralwissenschaften, Jura und Mathematik, danach reiste er in Holland, England und Frankreich. Von 1767 bis 1777 stand er im Militärdienst des Gothaschen Herzogs und wurde Oberst. Im Jahre 1767 heiratete er die Gutsbesitzertochter Sophie Eleonore Woldeck von Arneburg (1744 - 1791). Die beiden hatten vier Söhne und drei Töchter. Der älteste Sohn Balthasar (III) Freiherr von Campenhausen (1772 - 1823) wurde Reichskontrolleur Russlands und Mitglied des Reichsrates. Sein Bruder Hermann (1773 - 1836) bewirtschaftete das Gut Orellen und heiratete Gräfin Keyserling. Der dritte Sohn Christoph (1780 - 1841) war ein Mitglied des Oberkonsistoriums in St. Petersburg und hatte 11 Kinder, unter denen viele höhere Beamter und Offiziere.
- 146 Attisches Museum. Hg. von Christoph Martin Wieland, 4 Bände. Zürich, Luzern und Leipzig 1796-1803.
- 147 Frz., *durcheinander*.
- 148 Lat., *bezahlt*.
- 149 Wahrs. *infiziert*.
- 150 Vgl. *Macarone* oder *Maccherone* (it.), *plumper Mensch*, *Hanswurst*, *Flegel*.
- 151 Luise Gotter geb. Stieler (1760-1826), lebenslange Freundin Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schellings. Ihre Tochter, Pauline Gotter (1786-1854), heiratete nach Carolines Tod 1812 Friedrich Schelling. Die beiden hatten sechs Kinder und lebten 42 Jahre zusammen.
- 152 Friedrich Hildebrand von Einsiedel (1750-1828), Kammerherr in Weimar.
- 153 Domenico Cimarosa: *Die heimliche Hochzeit*. 1792.
- 154 Karl August Böttiger (1760-1835), Archäologe, Forscher, Schriftsteller.
- 155 Evtl. Corona Elisabeth Wilhelmine Schröter (1751-1802), Sängerin, Schauspielerin, Liedkomponistin, 1776 von Goethe für das Weimarer Liebhabertheater gewonnen.
- 156 Charlotte von Kalb (1761-1843), lebte in Weimar und hielt engen Kontakt zur intellektuellen Elite der Stadt.
- 157 Johann Gottfried Herder (1744-1803), Geschichts- und Religionsphilosoph (vgl. Anm. 103).

- 158 Emilie Berlepsch (1755-1830), Schriftstellerin; Stephanie Félicité Genlis (1746-1830), französische Schriftstellerin; Germaine de Staël (1766-1817), französische Schriftstellerin. August Wilhelm Schlegel war nach der Scheidung von Caroline ihr Sekretär und Reisebegleiter.
- 159 Maria Karolina von Herder geb. Flachsland (1750-1809), seit 1773 Herders Frau.
- 160 Karl Ludwig von Knebel (1744-1834), Kammerherr in Weimar, Übersetzer, Freund Goethes.
- 161 Johann Heinrich Füssli (1742-1825), schweizer Maler.
- 162 Christiane Vulpius (1765-1816), seit 1788 Lebensgefährtin Goethes, seit 1806 seine Frau.
- 163 Johann Daniel Falk (1768-1826), Schriftsteller.
- 164 Jean Paul Friedrich Richter alias Jean Paul (1763-1825), Schriftsteller.
- 165 Ernst Christian Trapp (1745-1818), Pädagoge; Christoph Daniel Ebeling (1741-1817), Bibliothekar und Philologe.
- 166 Karl Friedrich Stollberg (1750-1819), Lyriker und Übersetzer.
- 167 Lobpreisender, Laudator, abgeleitet von Panegyrium, Loblied, Lobgesang.
- 168 Friedrich Wilhelm Gotter (1746-1797), Schriftsteller und Dramatiker.
- 169 Gemeint ist die Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und Künste, erschienen in Leipzig; Johann Gottfried Schütz (1747-1832), Professor für Beredsamkeit an der Universität Jena, Begründer und Herausgeber der Allgemeinen Literatur-Zeitung.
- 170 Anna Henriette Schütz geb. Danovius, Frau von Johann Gottfried Schütz.
- 171 Johann Wolfgang Goethe: Scherz, List und Rache: ein Singspiel. Leipzig 1790.
- 172 Von Thespis, Gründer der griech. Wanderbühne.
- 173 Wirkte als Missionar am Main, Patron des Bistums Würzburg und der fränkischen Winzer.
- 174 Zuckergebäck.
- 175 Btz. d.i. Batzen, gebräuchliches Währungsmittel.
- 176 Ggl. d.i. Gute Groschen, gebräuchliches Währungsmittel.
- 177 Veraltet für Kollegium.
- 178 Titus Livius (59 v. Chr.-17 n. Chr.), röm. Geschichtsschreiber, Autor des Werkes *Ab urbe condita*.
- 179 Friedrich Theophilus Thilo: Emilie Sommer. Eine Geschichte in Briefen. Leipzig 1781. Das Werk wurde unter dem Pseudonym Herr Schreiber veröffentlicht. Thilo wurde 1749 geboren und starb 1825. Er war Verfasser von Romanen mit solch klingenden Titel wie *Die Großmüthigen Erben* (1776), *Adelheid oder die unwahrscheinliche Liebe* (1779) oder *General Moorner oder Streit zwischen Liebe und Pflicht* (1785).
- 180 Eigentlich chartae theca (lat.), Papierumschlag, hier eine schlechte Schrift, ein Einschlagpapier.
- 181 Jeremias (um 650-587 v. Chr.), biblischer Prophet, der mit seinen Botschaften im Gegensatz zur Politik der Könige und des Volkes stand und deshalb angefeindet und verfolgt und als Hochverräter gefangen genommen wurde. Jona (8. Jh. v. Chr.), israelitischer Prophet. Hieremiasse und Jonasse steht wohl synonym für Propheten.
- 182 Anspielung auf Johann Bernhard Basedow (1723-1790), Pädagoge, fühlte sich durch Rousseaus *Émile* zum Reformator des Erziehungswesens berufen und gründete als Musterschule 1774 das Philanthropin zu Dessau, wohin er schon 1771 berufen war, trat 1776 zurück.

- 183 Carl Grosse: Der Genius. Aus den Papieren des Marquis C* von G**. 4 Theile. Halle 1791-95.
- 184 *Almansur* entstand 1790 und stammt damit noch aus der Gymnasialzeit Ludwig Tiecks. Die Erzählung erschien erstmals in einem unter dem Pseudonym Falkenhain herausgegebenen Band von August Ferdinand Bernhardt, dem Gymnasiallehrer und späteren Schwager Tiecks. Falkenhain: Nesseln. Berlin 1798.
- 185 Studienfreund Tiecks in Halle/Saale.
- 186 J. G. Schmohl
- 187 Ankündigungen und Anzeigen. Journal der Moden von Bertuch und Kraus, in: Der Teutsche Merkur 1785, Nr. 11, Anzeiger, S. CLXXXIX.
- 188 Johann Elert Bode (1747-1826), Astronom, 1772 an die Akademie nach Berlin berufen, seit 1787 Direktor der Sternwarte in Berlin.
- 189 Für Bahrtuch, Leichentuch, das über die Bahre und den darauf stehenden Sarg gezogen wird.
- 190 Frz., wie angemessen, wie erwartet; comme il ne faut pas (frz.), wie nicht angemessen, fehlt am Platz.
- 191 Engl., 30.000 Pfund im Jahr.
- 192 Engl., gerade aus London eingetroffen.
- 193 Engl., Versammlung, Zusammenkunft.
- 194 Frz., Lächerlichkeiten.
- 195 Engl., Kränkungen, Demütigungen.
- 196 Engl., Niemande.
- 197 Frz., sehr schnell, geschwind.
- 198 Frz., der Schreckliche.
- 199 Engl., mit Kurs auf Hamburg.
- 200 Frz., mit Feuereifer.
- 201 Frz., per Post.
- 202 Engl., der Schatz der Mode.
- 203 Frz., die Neuheiten.
- 204 Pedro Calderón de la Barca (1600-1681), spanischer Schriftsteller.
- 205 Miguel de Cervantes Saavedra (1547-1616), spanischer Dichter. Sein Hauptwerk war Don Quijote de la Mancha (1605).
- 206 William Shakespeare (1564-1616), englischer Dichter.
- 207 D.i. Gulden, gebräuchliches Währungsmittel.
- 208 Kasten, in den das Geld gelegt wird, welches für den öffentlichen Gottesdienst und die dazu gehörigen Personen und Gebäude verwendet wird.
- 209 Mitgliederregister.
- 210 Amalie Tieck, geb. Alberti (gest. 1837).
- 211 Dorothea Tieck (1799-1841), Tochter von Ludwig und Amalie Tieck.
- 212 Mutter von Katharina von Görres, geb. Lassaulx, Ehefrau von Johann Claudius von Lassaulx (1781-1848), Architekt in Koblenz; Joseph von Görres (1776-1848), Schriftsteller, Schulfreund von Clemens Brentano; Katharina von Görres geb. Lassaulx genannt Kadi (1779-1855), Ehefrau Joseph von Görres und Freundin von Sophie von Brentano, Clemens Schwester.
- 213 Emina Gisela Hulda Mereau (1797-1833), seit 1824 verheiratet mit Karl Ullmann (1796-1865) in Halle.
- 214 D.i. Akkouchieur (frz.), Geburtshelfer.
- 215 Caroline Christiane Luise Rudolphi (1771-1811), Erzieherin, Dichterin, Freundin von Sophie Schubart-Mereau-Brentano.

- 216 Wahrscheinlich ist gemeint der Pfalzgraf Johann Casimir (1564-1633). Verweser der Kurpfalz 1583-1592; verfasste beispielhafte Kirch- und Schulordnungen, die zu einer guten Verwaltung beitrugen. Politisch war Casimir stets als kluger Ratgeber bekannt und geschätzt. Während zwar die Hexenverfolgung unter seiner Regierung noch einmal einen grausamen Höhepunkt erlebte, konnte er das ihm anvertraute Land durch seine Neutralität zwischen Protestanten und Katholiken lange vor dem Dreißigjährigen Krieg bewahren. 1631 schloss er sich aber auf Grund seiner protestantischen Religionsüberzeugungen dem schwedischen König Gustav Adolf zu einem Krieg gegen den deutschen katholischen Kaiser an.
- 217 Zunftähnliche Vereinigung von Sängern und sonstigen musikalischen Leuten, die an hohen Festtagen unter der Leitung des Kantors die Kirchenmusiken aufführten.
- 218 Benedikt Franz Xaver Baader (1765-1841), Mineraloge, Arzt, Bergrat in München, romant. Glaubensphilosoph und Gesellschaftstheoretiker.

Literaturverzeichnis

In den Literaturverweisen und Quellenangaben verwendete Kurzbezeichnungen und Siglen:

- AWSB August Wilhelm Schlegel: Ausgewählte Briefe. Hg. Edgar Lohner. Stuttgart u.a. 1974 (Sprache und Literatur 83: Kritische Schriften und Briefe VII).
- CBF Caroline. Briefe aus der Frühromantik. Nach Georg Waitz vermehrt herausgegeben von Erich Schmidt. 2 Bde. Leipzig 1913.
- CBWB Clemens Brentano: Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Lieselotte Kinskofer. Band 3. Stuttgart u.a. 1991.
- CDS Ernst Wieneke (Hg.): Caroline und Dorothea Schlegel in Briefen. Weimar 1914.
- Fabri J.[ohann] E.[rnst] Fabri: Handbuch der neuesten Geographie, für Akademien, Gymnasien, und jeden Liebhaber dieser Wissenschaft. Achte verbesserte und vermehrte Ausgabe. Halle und Wien 1801
- FdR Jonas Fränkel (Hg.): Aus der Frühzeit der Romantik. Berlin 1907 (Umschlagtitel: Aus der Blütezeit der Romantik)
- GAS II Johann Wolfgang Goethe: Amtliche Schriften. Die Schriften der Jahre 1788 bis 1819. Hg. v. Staatsarchiv Weimar. Weimar 1968 bis 1970.
- KFSA Kritische Friedrich-Schlegel-Ausgabe. Hg. von Ernst Behler. 3. Abt.: Briefe von und an Friedrich und Dorothea Schlegel (23: 1788-1797. 198 7; 24:

- 1797-1799. 1985; 30: 1818-1823. 1980). Paderborn u.a. 1980-1987.
- NS 4 Novalis: Schriften. Vierter Band: Tagebücher, Briefwechsel, Zeitgenössische Zeugnisse. Hg. V. Richard Samuel in Zusammenarbeit mit Hans-Joachim Mähl u. Gerhard Schulz. Stuttgart 1975.
- NTB Richard Samuel (Hg.): Novalis. Band I: Das dichterische Werk, Tagebücher und Briefe. München 1978.
- RB Friedrich Gundelfinger (Hg.): Romantiker-Briefe. Jena 1907.
- Ritter 1988 Der Physiker des Romantikerkreises Johann Wilhelm Ritter in seinen Briefen an den Verleger Carl Friedrich Ernst Frommann. Herausgegeben und mit Kommentaren versehen von Klaus Richter. Weimar 1988.
- KGA V, 1-5 Friedrich Daniel Ernst Schleiermacher. Kritische Gesamtausgabe. Fünfte Abteilung: Briefwechsel und biographische Dokumente. Bd. 1-5. Hg. v. Andreas Arndt u. Wolfgang Virmond. Berlin u. a. 1985-1999.

Weiterführende Literatur

Alltag

- Richard van Dülmen: Poesie des Lebens. Eine Kulturgeschichte der deutschen Romantik. Band 1: Lebenswelten. Köln, Weimar, Wien 2002.
- Hans-Werner Hahn u.a. (Hg.): Bürgertum in Thüringen. Lebenswelt und Lebenswege im frühen 19. Jahrhundert. Rudolstadt und Jena 2001.
- Wolfgang Kaschuba (Hg.): Alltagskultur im Umbruch. Weimar 1996.
- Jürgen Kuczynski: Geschichte des Alltags des deutschen Volkes. 1600-1945. 5 Bände. Köln 1981-1982.
- Peter Lahnstein (Hg.): Report einer ‚guten alten Zeit‘. Zeugnisse und Berichte 1750-1805. Stuttgart u.a. 1970.
- Wilhelm Treue: Kulturgeschichte des Alltags. Frankfurt a. M. 1961.

Thüringen

- Andreas C. Bimmer (Hg.): Hessen und Thüringen. Kulturwissenschaftliche Bilanz und Perspektive. Marburg 1992.
- Walter Dietl (Hg.): Thüringen. Geschichte und Geschichten. 2 Bände. Gotha 1990.
- Jürgen John (Hg.): Kleinstaaten und Kultur in Thüringen vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Weimar u.a. 1994.
- Thomas Kopfermann, Dietrich Steinbach: Epochenzentrum Weimar – Jena. Leipzig 1999.
- Hans Patze (Hg.): Geschichte Thüringens. 6 Bde. Köln 1967-1984 (Mitteldeutsche Forschungen 48).
- Heinrich Pleticha: Kulturlandschaft Thüringen. Freiburg u.a. 1991.

Häusliches Leben

- Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Neuzeit. Band 1: Das Haus und seine Menschen 16.-18. Jahrhundert. München 1990.
- Volker Glüntzer: Ländliches Wohnen vor der Industrialisierung. Münster 1980.
- Edmund Meier-Obrist: Kulturgeschichte des Wohnens im abendländischen Raum. Hamburg 1956.
- Lutz Niethammer (Hg.): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal 1979.
- Hans Jürgen Teuteberg (Hg.): homo habitans. Zur Sozialgeschichte des ländlichen und städtischen Wohnens in der Neuzeit. Münster 1985.

Arbeit

- Wilhelm Abel: Geschichte der deutschen Landwirtschaft vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart 1962.
- Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Neuzeit. Band 2: Dorf und Stadt 16.-18. Jahrhundert. München 1992.
- Elmar Schmitt: Leben im 18. Jahrhundert: Herrschaft, Gesellschaft, Kultur, Religion, Wirtschaft; dokumentiert und dargestellt anhand von Akzidenzdrucken der Wagnerschen Druckerei in Ulm. Konstanz 1987.
- Wilhelm Treue: Wirtschaft, Gesellschaft und Technik in Deutschland vom 16. bis zum 18. Jahrhundert. München 1999.
- Rudolf Vierhaus: Die Organisation wissenschaftlicher Arbeit: gelehrte Sozietäten und Akademien im 18. Jahrhundert, in: Jürgen Kocka: Die Königlich-Preußische Akademie der Wissenschaften zu Berlin im Kaiserreich. Berlin 1999, S. 3-21.

Informationswesen

- Herbert G. Göpfert, Erdmann Weyrauch: ‚Unmoralisch an sich...‘. Zensur im 18. und 19. Jahrhundert. Wiesbaden 1988.
- Gerhard R. Kaiser, Sigrid Seifert: Friedrich Justin Bertuch (1747-1822): Verleger, Schriftsteller und Unternehmer im klassischen Weimar. Tübingen 2000.

- Wolfgang Martens: Die Botschaft der Tugend. Die Aufklärung im Spiegel der deutschen Moralischen Wochenschriften. Stuttgart 1971.
- Evi Rietschel (Hg.): Gelehrsamkeit ein Handwerk? Bücherschreiben ein Gewerbe? Dokumente zum Verhältnis von Schriftsteller und Verleger im 18. Jahrhundert in Deutschland. Leipzig 1992.
- Ludwig Salomon: Geschichte des deutschen Zeitungswesens: Von den Anfängen bis zur Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches. Oldenburg, Leipzig 1900-1902.
- Ludwig Salomon: Allgemeine Geschichte des Zeitungswesens. Leipzig 1907.

Akademische Bildung

- Notker Hammerstein: Die deutschen Universitäten im Zeitalter der Aufklärung, in: Zeitschrift für historische Forschung 10 (1983), S. 73-89.
- Notker Hammerstein (Hg.): Universitäten und Aufklärung. Göttingen 1995.
- Walter Rüegg: Geschichte der Universität in Europa. Band 2: Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500-1800). München 1996.
- Walter Rüegg: Geschichte der Universität in Europa. Band 3: Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg. München 2001.
- Friedrich Strack: Evolution des Geistes. Jena um 1800: Natur und Kunst, Philosophie und Wissenschaft im Spannungsfeld der Geschichte. Stuttgart 1994.

Liebe und Ehe

- Dirk Blasius: Ehescheidung in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt am Main 1992.
- Peter Borscheid u.a. (Hg.): Ehe, Liebe, Tod. Zum Wandel der Familie, der Geschlechts- und Generationsbeziehungen in der Neuzeit. Münster 1983.
- Neithart Bulst u.a. (Hg.): Familie zwischen Tradition und Moderne. Studien zur Geschichte der Familie in Deutschland und Frankreich vom 16. bis zum 20. Jahrhundert. Göttingen 1981.
- Werner Conze (Hg.): Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Stuttgart 1976.
- Herrad Schenk: Freie Liebe – wilde Ehe. Über die allmähliche Auflösung der Ehe durch die Liebe. München 1987.

Kindererziehung

- Philippe Ariès: Geschichte der Kindheit. München 1975.
- Lloyd De Mause (Hg.): Hört Ihr die Kinder weinen? Eine psychogenetische Geschichte der Kindheit. Frankfurt 1977.
- Donata Elschenbroich: Kinder werden nicht geboren. Studien zur Entstehung der Kindheit. Frankfurt 1977.
- Hans-Heino Ewers: Kindheit als poetische Daseinsform: Studien zur Entstehung der romantischen Kindheitsutopie im 18. Jahrhundert; Herder, Jean Paul, Novalis und Tieck. München 1989.

Jochen Martin, August Nitschke (Hg.): Zur Sozialgeschichte der Kindheit. Freiburg, München 1986.

Vergnügen

Paul Hugger (Hg.): Stadt und Fest. Zur Geschichte und Gegenwart europäischer Festkultur. Stuttgart 1987.

Uwe Schultz: Das Fest. Eine Kulturgeschichte von der Antike bis zur Gegenwart. München 1988.

Hans-Joachim Simm (Hg.): Das Fest. Ein Lesebuch vom Feiern. München, Wien 1981.

Lesekultur

Clemens Baumgärtner (Hg.): Lesen. Ein Handbuch. Lesestoff, Leser und Leseverhalten, Lesewirkungen, Leseerziehung, Lesekultur. Hamburg 1973.

Rolf Engelsing: ‚Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit‘, in: Archiv der Geschichte des Buchwesens 10 (1969), Sp. 945-1002.

Rolf Engelsing: Der Bürger als Leser. Stuttgart 1974.

Bodo Franzmann u.a. (Hg.): Handbuch Lesen. München 1999.

Paul Goetsch (Hg.): Lesen und Schreiben im 17. und 18. Jahrhundert. Tübingen 1994.

Pia Schmid: Zeit des Lesens – Zeit des Fühlens. Anfänge des deutschen Bildungsbürgertums. Berlin 1985.

Mode

Max von Boehn, Oskar Fischel: Menschen und Mode im 18. Jahrhundert. München 1963.

Caroline Fouqué: Geschichte der Moden vom Jahre 1785 bis 1829 als Beytrag zur Geschichte der Zeit. Hg. v. Dorothea Böck. Berlin 1987.

René König, Peter W. Schuppisser (Hg.). Die Mode in der menschlichen Gesellschaft. Zürich 1958.

Gudrun Liegl-Raditschnigg, Landesmuseum Oldenburg (Hg.). Kleidung und Mode vom Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Oldenburg 1996.

Walter Steiner, Uta Kühn-Stillmark: Friedrich Justin Bertuch. Ein Leben im klassischen Weimarer zwischen Kultur und Kommerz. Köln, Weimar, Wien 2001.

Gerhard Wagner: Von der galanten zur eleganten Welt. Das Weimarer Journal des Luxus und der Moden (1786-1827) im Einflußfeld der englischen industriellen Revolution und der Französischen Revolution. Hamburg 1994.

Religion

Erich Beyreuther: Geschichte des Pietismus. Stuttgart 1978.

Martin Brecht u.a. (Hg.): Pietismus und Neuzeit. Band 9: Kirche und Frömmigkeit im Übergang vom 18. zum 19. Jahrhundert. Göttingen 1984.

- Richard van Dülmen: Kultur und Alltag in der Frühen Neuzeit. Band 3: Religion, Magie und Aufklärung 16.-18. Jahrhundert. München 1994.
- Hans Küng: Das Christentum. Die religiöse Situation der Zeit. München 1999.
- Kurt Nowak: Geschichte des Christentums in Deutschland. Religion, Politik und Gesellschaft vom Ende der Aufklärung bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. München 1995.
- Wolfgang Schieder: Religion und Gesellschaft im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1993.
- Hermann Timm: Die heilige Revolution. Das religiöse Totalitätskonzept der Frühromantik. Schleiermacher – Schlegel – Novalis. Frankfurt am Main 1978.

Tod

- Philippe Ariès: Geschichte des Todes. München 1980.
- Ursula Baumann: Vom Recht auf den eigenen Tod. Die Geschichte des Suizids vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Weimar 2001.
- Jörg Vögele, Wolfgang Woelk (Hg.): Stadt, Krankheit und Tod. Geschichte der städtischen Gesundheitsverhältnisse während der epidemologischen Transition vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert. Berlin 2000.
- Rolf Winau, Hans Peter Rosemeier: Tod und Sterben. Berlin, New York 1984.

Verzeichnis der Abbildungen

- Abb. 1: Karte von Thüringen
- Abb. 2: Jena um 1790
- Abb. 3: Circulierröhren-Heizung
- Abb. 4: Ein englischer Gurcken-Schneider
- Abb. 5: Erich Kuitan, Schiller auf dem Weg zu seiner Antrittsvorlesung (1909/1910)
- Abb. 6: Porträt Clemens Brentano (1778-1842)
- Abb. 7: Gesellschaftsspiel ‚Kuss erraten‘
- Abb. 8: Porträt Luise Gotter (1760-1826)
- Abb. 9: Mozart-Denkmal in Tiefurt
- Abb. 10: Lesecafé
- Abb. 11: Vorlesung bei Ludwig Tieck
- Abb. 12: Porträt Wilhelm Wackenroder (1773-1798)
- Abb. 13: Damen-Bibliothek
- Abb. 14: Wunderbare Kraft der Schnürleiber
- Abb. 15: Mode-Telegraph
- Abb. 16: Engländer in Negligee-Tracht
- Abb. 17: Elegant im neuesten Schnitt
- Abb. 18: Wilhelm von Schadow, Heilige Familie unter dem Portikus (1818)
- Abb. 19: Porträt Sophie Mereau (1770-1806)
- Abb. 20: Grab Caroline Michaelis-Böhmer-Schlegel-Schelling (1763-1809)

Drucknachweise

TEXTE

Der Herausgeber dankt den Verlagen und Institutionen für die freundlicherweise erteilten Abdruckgenehmigungen für die Briefe. Nicht immer konnten die Rechteinhaber ermittelt werden. Bitte wenden Sie sich gegebenenfalls an den Verlag.

ABBILDUNGEN

Der Herausgeber dankt den Verlagen und Institutionen für die freundlicherweise erteilten Abdruckgenehmigungen. Nicht immer konnten die Rechteinhaber ermittelt werden. Bitte wenden Sie sich gegebenenfalls an den Verlag.



Landeszentrale
für politische Bildung
Thüringen

Die Betrachtung von Alltag eröffnet einen Blick auf das gesamte Spektrum menschlichen Lebens. Dazu gehören Last und Mühen täglicher Arbeit, das abendliche Einschlafen auf dem Sofa, die neuesten Haushaltsgeräte, die Erhöhung der Fleischsteuer ebenso wie Besuche in Bordellen oder pittoreskes Studentenleben: »Saufen und Besaufen ist der hallischen Studenten Fehler nicht: das ist in Jena und Gießen Mode; in Halle herrscht in Absicht des Trinkens viel Decenz. Das Bier ist hier nicht stark, und wer sich darin benebeln wollte, müste eine gewaltige Portion zu sich nehmen, Brantewein noch weniger, oder vielmehr gar nicht getrunken. Wenn daher schon dieser oder jener sich nun und dann den Kopf schwer macht durchs kleine Glas, oder durch Wein und Punsch, so kommt dergleichen doch nicht auf die Rechnung der ganzen Studentenschaft. Genug, daß die meisten sehr sauber und ordentlich – in Absicht des Trunkes sind.«
